

ED 129-2-1

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

Institut für Zeitgeschichte ARCHIV	
Akt. 5476/75	Best. ED 129/2
Rep. H/96	Kat.

13. Kapitel

DER ERSTE STURZ.

Der Sommer 1933 kam allmählich heran, und er versprach ebenso schön zu werden wie der Frühling, für mich persönlich auf alle Fälle. Oft beschlich mich geradezu der Gedanke: "Mir grauet vor der Götter ^{und} Weide" ^{und} ich war beinahe froh, wenn es auch einmal Schwierigkeiten und kleine Sorgen gab, in der Annahme, damit dem Schicksal den Tribut entrichtet zu haben; denn selbst Potsdam war kein vollkommenes Paradies, und auch über den Frühlingshimmel 1933 zogen ab und zu Gewitterwolken; doch deren wurden allmählich immer mehr und immer dunklere. Hauptsächlich zogen sie im kirchlichen und im politischen Wetterwinkel herauf. Was ich auf kirchlichem Gebiet bisher als verrückte und überspannte Ideen einiger Heißsporne und "hundertprozentiger Völkischer" angesehen hatte, nämlich auch Christentum und Kirche vom politischen oder vom Rassestandpunkt aus zu betrachten, das nahm jetzt greifbarere Formen an und drängte sich in den Vordergrund. Immer häufiger und aufdringlicher klang der Name "Deutsche Christen" auf, ein Wort, das ich vor etwa einem halben Jahr zum ersten Mal gehört hatte. Die Deutschen Christen verkündeten laut und überall vernehmbar, die Kirche sei reformbedürftig, sie sei, wie die ganze Welt, "verjudet" und müsse daher von allen "jüdischen Einflüssen" gereinigt werden, das Christentum sei ja etwas ganz Schönes, aber es sei von jüdischen Schlacken überlagert, zumal von dem Alten Testament, das entfernt werden müsse; Christus selbst sei als Galiläer "Arier" gewesen und könne daher noch anerkannt werden, dasselbe gelte von den Aposteln bis auf Judas Ischarioth, der, wie schon der Name besage, Jude gewesen sei; Paulus sei im höchsten Grade verdächtig, besser daher weg mit seinen Episteln! Im Übrigen sei aber das Christentum nur für die Arier, hauptsächlich die Deutschen da, und ein Jude könne auch durch die Taufe niemals Christ werden, denn die Religion richte sich nach der Rasse und müsse "artgebunden" bleiben und in diesem Stile weiter. Es gab keinen Unsinn, den die deutschen Christen nicht verzapften. Außerdem brauchte man kein Theologie-Professor zu sein, um nicht sofort einzusehen, daß nach dieser neuen Lehre vom Christentum kaum noch etwas übrig blieb, das Wenige ab

Institut

aber, was noch bestehen bleiben sollte, in sein Gegenteil verkehrt wurde. Daß ein Nicht-Arier natürlich nicht Geistlicher werden könnte, aber überhaupt keine deutsche Kirche betreten dürfte, war ohnehin ausgemachte Sache. Was die Dogmen, diese Grundpfeiler christlichen Glaubens beider Konfessionen, anbetraf, so feierte in ihrer Auslegung durch die deutschen Christen die überwunden geglaubte liberale Theologie, diese Vorfrucht des Atheismus, fröhliche Auferstehung mit anderem Vorzeichen. Nun hätte mich diese neue theologische Lehre, wie so mancher andere Irrglauben, an sich wenig erregt, wenn ich nicht zu meinem Entsetzen festgestellt hätte, daß diese neue, verrückte Sektiererei die offizielle Anschauung der "herrschenden Kreise" darstellte, ja vielmehr nur noch des gemäßigteren Teiles derselben, während das Gros bereits einen Schritt weitergegangen war, folgerichtig auch den Herrn Christus selbst über Bord geworfen hatte und sich nicht mehr christlich, sondern "gottgläubig" nannte.

Die Kirche beider Konfessionen wandte sich natürlich scharf gegen diesen Irrglauben der "Rassen-Religion", aber in der ungefestigten evangelischen Kirche hatten sich die deutschen Christen selbst in die Reihen der Geistlichen eingeschlichen und führten dort das große Wort, da sie ja die politische Macht hinter sich hatten. Seitens der Reichsregierung wurde verkündet, es sei der heiße Wunsch des Führers, daß sich die gesamten evangelischen Landeskirchen zu einer einzigen evangelischen Reichskirche zusammenschlössen, mit welcher der Staat dann ebenfalls wie mit dem Papst ein Konkordat abschließen wolle. Diese einzige evangelische Kirche war auch auf dem besten Wege. Sogar ein Reichsbischof war bereits in der Person des Pastors v. Bodelschwingh aus Bethel - Sohn des berühmten Papa Bodelschwingh - gefunden worden und von der Kirche gewählt worden. Eine solche einzige evangelische Kirche passte aber dem neuen Régime nicht, wie ich genau wußte. Aber wozu waren die deutschen Christen da? Diese verstanden ihre Aufgabe und erhoben in der ihnen zur Verfügung stehenden Presse einen gewaltigen Lärm, indem sie behaupteten, die heutigen Kirchenleitungen hätten in keiner Weise mehr das gläubige "Kirchenvolk" hinter sich, sondern sie, die deutschen Christen, repräsentierten heute "die evangelische Kirche". Etwas Besseres konnte den herrschenden Kreisen nicht passieren. Flugs wurde verkündet, in der evangelischen Kirche herrsche ein bedauerlicher "Kirchenkampf", und unter diesen Umständen könnte

Institut

die jetzige Kirchenleitung und auch der Reichsbischof v. Bodelschwingh nicht anerkannt werden. Ein größerer und frivolerer Volksbetrug ist wohl selten ausgeübt worden. Ich schreibe dies nicht aus der Rückschau; denn so oft ich es in diesem Tagebuch-Komplement eingestanden habe, wie oft ich hereingefallen und andüpiert worden bin, so kann ich es andererseits nicht verschweigen, daß hier im Sommer 1933 in Bezug auf den sogenannten "Kirchenkampf" mein Blick schon außerordentlich geschärft war, daß ich das niederträchtige Spiel genau durchschaute und daß ich selten etwas so unchristlich geheßt habe wie das "deutsche Christentum". Vielleicht schoß ich in diesem "aß öfters über das Ziel hinaus; ich war mir bewußt, daß es auch unter den "deutschen Christen" gutgläubige und anständige Leute gab, die garnicht ahnten, welches schändliche Spiel mit ihnen getrieben wurde, aber in ihrer ganzen Richtung sah ich den leibhaftigen Antichrist, viel mehr, als in der offenen Gegenerschaft zum Christentum, wie sie insbesondere in den sogenannten "Gottgläubigen" verkörpert wurde. Wie es in unserm zu 80 % entchristlichten evangelischen Volksteil nicht anders zu erwarten war, schwetzten die meisten das Märchen von dem bedauerlichen "Kampf innerhalb der evangelischen Kirche" natürlich nach, und das erfüllte mich immer mit der größten Wut, denn einer solchen Dummheit und Verständnislosigkeit gegenüber war ich äußerst intolerant. Dieses trat besonders in Erscheinung bei der großen Kirchenwahl, die in diesem Sommer stattfand, und wo seitens der Regierung und Adolf Hitlers selbst in geradezu schamloser Weise für die "deutschen Christen" Propaganda gemacht wurde. Ich erklärte den Beamten, daß auch sie selbstverständlich völlig freie Wahl hätten, und daß in solchen Dingen, wo es um die Religion ginge, sich keiner davon beeinflussen lassen dürfe, wenn unsere staatlichen Vorgesetzten eine bestimmte kirchliche Richtung verträten; ich selbst würde z.B. nicht die Liste dieser Richtung, sondern die Kandidaten wählen, die an dem unwandelbaren Bekenntnis der christlichen Kirche festhielten. Natürlich waren die die Beeinflussung und die staatliche Propaganda doch so stark, daß die "deutschen Christen" ~~zu meiner~~ vielfach sogar die Mehrheit bekamen. Auf Grund dieser Wahlen wurde dann 2 Monate später der Königsberger Wehrkreispfarrer Müller der evangelischen Kirche als "Reichsbischof" aufoktroiert. Schon jetzt spielte er bei den "deutschen Christen" und ihrer Propaganda eine große Rolle. Vorgreifend will ich bemerken, daß diese Er-

Institut

ED 129-2-5

nennung in allen wahrhaft kirchlichen Kreisen helle Empörung entfachte und die über den "Reibi" umlaufenden Witze nicht gerade sehr schmeichelhaft für ihn waren. Es war vorgesehen- und das war kein Witz- daß er feierlich in Berlin einziehen und im Dom inthronisiert werden sollte. M.W. sollte dieser feierliche Akt am 1. Advent stattfinden. Da bekanntlich das Evangelium dieses Tages den Einzug Christi in Jerusalem behandelt, sagten die schlechten Menschen, ebenso würde es der Reibi in Berlin machen, nur würde dann der Esel ohne den Herrn Christus einziehen. Nebenbei bemerkt, ist es zu diesem Einzug nie gekommen. Der Widerstand der Kirche gegen diesen ihr aufoktroierten Bischof war doch so groß, daß er de facto nie ein Kirchenregiment ausgeübt hat, und man kluger Weise davon Abstand nahm, eine thestralische Inthronisierung in Scene zu setzen. Daß ich diesem "Reichsbischof" ganz besonders "gewogen" war, liegt auf der Hand. Ich fürchte, daß ich damals in nicht sehr gewählten Ausdrücken von ihm sprach. Graf Helldorff amüsierte sich immer über meinen Haß gegen die deutschen Christen und neckte mich oft damit, wobei ich aber feststellte, daß er ihnen auch nicht sehr hold war. Überhaupt bemerkte ich bald, daß sie im Allgemeinen bei den zünftigen Nationalsozialisten eine schlechte Nummer hatten, eine schlechtere als die bekenntnistreuen Christen. Diese wurden bereits als offene und ehrliche Gegner des Nationalsozialismus betrachtet, während man in den "deutschen Christen" teils Verräter erblickte, die man gebrauchen kann, aber nicht liebt, teils laue Charaktere, die es durch dick und dünn mit der herrschenden politischen Richtung halten, andererseits es aber auch für den Fall des Falles nicht ganz mit dem Herrn Christus verderben wollten.

Die Parteibücher waren immer noch nicht "in den Ofen geflogen"; im Gegenteil: Je mehr die anderen Parteien sangs und klanglos mit mehr oder minder sanftem Zwang von der politischen Bildfläche verschwanden, desto strahlender und siegreicher erhob sich die nationalsozialistische Partei und wurde allmählich zu "der" Partei, nein vielmehr zu der alles beherrschenden Weltanschauung und schließlich zur - Religion, aber durchaus nicht so, daß etwa das ganze Volk dieser neuen Religionsgemeinschaft nach dem Grundsatz "cuius regio ejus religio" zugeführt und als ihr angehörig betrachtet wurde, sondern wie eine indische Kaste

schloß sich diese "verschworene Gemeinschaft", wie die Partei genannt wurde, vom übrigen Volk ab. Wenn auch ein großer Zustrom in die Partei eingesetzt hatte, so war der Eintritt in sie doch grundsätzlich nur einem beschränkten Kreis "Auserwählter" gestattet und galt als hohe Auszeichnung, die nicht jedem beliebigen zuteil wurde. Daß die Auserlesenen natürlich völlig "reinrassig" sein mußten, war zunächst einmal Vorbedingung. Nach dem Ratschluß Gottes oder vielmehr der "Vorsehung" war diesem in der Partei zusammengeschlossenen kleinen Teil des Volkes das Herrschen, dem anderen, großen Teil das Gehorchen vorbehalten. Göbbels drückte dieses einmal in einer Rundfunkrede, die ich zufällig selbst anhörte, mit den schönen und unzweideutigen Worten aus: "Wie im Theater ja auch nur ein kleiner Personenkreis selbst mitspielt, während das Gros aus Zuschauern besteht, so ist es auch im Staat."

Ich selbst machte auf politischem Gebiet in dieser Zeit zwei ganz bestimmte Entdeckungen: Erstens wurde der Nationalsozialismus - wie gesagt, - de facto zu einer Religion erhoben, und zwar zu einer totalitären, jede andere Herzensneigung ausschließenden Religion, etwa nach dem Muster des Islam in seiner Entstehungszeit, mit welchem die neue Lehre auch das gemeinsam hatte, daß nach ihr gewaltsam unterdrückt werden mußte nicht nur was ihr entgegenstand, sondern schlechthin alles, was nicht aus ihrem Geist geboren war. Ich mußte dabei immer an jenen mohamedanischen Araberführer denken, der die antike Bibliothek in Alexandria - die umfassendste und unersetzlichste der Welt - vernichten ließ mit der klassischen Begründung, die in der Bibliothek befindlichen, dem Koran entgegenstehenden Schriften seien natürlich verderblich, die seiner Lehrentsprechenden seien überflüssig, da der Koran dann ihren Inhalt ja schon umfasse und viel besser zum Ausdruck bringe. So plump wurde die Unterdrückung alles Nicht-Nationalsozialistischen zwar nun nicht vorgenommen, aber in Wahrheit kamen die neuen Methoden auf dasselbe hinaus. Die Quelle dieser Unterdrückungsmaßnahmen war das Reichspropagandaministerium mit Goebbeln an der Spitze, dem das Innenministerium bzw. die neu gegründete "Geheime Staatspolizei" - kurz "Gestapo" genannt - willige Unterstützung leistete. Die brutale Unterdrückung alles Nicht-Nationalsozialistischen und gar des der Partei Widerstand leistenden wurde "Gleichschaltung" oder "Durchdringung mit nationalsozialistischem Geist" genannt. Die Presse, das Theater, das Schrifttum, die Schulen, das ganze

Institut

Kunst=Leben, die Vereine, die Organisationen des öffentlichen Rechts, ja auch die Gedanken wurden allmählich und unmerklich "gleichgeschaltet" bzw. "mit nationalsozialistischem Geist erfüllt". Und wenn es sich um den Bridge-Klub einiger ^{alter} Damen handelte, so war er "verdächtig" und mußte zum Mindesten auch "gleichgeschaltet" werden. Es durfte nichts mehr auf dieser Welt geben, was nicht nationalsozialistisch war oder mindestens in ärgend einer Beziehung zur Partei stand. Und doch gab es das noch! Zwei mächtige Organisationen waren noch nicht "gleichgeschaltet": Die Reichswehr, deren Kommando der alte Feldmarschall v. Hindenburg in den Händen hielt und- die christliche Kirche, wobei in erster Linie an die katholische Kirche zu denken war. Ihr Herr war Christus, und auch Er war trotz der heißen Bemühungen der "deutschen Christen" immer noch nicht "gleichgeschaltet;" ja sogar Seine "arische Abstammung" war ebenfalls nicht einmal nachgewiesen. Daher die versteckte, aber unversöhnliche Feindschaft gegen diese beiden Gewalten, zumal aber die letztere, deren Herr sich so völlig jedem irdischen Zugriff entzog! Das Märchen von der "Frau Ilsebill" wurde moderner denn je. Kaiser war sie mit Mühe und Not noch geworden und dann sogar auch noch unter dem Aufruhr der ganzen Natur Papst. Da sah sie am andern Morgen die Sonne aufgehen und sagte in ihrem schrankenlosen Machthunger: "Das kann ich noch nicht; aber auch das wird mir noch gelingen. Ich muß Gott selber werden!" Wie oft wandte ich schon damals halb scherzend, halb ernsthaft dieses Märchen als Vergleich an für das, was uns umgab! Selbst hundertprozentigen Nazis gegenüber tat ich es öfters. Sie lachten darüber wie über einen guten Witz oder blickten mißbilligend und erstaunt drein; verstehen taten sie es wohl beide nicht.

Die andere Erfahrung, die ich zu jener Zeit machte, war, daß es nicht mehr genügte, am Nationalsozialismus und dem neuen Regiment keine Kritik zu üben oder ihnen keinen Widerstand zu leisten, sondern man mußte, um seine Daseinsberechtigung nachzuweisen, beide auch fortgesetzt loben und jedes Ding dieser Welt in irgend eine Beziehung zum Nationalsozialismus setzen. Schweigen galt schon als "passive Resistenz" und beinahe als Hochverrat. Um ein krasses Beispiel zu wählen: Herrschte schönes, heiteres Wetter, so durfte man dies nicht, wie man es früher getan hätte, einfach konstatieren, sondern mußte mindestens dazusetzen: "Natürlich verdanken wir dies unserem geliebten Führer Adolf

Institut

Hitler." War das Wetter ungünstig, so empfahl es sich, anzudeuten, daß wahrscheinlich die Juden, Freimaurer oder andere international, feindlich gesonnene Kräfte dabei ihre Hand im Spiele hätten. Mein Regierungspräsident, der förmlich "durchtränkt" war von Nationalsozialismus und diesen nicht nur in öffentlichen Reden, sondern in jedem Gespräch mindestens 10mal erwähnte, war durchaus keine Einzelerrscheinung mehr. Nationalsozialismus wurde der Maßstab aller Dinge. Hitler sowie seine Schriften und Ansprache - allen voran "Mein Kampf" - traten an die Stelle des Evangeliums und wurden Richtschnur für alles, aber auch für alles. Die Partei spielte beinahe die gleiche Rolle; sie war das Instrument, durch das er seinen von der "Vorsehung" inspirierten Willen kundtat, und das seine Worte auszulegen hatte. Gegen diese gab es keine Beweise und keine Beruhigung. Diskussionen wurden sehr schnell beendet durch den bloßen Hinweis "Es steht geschrieben" oder "Hitler hat gesagt". Widerspruch aber trotzdem noch jemand, so wurde er sehr schnell mundtot gemacht durch die bedauernde Feststellung: "Ja, dann sind Sie also kein guter Nationalsozialist." Ich hätte aber einmal den-ob P.G. oder nicht P.G.- sehen mögen, der dann geantwortet hätte: "Nein, das bin ich auch nicht." Es wäre etwa das Gleiche gewesen, als wenn er verkündet hätte: "Ich habe mich dem Satan verschrieben."

In Breslau hatte ich mal im Scherz gesagt: "Wenn dieser Rassenwahnsinn so weiter geht, dann wird es bald nicht mehr genügen, daß man selbst Arier ist, sondern dann wird dafür man auch noch für seine Großmütter und Urgroßmütter verantwortlich gemacht werden." Jetzt war es so weit! Nicht nur die Juden hatten in öffentlichen Leben Schwierigkeiten, sondern alle, denen durch irgend eine Großmutter "jüdisches Blut in den Adern floß". Was für ein namenloses Unglück damit plötzlich aus heiterem Himmel über Tausende und Abertausende hereinbrach, wird man sich in kommenden Zeiten kaum vorstellen können.

Es ging das Gerücht, daß in Berlin Fragebogen vorbereitet würden, die ein jeder Beamte auszufüllen hätte, und in der was nicht nur die "arische Abstammung" bis zu den Urgroßeltern nachzuweisen, sondern auch anzugeben wäre, ob man zu einer Loge gehört, zu welchen Parteien man sich bekannt, und was man gestern zu Mittag gegessen hätte. Bis auf den letzten Punkt wurde aus den Gerüchten Wirklichkeit. Wie hatte man früher gegen unser "liberalistisches" Zeitalter gewettert und war doch unbewußt ein Kind desselben! Denn als man nun die Kehrseite erlebte, kamen

Institut

einem diese Eingriffe in das persönliche Freiheitsgeradezu exorbitant und unfaßlich vor. Noch unfaßlicher war es mir, daß ehrenwerte und tüchtige alte Beamte aus ihren Stellungen herausfliegen sollten, nur weil sie einer Loge angehört hatten oder ihre Großmutter jüdisch gewesen war. Wie viele von meinen guten Freunden und auch Verwandten, die mit Feuden den nationalen Aufschwung unseres Volkes begrüßt hatten, wurden von diesen Bestimmungen hart getroffen! Die materiellen Nachteile waren noch längst nicht das Schlimmste; viel trauriger war es noch, daß bei der Propaganda und der Hetze, die gegen "Jüdisches Blut" und Logen betrieben wurden, die allgemeine Stimmung so beeinflusst wurde, daß alle, die eine jüdische Großmutter gehabt hatten, bei nahe für minderwertig angesehen und verfehmt wurden. Schließlich bekamen sie selbst Minderwertigkeitskomplexe. Ich hatte bereits Todesangst, daß bei den Ahnenforschungen, die jetzt allenthalben betrieben wurden, plötzlich eine Rebecka Lewinsohn in meiner Ahnenreihe entdeckt werden könnte. Im Mannesstamme lag meine Ahnenfolge ja natürlich bis 1000 Jahre zurück offen da. Aber wie stand es mit den zahlreichen Frauen, die in diesen 1000 Jahren in die Familie hereingeheiratet hatten? Ich war erst beruhigt als mein Mündel und Vetter Eckart, der große Ahnenforscher der Familie, einen einwandfrei arischen Stammbaum bis 1790 festgestellt hatte. Da vor 1810 die Ehen zwischen Juden und Christen verboten waren, bestand also die ziemlich sichere Gewähr, daß sich kein Nicht-Arier unter meinen erlauchten Vorfahren befand. Wie aber war es mit Adam? Dessen rein arisches Blut war mir noch recht zweifelhaft; aber zu meinen Vorfahren gehörte er unfraglich. In diesen Tagen besuchte mich mein sehr viel Älterer Corpsbruder Uli Heyden aus Alexanderhof, Kreis Prenzlau, früherer Landrat von Ückeründe, der mit unserer Nachbarstochter Irmgard Stach aus Sporwitten, der Jugendfreundin meiner Schwestern, verheiratet war. Er machte einen völlig gebrochenen Eindruck. Man hatte entdeckt, daß seine Großmutter, Gräfin Schwerin, nichtarischer Abstammung wäre und verlangte nunmehr von ihm, daß er sämtliche Ehrenämter im Kreise, darunter seinen Sitz im Kreisauschuß niederlegen müsse. Er tat mir von Herzen leid, aber viel helfen konnte ich ihm auch als ^{Regier}Regierungsvizepräsident nicht dabei. Derartige Fälle, die mich geradezu zermürbten, erlebte ich täglich.

Falsch wäre es jedoch, behaupten zu wollen, daß ich damals in Potsdam unter diesen ganzen Verhältnissen und den vielen sinnlosen Unbegreiflichkeiten, die passierten, schwer litt.

Dazu war mir, wie ich schon einmal ausgeführt habe, die Partei zu wenig "Heiligtum" gewesen. ~~auf das allein ich zu leben und sprechen gelernt hätte.~~ Vor einer soch überschwänglichen Einstellung hatte mich gottlob schon meine Selbsterziehung zur "inneren Ordnung" bewahrt, zu der ich wie durch eine Offenbarung in jungen Jahren berufen worden war, was ich zu Anfang dieses Buches geschildert habe. Die Erfahrung, die ich mit dem Nationalsozialismus gemacht hatte, war lediglich eine Enttäuschung; mehr aber nicht. Vor allem sah ich damals im Nationalsozialismus als solchem durchaus noch nichts Verbrecherisches, sondern nur Menschliches, allzu Menschliches. Es gab aber viele, die an diesen Enttäuschungen geradezu zerbrachen. Es waren nicht die Schlechtesten und meistens alte Parteigenossen. Zu diesen gehörte insbesondere einer der Landräte aus meinem Bezirk, mit dem ich mich sehr gut stand. Es war der Bruder des Reichsarztführers Conti und selbst auch ganz alter P.G. Ich war ihm daher zunächst mit einem leichten Mißtrauen begegnet, bis ich es merkte, daß man offen mit ihm reden konnte, und er ein großes Zutrauen zu mir gefaßt hatte. Er kam oft zu mir und schüttete mir sein Herz aus. Er war so unglücklich über die Entwicklung, die die Dinge nahmen, und die Unbegreiflichkeiten, die geschahen, daß es nur schwer war, ihm Mut zuzusprechen und ihn wieder aufzurichten. Er war eine "Michael Kohlhaas-Natur" und kam über das Unrecht, das weniger ihm selbst geschah, sondern das er überall um sich herum erblickte, einfach nicht hinweg. Die Rollen vertauschten sich zwischen uns. Mir gegenüber saß der "alte Kämpfer" und Parteigenosse, der auch irgend einen höheren Rang in der Partei bekleidete, und hatte an dem, worauf er alles gesetzt hatte, Schiffbruch erlitten. Ich dagegen, der ich mich kaum mehr großen Illusionen hinsichtlich des "Nationalsozialismus hingab und froh war, wenn mir einer wieder inneren Auftrieb gab, mußte in diesem Fall selbst aufzurichten, Mut zusprechen und gewissermaßen den Verteidiger der neuen Ordnung spielen. Wie weit ich dies mit ehrlichem Herzen tat oder dabei dem Knaben glich, der im Walde laut pfeift, um sich selbst und den Kameraden Mut zu machen, lasse ich dahingestellt. Jedenfalls sagte ich ihm, man dürfe über Einzelfälle und Revolutionserscheinungen nicht das viele Große und Gute vergessen, das auch geschähe. In der ganzen Tendenz und im Kern sei die Sache doch gut und gesund; die Welt sei nun einmal kein Paradies und was dergleichen Trostgründe so mehr waren. Vor allem

aber, sagte ich, - und dies entsprach meiner innersten Überzeugung, - müsse man sehen, seine Pflicht zu tun, ohne nach rechts und nach links zu sehen, und scharf darauf achtgeben, daß im eigenen Aufgabenkreis keine Ungerechtigkeiten und Gesetzwidrigkeiten vorkämen. Wenn jeder von uns alten Beamten das täte, dann würde es schon mit der Zeit besser werden. Wohin würden wir aber kommen, wenn jeder, dem die neue Richtung nicht passe, die Flinte ins Korn wirfe, sich schmollend zurückzöge und das Feld den wild gewordenen Radikalen und Fanatikern überließe. So gab ich damals auch allen Beamten, die mich um meine Ansicht fragten, den dringenden Rat, in die Partei einzutreten, da sie nur so die Möglichkeit hätten, für bessere Zustände zu sorgen. Landrat Conti ließ sich immer nur schwer aus seinem Pessimismus aufrichten; dazu war er ein zu großer Idealist; aber oft gelang es mir doch, ihn wieder mit neuem Lebensmut zu erfüllen, und es war mir eine Freude, das zu erkennen und sein Vertrauen zu mir zu spüren. Vorausbemerken möchte ich hier, daß er sich später erschossen hat. [Er war ein Mann, der im wahrsten Sinne des Wortes am Nationalsozialismus oder vielmehr an den Enttäuschungen, die er an ihm erfuhr, gescheitert ist.] Ich hatte öfters den etwas überheblichen Gedanken, daß das Unglück vielleicht nicht geschehen wäre, wenn ich ihn damals noch in meiner "Kur" gehabt hätte und er sich weiterhin den Lebensmut bei mir hätte steifen lassen können. Bei den anderen Landräten lagen so tief gehende Probleme weniger vor. Auch sie hatten viele Schwierigkeiten, doch waren diese mehr äußerer Art und bestanden zum großen Teil aus Konflikten mit den entsprechenden Partei-Instanzen, die mehr und mehr in die Staatsverwaltung hereinregierten und sich hoheitliche Befugnisse zuerkannten. Die alten Landräte litten unter diesen Zuständen natürlich am meisten. Einer von ihnen, Freiherr v. Erffa, war Corpsbruder von mir. Sehr oft suchte mich auch Landrat v. Rheinbaben auf. M.F. verwaltete er den Kreis Nauen in unmittelbarer Nähe von Potsdam. Der neue Oberbürgermeister dieser Stadt war bisheriger Leibheft^{ig} General in der Reichswehr gewesen. Der Zufall wollte es, daß er ebenso wie der Breslauer Oberbürgermeister Friedrich hieß. Er war Nationalsozialist reinsten Wassers, und ich habe ihn, gleich wie meinen Regierungspräsidenten, eigentlich nur in brauner Uniform gesehen. Ich mußte jetzt öfters an den Ausspruch "Heines" denken, daß man nur in Uniform heutzutage Autorität haben könnte, und gleichfalls an die da-

Institut

mals belächelte, aber gut gemeinte Mahnung des Gauleiters Brüelner, mir einen braunen Rock anzuziehen. Da ich im Grunde auch sehr "uniform-fromm" war, empfand ich es immer etwas beschämend, bei offiziellen feierlichen Gelegenheiten, deren es im Sommer 1933 mehr als genug gab, unter den "Prominenten" als einziger im bürgerlichen Röckchen herumlaufen zu müssen, zumal sich mein soldatisches Empfinden entschieden gegen den Cylinderhut sträubte, den ich mit Regenschirm und Gummigaloschen auf eine Stufe stellte. Der Ausspruch meines Veters Ernst auf dem Dragonertag in Lüben über meinen Cylinder warnte mich außerdem auch noch vor dieser unsoldatischen Kopfbedeckung. Da ich aber weder in der Reichswehr, noch in der Partei oder einer Organisation einen Rang bekleidete, ließ ich mir bei einem Berliner Militärschneider eine braune Uniform ohne Abzeichen bauen und war nunmehr bei jeder offiziellen Gelegenheit der leidigen Anzugsfrage enthoben. Allerdings kam ich mir stets ein wenig wie der Haushahn mit aufgesteckten Pfauenfedern vor, aber den "Anforderungen der neuen Zeit" war damit Genüge geschehen; nur Helldorff grinste und machte unpassende Witze über meine braune Kappe.

Am 30. Juni heiratete mein Vetter Dietrich Menges aus Wangritten Marie Oppen, eine Tochter aus Dannenwalde. Es war ein sehr hübsches Familienfest im Stile der Landhochzeiten auf einem großen Sitz, deren ich so unzählige mitgemacht habe, so viele, daß ich beinahe die Trauformeln auswendig wußte, und im Notfall den Pfarrer hätte ersetzen können. Wie war es aber bei meiner ausgedehnten Verwandtschaft, der ehemalig Friedland-Donnauer Gegend und dem großen Kreis von Regimentskameraden und Corpsbrüdern auch anders möglich! Ich wagte es nur kaum zu sagen, daß ich Landhochzeiten besonders liebte, da hierauf meist die spitze Frage erfolgte: "Wohl nur die eigene nicht?" Ich fuhr nach Dannenwalde im Auto heraus und beruhigte mein amtliches Gewissen damit, daß ich unterwegs zwei Dienstgeschäfte bei einem Landrat und einem Bürgermeister erledigte. Daß der Herr Regierungsvizepräsident dieses im Frack vornahm, erregte bei beiden Beamten zunächst einiges Erstaunen; bis ich die erforderliche Aufklärung gab. Es war ein schöner Sommertag, und die Dannenwalder Hochzeit steht mir noch in besonders hübscher Erinnerung. Als ich die im Festschmuck prangende Dorfkirche betrat, war ich zunächst frappiert von der Auswahl der Brautführerpaare, die bereits rechts und links vom Altar

saßen: Als ob sie sorgfältig ausgesucht wären, bestanden sie durchweg aus besonders schönen Menschen, was sowohl für die Familie Oppen wie Menges-Buddenbrock galt. Meine Cousine Rose-Marie Menges, die Tochter von Asta Buddenbrock, sah ich zum ersten Mal als erwachsene junge Dame und war entzückt von ihrer Anmut und ihrem lieblichen, etwas schüchternen Wesen. Ebenso erblickte ich eine Tochter meiner inzwischen verstorbenen Cousine Elisabeth Reichel- alias Frau v. Dippe- zum ersten Mal und konstatierte, daß sie die Reichelsche Schönheit geerbt hatte. Unter den Brautführern fiel mir besonders ein brillant aussehender Reichswehrleutnant auf, der sich als Sohn eines Oberst v. Menges aus Allenstein entpuppte, den ich zuletzt als einen Bengel von 10 Jahren dort in Allenstein oft gesehen hatte. Nett war es, daß man die Familie der Braut zum größten Teil ebenfalls gut kannte und daher nicht, wie es sonst auf Hochzeiten meist üblich ist, erst mühsam Anknüpfungspunkte mit ihr zu suchen brauchte. Die Hochzeit stand im Zeichen der Göttinger Sachsen, da ja sowohl der Bräutigam als auch der Bräutvater und seine Söhne diesem "ersten Corps der Christenheit" angehörten. Daß ich nun schon zu den Respektspersonen gerechnet wurde, merkte ich daran, daß ich die Großmutter der Braut, die alte Frau v. Rohr-Dannenwalde, zu Tisch führte. So ehrenvoll dies war, und so gut ich mich auch mit der alten Dame unterhielt, so gab es mir doch einen kleinen Stich durch das Herz bei der Erkenntnis, daß man nun endgültig zum würdigen Alter gerechnet wurde. Bemerkenswert beim Hochzeitsdiner war we, es, daß es als Hors d'oeuvre vor der Suppe in Eis gekühlte, überzuckerte Melonenschnitten in Wein gab, etwas, das ich noch nicht kannte, aber an dem heißen Sommertag ausgezeichnet schmeckte, fe ferner, daß eine leichte, nationalsozialistische Nuance, die wohl hauptsächlich in den Tischreden zum Ausdruck kam, über allem schwebte. Das Kaisers wurde natürlich aber auch gefacht. Gustav hielt die Rede auf die Oppens, der Brautvater auf die Familie v. Menges, und die üblichen gemeinsamen Vorfahren oder sonstige Ur-Beziehungen wurden natürlich auch ausgegraben. Der alte Feldmarschall v. Buddenbrock mußte mehrfach herhalten. Bei uns war es meinst der brave Joachim-Friedrich gewesen!

Daran, daß man nun endgültig "Respektsperson" geworden war, konnte ich mich nur sehr langsam gewöhnen. Aber es wurde einem ja auf Schritt und Tritt vor Augen geführt, besonders bei jeder offiziellen Veranstaltung, wo man eo ipso zu den "Ehrendämen" gehörte, und inmitten von "prominenten Persönlichkeiten" auf

Institut für...

irgendwelchen reservierten Plätzen oder Prunksesseln thronen mußte. Was mir noch in Breslau unüberwindlich fürchterlich erschienen war, kam mir allmählich selbstverständlich vor; ja oft sogar befiel mich ein leichtes, allerdings mit gehalmer Freude gemischtes Erstaunen, wenn irgendwann einmal keinerlei Notiz von einem genommen wurde und man sich gemütlich und ungezwungen als stiller Beobachter "unter das Volk" mischen konnte. Ich blieb darin der diametrale Gegensatz zu meinem Chef, der jede Feierlichkeit und jede Veranstaltung nur von dem Gesichtspunkt aus zu betrachten schien, ob er auch auf dem ihm gebührenden Ehrenplatz stände und im Kreuzfeuer der Blicke eine gute Figur machte. Pose war bei ihm alles, und ich äußerte einst sehr unehrerbietiger Weise, wie brillant er sich als Mannequin in einem großen ^{Wäsche-}Wäsche-geschäft bewähren würde, was allgemeines, zustimmendes Gelächter hervorrief. Alle größeren Veranstaltungen fanden in Potsdam auf dem großen Sportfelde- oder war es ein Rennplatz?- im Südwesten statt. Meine Luigenstraße führte direkt hin. Ich entsinne mich noch mehrerer Veranstaltungen dieser Art in diesem Sommer; m.W. waren es Sportfest, Stahlhelmtag und dergleichen. Die Aufmachung war stets sehr eindrucksvoll und hübsch. Das mußte man dem neuen Régime lassen: Es verstand gut zu "inscenieren". Daß leise und allmählich das festliche Gepränge mit Fahneneinmarsch, Militärmärschen, Heilrufen und Nationalhymne begann, einem über zu werden, wenn man es sich auch noch nicht eingestand, steht auf einem anderen Brett. Das schöne Deutschlandlied wurde einem dadurch vergällt, daß sich unmittelbar an dasselbe das fürchterliche und geschmacklose S.A.-Lied anschloß. Schon rein sprachlich bedeutete es eine Qual, täglich mit anzuhören, "Kam'raden, die Rotfront und Re-aktion erschossen". Wenn ich dabei an das segensreiche Wirken der S.A.-Scharen unter Heines in Breslau und jetzt unter Ernst im Regierungsbezirk Potsdam dachte, so verloren die "Kamraden" stark den Nimbus ihres Heldentodes und ihrer blütenweißen Unschuld, und ich fragte mich zweifelnd, ob sie viel besser wären als "Rotfront" und Re-aktion", die sie erschossen hatten. Ich konnte mich dieser ketzerischen Gedanken nicht einmal hinsichtlich Horst Wessels erwehren, von dem ich nie etwas gehört hatte, und der einem nun plötzlich als Heros hingestellt wurde, der sämtliche Helden des Weltkrieges und der deutschen Vergangenheit weit in den Schatten stellte.

Auf einer dieser Veranstaltungen saß ich auf der Tribüne

Institut

neben dem Prinzen Eitel-Friedrich von Preußen, den ich lange nicht gesehen hatte. Ich war entsetzt, wie dick er geworden war. Von der berühmt guten Figur der Hohenzollern war nicht mehr sehr viel bei ihm übrig geblieben. Umso besser gefiel er mir jedoch in seinem Wesen. Er hatte eine so einfache und zuverlässige Art, die sich auch darin zeigte, daß er beim Stahlhelmmarsch in Reihe und Glied mit dem Tornister auf dem Rücken schwitzend mitmarschierte und nichts anderes wollte, als Kamerad unter Kameraden zu sein und am Wiederaufstieg des Vaterlandes ohne ehrgeizige und selbstsüchtige Absichten mitzuwirken.

Auch mit dem späteren Reichs-Kirchenminister Kerrl saß ich auf dem gleichen Platz einmal zusammen und hatte eine lange Unterhaltung mit ihm über kirchliche Fragen. Er gefiel mir eigentlich nicht schlecht, obwohl sich unsere Anschauungen natürlich wie Feuer und Wasser gegenüberstanden. So viel Männerstolz vor Königsthronen besaß ich nun allerdings doch nicht, um dem Herrn Minister ungeschminkt zu sagen, was ich über die "deutschen Christen" dachte; aber im Allgemeinen machte ich bei diesem Gespräch aus meinem Herzen keine Mördergrube. Im Übrigen warf ich auch alle "deutschen Christen" nicht in einen Topf, sondern teilte sie in 2 Kategorien ein, nämlich einmal die Verführten, aber Ehrlichen, die tatsächlich von der Wahrheit der neuen Religion durchdrungen waren und sich einbildeten, Gott habe einige Rassen, wie z.B. die Arier- und unter ihnen vorzüglich die "nordische Rasse"- zu Seinem Volk und zur Herrschaft in dieser Welt auserwählt, während Er die "minderwertigen Rassen" verdammt und zur Sklaverei bestimmt habe, zum anderen aber die Verführer, denen Religion, Christentum und Kirche völlig gleichgültig waren, die aber bewußt dieselben benutzten, um die Dummen einzufangen und endlich auch die Kirche- die einzige noch nicht "gleichgeschaltete" Organisation ebenfalls "auf Vordermann zu bringen" und der nationalsozialistischen Partei unterzuordnen. Ob der Kirchenminister Kerrl zur ersten oder zweiten Kategorie gehörte, lasse ich dahingestellt sein.

Eine ähnliche, etwas primitive Einteilung nahm ich in dieser Zeit in anderer Hinsicht bei den Beamten vor. Auch bei ihnen unterschied ich "gute und böse Beamte". Die ersten waren die, welche verantwortungsbewußt waren und "den Kopf hinhielten", die anderen bestanden aus denen, die "den Kopf versteckten", wenn es darauf ankam. Meinen Regierungspräsidenten mußte ich leider zu

den letzteren zählen. Trotz seiner eindrucksvollen Pose, die er stets einnahm, war er ein gehorsamer Sklave der Partei und ihrer Bonzen. Da er in ihnen gewissermaßen göttliche Institutionen erblickte, war sein Verhalten nicht einmal so widerspruchsvoll, aber es wirkte auf mich doch äußerst verächtlich. Besonders war dies der Fall, wenn er bei einem Stirnrunzeln der Partei-Instanzen es versuchte, die Verantwortung von sich abzuwälzen und den Kopf aus der Schlinge zu ziehen. Vom Innenministerium kam z.B. ein begrüßenswerter Erlaß, nach welchem die Polizeiorgane mit strenger Gerechtigkeit und ohne Ansehen der Person gegen jede Ungesetzlichkeit einzuschreiten hätten. Ich gab den Erlaß mit dem Zusatz weiter, daß die Regierung sich schützend vor jeden Polizeibeamten stellen würde, dem aus der Befolgung dieses Erlasses Schwierigkeiten erwachsen würden. Bald darauf war ein Polizeiwachtmeister gegen einen höheren S.A.-Führer oder einen Parteigewaltigen, der sich einer Übertretung schuldig gemacht hatte, vorgegangen. Wie der Fall im einzelnen lag, vermag ich nicht mehr zu sagen; jedenfalls erhoben die betroffenen Parteigrößen einen gewaltigen Lärm, und es entstand daraus ein Mordsskandal, der bis zur Regierung drang; nicht etwa, daß die Betreffenden ihre Schuld bestritten, sondern sie beschwerten sich lediglich über das "unnationalsozialistische Verhalten" des Wachtmeisters, der es gewagt hätte, ihre Namen festzustellen und überhaupt gegen sie einzuschreiten, obgleich er ihren hohen Parteistang gekannt hätte! Sofort erklärte mein hoher Chef natürlich, das Verhalten des Wachtmeisters sei "taktlos und unmöglich" gewesen, und dem Manne fehle das nötige "Fingerspitzengefühl". Ich war empört über diese Auffassung und sagte, der Mann hätte sich im Gegenteil tadellos benommen, und wir müßten uns selbstverständlich mit unserer ganzen Person vor den Mann stellen und die volle Verantwortung übernehmen, denn wir hätten den Befehl, ohne Ansehen der Person vorzugehen, herausgegeben. Der Regierungspräsident drehte und wandte sich wie ein sterbender Aal und meinte, die Polizeibeamten müßten eben bei Befolgung unserer Befehle "Fingerspitzengefühl" beweisen. Ich sagte, "Fingerspitzengefühl" sei Sache der Regierung, nicht aber des diensttuenden Gendarmen oder Schupomannes auf der Straße. Im Übrigen würde ich das, was der Herr Regierungspräsident "Fingerspitzengefühl" nenne, bei dem Wachtmeister mit "Pflichtvergessenheit", "Feigheit" und "Rechtsbeugung" bezeichnet haben. Es gab zwischen meinem Chef und mir den

Institut

ersten größeren Zusammenstoß, der sich jedoch noch in äußerlich zivilen und höflichen Formen abspielte, und dem bald unzählige andere dieser Art folgen sollten. Ich ließ keine Gelegenheit vorbegehen, um den mir unterstellten Beamten bei der Regierung, Schutzpolizei, Gendarmerie und den nachgeordneten Behörden-zumal den jungen Assessoren und Polizeioffizieren- meine Ansicht über Verantwortungsfreudigkeit klar zu machen und sie ihnen einzutrichtern. Auch mit Graf Helldorff sprach ich oft darüber und fand bei ihm volles Verständnis. Unsere Beziehungen blieben nach wie vor freundschaftlich, und bei meinen Differenzen mit dem Regierungspräsidenten fand ich ihn stets auf meiner Seite, Da wir nun aber leider nicht in einem Friedensparadies leben, gab es eines Tages auch zwischen Helldorf und mir Meinungsverschiedenheiten. Worum es sich eigentlich drehte, ahne ich nicht mehr; jedenfalls war ich ohnehin verärgert und schlechter Laune, und es kam zwischen uns zu einem kleinen Wortgefecht, das unentschieden und ergebnislos verlief, und nach welchem wir uns kühl und gemessen trennten. Am Nachmittag saß ich in etwas gedrückter Stimmung in meinem Amtszimmer und sann darüber nach, wie man aus dem Dilemma herauskommen und mit dem obstinaten Polizeipräsidium in der mir sehr wichtig erscheinenden Frage zu einer Einigung gelangen könne. Doch so sehr ich nachsann, fiel mir keine Lösung der rein sachlichen Streitfrage ein, jetzt schon garnicht mehr, nachdem zwischen dem Polizeipräsidenten und mir diese Spannung eingetreten war. Plötzlich rief Helldorff an; sehr höflich, sehr liebenswürdig, aber kein Wort von der mir sehr am Herzen liegenden dienstlichen Angelegenheit erwähnend. Statt dessen sprach er von dem herrlichen Wetter, und daß es eine Schande sei, an einem so schönen Sommer-Nachmittag im dumpfen Dienstzimmer zu sitzen. Wie wäre es denn, wenn er mich zu einer kleinen Fahrt in die wundervolle Potsdamer Umgebung abholen würde, und wir irgendwo in einer guten Konditorei am Wannsee Kaffee trinken würden. Mir lag nun zwar viel mehr daran, in einer dienstlichen Besprechung die noch offen stehenden Fragen in's Reine zu bringen, als an einem Kaffee-Plauderstündchen mit Helldorff, aber ich sagte doch zu, und nach 10 Minuten rollten wir in seinem schönen Mercedes in die schöne Sommernatur hinaus. Auf der Terrasse einer Konditorei am See mit herrlichem Blick ließen wir uns häuslich nieder. Helldorff bestellte bei den ihm Ehrfurcht und Dienstestreue ererbenden Kellnern einen exquisiten Mokka und noch exquisiertere Kuchen, und

Institut

es wurde eine höchst gemütliche und nette Vesperstunde, bei der wir uns über alles unterhielten, nur nicht über die Streitfrage vom heutigen Vormittag. Nach dem Kaffee bot mir Helldorff eine seiner berühmten Importen an, und wie stets, flogen mit dem bläulichen Rauch auch die Sorgen und Schwierigkeiten, die mich bedrückt hatten, in die flimmernde Sommerluft davon. "A propos, Herr v. Stutterheim," sagte Helldorff mit seiner sonoren Stimme leichtthin und nebenbei, "um auf unsere Unterhaltung von heute Vormittag zurückzukommen- was war es doch schon?- ja, ich weiß es; also, ich habe mir das noch einmal überlegt; ich glaube das kann ganz glatt zu unserer beiderseitigen Zufriedenheit geregelt werden. Meines Wissens waren wir doch darüber heute noch nicht ganz einer Meinung? Zufällig habe ich gerade einen Bogen Kanzleipapier bei mir; da könnten wir doch eigentlich gleich das Ergebnis unserer Übereinstimmung kurz fixieren." Ich ergriff mit Freuden diese Gelegenheit zu einer erneuten Besprechung. Sie dauerte noch nicht 10 Minuten; alle Schwierigkeiten hatten sich tatsächlich in dem guten Mokka oder in der schönen Umgebung oder auch im Rauch der Importen aufgelöst, und in ein paar kurzen Sätzen wurde unsere völlige Übereinstimmung in dieser vormittags noch als unlösbar erscheinenden Frage aktenkundig gemacht. Mein braver Bursche Paul Horn hätte gesagt: "Alles in scheenster Harmonie, Herr Leutnant!" Nach meiner Rückkehr betrat der Polizei- und politische Dezernent, Freiherr v. Schenk, mit sorgenvollem Gesicht mein Dienstzimmer, um mir gerade in längerem Vortrag auseinandersetzen, daß zur Behebung der mit dem Polizeipräsidium entstandenen Schwierigkeiten wahrscheinlich end- und sicherlich fruchtlose Verhandlungen erforderlich sein würden, als ich ihm mit nachlässig- vornehmer Gebärde die Aktennotiz entgegenstreckte und nur kurz bemerkte, alles wäre bereits nach meinem Wunsch geregelt. Regierungsassessor v. Schenk staunte wie über eine geheimnisvolle Zauberei, und mit dem Moment war mein Ruf als Verhandlungskünstler, an dem ich so völlig unschuldig war, auf der Potsdamer Regierung gefestigt. Seitdem predigte ich stets allen jüngeren Kollegen, daß schwerwiegende Differenzen sich sehr viel leichter bei gutem Mokka, einer guten Cigarre und in schöner Umgebeung lösen ließen, als in verärgelter Stimmung am nüchternen grünen Verhandlungstisch. Diese Predigt war vielleicht nicht sehr pädagogisch, aber wurde mit umso größerer Freude aufgenommen. In aller Gedächtnis war noch das "Frühstück von Locarno", bei welchem Stresemann den Verständigungsvertrag

mit den Westmächten abgeschlossen hatte; und so ging auch meine Kaffeestunde mit dem Grafen Helldorff am Wannsee als "Frühstück von Locarno" in die Annalen der Potsdamer Regierung ein. Am selben Abend meines Wissens feierten Helldorff und ich unsern "Vertrag von Locarno" im "Kbesserkeller" in der Nauenerstraße, den wir, ebenso wie den "Einsiedler" in der Schloßstraße, öfters frequentierten, bei einer guten Flasche Wein. Plötzlich trat Göbbels mit einem Begleiter herein, begrüßte uns kurz und nahm an einem Nebentisch Platz. Wohlwollend rief er herüber: "Was machen Ihre Pferde, Helldorff?" - "Die fressen Hafer, Herr Minister", gab dieser gleichmütig zur Antwort, ohne sich nach dem Sprecher auch nur umzusehen. Ich war entsetzt über diesen Ton, mit dem Herrn Reichspropagandaminister zu sprechen; aber dieser fand ihn anscheinend ganz in der Ordnung und machte noch ein paar freundliche Redensarten, ohne auf den Rennstall von Helldorff weiter einzugehen. Ich staunte immer wieder, wie viel sich Helldorff überhaupt Parteigewaltigen gegenüber herausnehmen durfte, ohne daß sie es Übelnahmen-Übelnahmen schienen. So setzte einmal eine dieser Größen, deren Namen ich nicht nennen will, und die von mehr als einfacher Herkunft war, des Längeren und Breiteren auseinander, wie "Unnationalsozialistisch" und "reaktionär" es sei, den Frauen die Hand zu küssen. Er ereiferte sich förmlich über dieser hochwichtigen Frage und hielt einen langen, von beißender Ironie erfüllten Sermon darüber, dem natürlich niemand zu widersprechen wagte. Plötzlich sagte Helldorff mit seiner ruhigen, tiefen Stimme: "Wissen Sie, mein Lieber, Handküssen hat eigentlich nichts mit Nationalsozialismus zu tun. Das macht jeder, wie er es von Jugend an gewöhnt ist. Sehn Sie mal, ich küsse z.B. immer den Damen die Hand; Sie waren es sicher in ihren Kreisen gewöhnt, den Damen auf den H..... zu klopfen. Machen Sie das auch ruhig weiter! Deswegen können wir beide trotzdem gute Nationalsozialisten sein". Ich war starr vor Schrecken und glaubte, im nächsten Augenblick einen Skandal sich entwickeln zu sehen. Doch weit gefehlt! Die Parteigröße betrachtete Helldorffs Äußerung als herrlichen Witz und lachte schallend und beinahe geschmeichelt darüber.

In Berlin fand um diese Zeit der Prozeß wegen des Reichstagbrandes statt, und Helldorff war mehrfach als Zeuge geladen. Der Täter selbst, ein holländischer Halb-Idiot namens van der Lubbe, war entdeckt. Im Übrigen staunte man, daß niemand von

Institut

seinen kommunistischen Hintermännern gefaßt worden war. Die Flüs-
 terpropaganda bemächtigte sich dieses Prozesses, und es wurde an-
 gedeutet, ob nicht doch etwa die Nationalsozialisten selbst....?
 Also derselbe Gedanke tauchte auf, den ich als ersten bei der
 Kunde von dem Brande des Reichstagsgebäudes gehabt, aber nicht
 einmal mir selbst eingestanden hatte! Sogar Helldorff wurde bei
 den Gerüchten in Zusammenhang mit dem Verbrechen gebracht, und
 aus diesem Grunde wurde er wohl auch als Zeuge geladen. Diesen
 Gedanken fand ich so absurd, daß er mich lediglich amüsierte; de-
 denn wenn ich nach meinen Erfahrungen mit der S.A. auch bereits
 so weit war, daß ich manchem ihrer Führer selbst dieses Verbre-
 chen gemäß ihrem Prinzip "Der Zweck heiligt die Mittel" zugetraut
 hätte, so stand Helldorff für mich jedoch turmhoch über einem
 solchen Verdacht. Als er einst, von einer Zeugenvernehmung aus
 Berlin kommend, den "Einsiedler" betrat, wo ich mit einigen Be-
 kannten saß, rief ich ihm lustig entgegen: "Helldorff, nun ge-
 stehen Sie doch schon endlich, daß Sie das Reichstagsgebäude an-
 gesteckt haben und erzählen Sie uns, wie Sie es gemacht haben.
 Wir sprechen auch nicht darüber!" Helldorff ging bereitwillig
 auf den Ulk ein, kam an unsern Tisch, sagte mit geheimnisvoller
 Stimme: "Ja, ich will gestehen" und schilderte dann den Vorgang
 seiner Brandstiftung so komisch und dramatisch, daß an unserm
 Tisch schallendes Gelächter ausbrach.

Bei ihm im Hause war es immer sehr nett und vergnügt.
 Die Gräfin war eine Wedel aus Pommern, und meist war auch noch
 das junge Paar, Graf Wedel, Landrat des Kreises Potsdam, und sei-
 ne Frau zum Abend da. Einmal traf ich dort auch mit einer Frau
 oder einem Fräulein von Olberg, Verwandten der Gräfin Helldorff,
 zusammen. Bei dem Namen horchte ich hochauf, denn in meinem Ge-
 dächtnis stieg die sagenhafte Tante Olberg aus Potsdam, von der
 ich durch Großmutter und Mutter stets so viel gehört hatte, wie-
 der auf. Es wurden denn natürlich auch prompt verwandschaftliche
 Beziehungen, an denen ja Potsdam wie kaum eine andere Stadt
 der Welt für mich so reich war, festgestellt. Vergessen hatte
 ich übrigens bei der Erwähnung dieser Beziehungen die Wernedorff-
 schen Verwandten aus G. Bielau, Onkel Anton und die gute Tante
 Lieschen, Schwester meines Vaters, die nach der Abgabe von Bie-
 lau an ihren Sohn Georg im Jahre 1908 auch nach Potsdam gezogen
 waren. Tante Lieschen, die nie viel über die Grenzen von Bielau
 herausgekommen und auf Reisen-zumal in einer großen Stadt- hilf-

los wie ein neugeborenes Kind war, hatte in ihrem Wesen stets etwas ein wenig Kümmerliches und Hilfesuchendes. Bei einer Fahrt von Potsdam nach Berlin hatte sie zu meiner Cousine Kleist gesagt: "Sag mal, Lieselchen, wo ist doch in Berlin der beste Gewürzkrämer?" Liesel Kleist konnte ^{das} immer so herrlich abbildern, aber für mein braves Fräulein Beyer war die Frage nach dem best Gewürzkrämer in Potsdam auch die wichtigste von allen.

Den echten Hausherrn spielen zu können und Gäste bei mir zu empfangen, hatte noch nicht den Reiz der Neuheit verloren und machte mir großen Spaß. Ich hatte daher auch immer viel Besuch aus Nah und Fern. Besonders kann ich mich noch an eine sehr vergnügte Pfirsich/bowle entsinnen, an der m.W. Helldorff, mein Freund Czetztritz und Alten teilnahmen, letzterer, eine der zahlreichen Freundschaften von den Gardeschützen her, war inzwischen zum Oberst und Kommandeur des Wachregiments in Berlin avanciert und der nette, ruhige und wenig gesprächige Kerl geblieben.

Zu meiner Freude besuchte mich mein Schwager Plehwe einmal von Berlin aus, wo er sich noch häufig aufhielt, in Potsdam, und auch an diesem Tage hatte ich Helldorff zum Frühstück oder Abendessen eingeladen. Die beiden begannen sich sehr gut mit einander, obwohl sie in gewissem Sinne Rivalen waren, wovon ich damals aber nichts wußte. In Pferdezüchter-Kreisen war der Gedanke aufgetaucht, daß mein Schwager den freiwerdenden Posten des Oberlandstallmeisters übernehmen sollte, und auch mein Schwager stand dieser Idee nicht ganz ablehnend gegenüber. Der Gedanke war auch ziemlich naheliegend, da mein Schwager als deutschnationaler Abgeordneter jahrzehntelang das Referat über die Gestütsverwaltung innegehabt, dabei beachtliche Erfolge erzielt hatte und selbst bekannter Pferdezüchter war. Es war ihm zum Teil gelungen, selbst bei den linksstehenden Parteien, denen bisher Pferd und Reaktion identische Begriffe waren, Interesse und Verständnis für die Pferdezucht zu erwecken und sie von dem Gedanken zu heilen, daß insbesondere die Warmblutzucht nur zum sportlichen Vergnügen der "oberen Zehntausend" da sei.

Durch Sondierungen in Berlin hatte mein Schwager jetzt aber doch den Eindruck gewonnen, daß der Oberlandstallmeister-Posten - allein schon aus politischen Gründen - für ihn kaum in Frage kommen würde. Völlig ad acta gelegt war der Gedanke aber noch nicht, und mein Schwager sprach an diesem Tage auch mit Helldorff darüber. Erst später erfuhr ich, daß sich Helldorff selbst um den Posten beworben haben sollte. Mit mir hatte er jede

Institut

doch niemals darüber geredet.

Die beiden Corpsbrüder und von den Nazis abgesetzten Polizeipräsidenten Kottwitz und Nordenflycht- letzteres jetzt bei der Oberrechnungskammer in Potsdam- sah ich natürlich auch öfters bei mir. Kottwitz war stets, was ich ihm nicht verdenken konnte, etwas mécontent, und ich tat alles, um ihn ein wenig auf andere Gedanken zu bringen, was wir auch teilweise gelang. Eines Tages lustwandelten wir im Park von Sanssouci, zu dem ich ja nur 5 Minuten zu gehen hatte, und schlenderten dabei auch in der nächsten Umgebung des Schlosses, wo ich noch nie gewesen war, umher. Dabei erblickte ich eine Reihe von Marmorbüsten und unter der ersten derselben auf dem Sockel den Namen "Tiberius". Blitzschnell stieg wieder einmal mein braver Hauslehrer Herr Wiemer vor meinem geistigen Auge auf und damit zugleich die Reihe der römischen Kaiser, die ich auf Grund seiner Lehrmethoden zu meinem Stolz auch heute noch wie ein aufgezogenes Uhrwerk herunter-schnurren konnte. Nach den beiden ersten Büsten war es mir sofort klar, daß ich diese ehrenwerten Herren der Reihe nach hier in Marmor vor mir hatte. Leichtsin sagte ich zu Kottwitz: "Ach sieh mal, der Kopf dort an dem grünen Zweig, das muß doch Galba sein. Es war der 6te in der Reihe und konnte daher nur diesen sehr kurz regierenden Kaiser darstellen. Kottwitz ging hin und entzifferte mühsam: "Ja, wahrhaftig, es ist Galba! Ich bewundere, daß du das behalten hast."- "Ich war noch nie hier", sagte ich wahrheitsgemäß, "aber man weiß doch, wie ein so berühmter Mann wie Galba aussah. Der daneben ist übrigens wohl Otho" Kottwitz stellte wieder die Richtigkeit fest und wurde ganz erregt über mein Gedächtnis. "Wer ist aber dies?" fragte er nun und deutete auf eine weit hinten stehende Büste. Ich zählte im Innern so rasch es ging die Büsten ab und memorierte dabei die Kaiser. Es war die 12te Büste, also Nerva (ein guter Greis!). "Ich glaube, nach den merkanten Gesichtszügen muß es Nerva sein", sagte ich ziemlich sicher. "Wahrhaftig, es stimmt wieder!" Kottwitz starrte mich an wie ein Phänomen "Natürlich bist du doch hier gewesen und hast die Namen studiert", sagte er schließlich, aber trotzdem bewundere ich dein Gedächtnis, daß du die so auswendig behalten hast." Ich schwor heilige Eide, daß ich nie hier war und ebensowenig die Namen auf den Sockeln je gelesen hätte. "Wenn du mir wirklich dein Ehrenwort gibst, daß du dir nie vorher die Büsten angesehen hast, so stehe ich vor einem Rätsel",

sagte Kottwitz, "die alten Römer sehen doch einer wie der andere aus. Aber ich gebe dir glatt 1000 Mark, wenn du z.B. den da auch erkennst. Es war schon schwieriger, zu zählen, denn er deutete auf den 16ten in der Reihe. "Versprich das nicht", sagte ich, "denn du fällst herein. Es ist Marc Aurel." Es stimmte! Da Kottwitz in seinem Skeptizismus nicht an Zauberei glaubte, hielt er mich von da ab für den größten Geschichtskenner der Neuzeit. Ich war nur so töricht, ihm bald danach des Rätsels Lösung zu verraten. "Ach, so ist der Schwindel", sagte Kottwitz, "das ist ja so kinderleicht." - "Das sagten die andern auch, als Columbus das Ei auf die Spitze stellte", erwiderte ich und freute mich aufrichtig, daß auch das kluge Kötzchen einmal hereingefallen war.

Mit der Verwaltung der königlichen Schlösser hatte die Regierung nichts zu tun, da sie einer besonderen Behörde oblag; aber als ich einst darum bat, ein Schloß- ich glaube, es war das Neue Palais- mir einmal eingehender ansehen zu dürfen und zur bestimmten Zeit hinkam, wurde ich dort empfangen, als wenn Serenissimus den Wunsch nach einer Besichtigung geäußert hätte. Mit großer Diensteifrigkeit wurde mir alles gezeigt und erklärt, so daß mir wieder einmal die überragende Stellung eines Regierungsvizepräsidenten in Potsdam vor Augen geführt wurde. Ab und zu mußte ich mir sogar gestehen, daß es auch seine Unnehmlichkeiten haben konnte, zu den "Prominenten" zu gehören, wogegen ich mich stets so erbittert gesträubt hatte. Besonders war dies der Fall, wenn man mal eine Veranstaltung, an der einem lag, besuchen wollte, und sich dann nicht den Kopf darüber zu zerbrechen brauchte, ob man auch einen guten Platz bekommen würde. Diese Ebenung aller Wege erstreckte sich sogar auf Berlin, was ich bei einem Rennen in Karlshorst merkte, wo ich plötzlich von einem Einweiser auf einen Sessel in der Ehrenloge komplimentiert wurde. Helldorff, der zufällig erfahren hatte, daß ich zu diesem Rennen fahren wollte, hatte es veranlaßt. Er spielt im Turnier- und Rennsport eine Rolle, was ebenso für den Staatssekretär im Innenministerium Asterium Gruaert galt, neben dem ich an diesem Tage saß. Er ging stets in der schwarzen Uniform der S.S., bei der er einen höheren Rang bekleidete. Das Urteil über ihn schwankte sehr. Mir gegenüber zeigte er sich stets wohlwollend und liebenswürdig, und er empfing mich auch einige Male in dienstlichen Angelegenheiten im Ministerium; es nahm mich schon für ihn ein, daß er der "Ordnungsliebenden" S.S. und nicht der S.A. angehörte,

Der erste Kurs

ED 129-224

mit der ich so böse Erfahrungen gemacht hatte, und in der ich meinen Freund Finckenstein, Helldorff und wenige andere lediglich als weiße Raben betrachtete. An diesem Tage fand in Karlshorst u.a. ein Rennen ehemaliger Herrenreiter, ein sogenanntes "Altes Herrenrennen" statt, an dem sich auch mein Vetter Ottchen Mitzlaff beteiligte, den ich nach langen Jahren gern wiedergesehen hätte, was jedoch leider mißlang.

Der Gauleiter und Oberpräsident Kube, dessen "Residenz" ja eigentlich Potsdam war, kam Bfters herüber. Insbesondere erinnere ich mich zweier Besuche in diesen Tagen. Einmal kam er zur Aufführung eines von ihm selbst gedichteten Dramas, zu der wir natürlich alle erscheinen mußten. Wie das Stück hieß, weiß ich nicht mehr; jedenfalls war es eine Verherrlichung irgend welcher germanischer Helden, also sehr "aktuell". Großen Eindruck hat das Schauspiel auf mich nicht gemacht. Trotzdem sagte ich, als Kube mich fragte, wie es mir gefallen hätte, : "Ich fand es ganz ausgezeichnet, Herr Oberpräsident." Ich schämte mich ein wenig dieser kleinen Unwahrheit, die nicht einmal eine Notlüge war, konnte aber doch zu meiner Befriedigung konstatieren, daß dieses Lob noch ein Kinderspiel war gegen den Enthusiasmus, mit dem das Stück von den "Zünftigen" aufgenommen wurde, meinem Regierungspräsidenten natürlich an der Spitze. Ich wurde dabei lebhaft an das Gastmahl des Nero aus "Quo vadis", bei dem der Kaiser sein Epos unter dem Beifalljuchzen der Hölflinge vortrug, erinnert. - Der andere Besuch Kubes galt einer Fahnenweihe, die natürlich mit dem erforderlichen Klimbim aufgezo-gen war. Er weihte jede Fahne mit einem begleitenden Spruch, die Fahne einer Pechschafft der Justizbeamten mit dem Bibelwort "Gerechtigkeit erhebet ein Volk". Was man wünscht, glaubt man ja gern, und so gab mir die Wahl dieses Spruches aus dem alten Testament geradezu wieder einen inneren Auftrieb. Sie waren oben also doch nicht so schlimm, wie ich in pessimistischen Stunden schon oft gefürchtet hatte. Auch daß eine andere Fahnenweihe, zu der ich eingeladen war, sogar in der Kirche stattfinden und von einem Geistlichen vorgenommen werden sollte, hielt ich für ein bemerkenswertes und gutes Zeichen. Aussersehen waren dazu die Garnisonkirche und der Pfarrer Bl., den den "deutschen Christen" angehörte und sich daher nicht meiner besonderen Gunst erfreute. Ich war bei den "Deutschen Christen" ja nun schon auf allerhand gefaßt, aber auf das, was ich bei dieser Fahnenweihe in der Potsdamer Garnisonkirche erlebte, denn doch nicht. Der Altar war auf "Nationalsozialistisch" zurechtgemacht

und von Hakenkreuzfahnen fast zugedeckt; der Pfarrer betrat ihn mit einem Buch in der Hand. Ich dachte in meinem ^{Leib}Gemüt natürlich, es sei die Bibel, aber weit gefehlt: Es war "Mein Kampf" von Hitler, und mit Sentenzen aus diesem Buch weihte er die Fahnen! Ich hatte genug! Daß ich einen Platz in der Hofloge angewiesen erhalten hatte, vermochte mich nur sehr gering mit dieser unerhörten Gotteslästerung auszusöhnen! Zu dieser frevlerischen Komödie schaute der Erlöser hoch vom Kreuz mit schmerzerfüllten Augen herunter, halb verdeckt von Hakenkreuzfahnen. Ich war so empört, daß ich vorzeitig die Kirche verließ; und nun war das Bemerkenswerte, woraus man die völlige Entchristlichung unseres evangelischen Volksteiles erkennen konnte, das, daß ich selbst im Kreise meiner Freunde, auch der ganz antinationalsozialistisch eingestellten, kaum Verständnis für meine Empörung gerade in diesem Punkt finden konnte. Sie fragten mich vielmehr erstaunt, warum das eine Gotteslästerung sei, daß Fahnen vor dem Altar geweiht würden. Mit dieser Frage zeigten sie, daß die Entkirchlung - ich möchte lieber sagen die "Säkularisation"- bei ihnen schon so weit vorgeschritten war, daß sie es garnicht mehr begriffen, worum es sich hier drehte, und daß Christus und Seine heilige Kirche einen totalitären Anspruch auf alles, aber auch auf alles hätten, sofern man in ihm den Gottessohn und die Gottesoffenbarung schlechthin erblickte. Daher wäre es auch nur folgerichtig und selbstverständlich gewesen, eine Fahnenweihe - wie jede irdische Feierhandlung - im Hinblick zu Ihm, unter Seinem Wort und in Seinem Hause vorzunehmen. Hier war es aber umgekehrt verlaufen: Das Totalitäre war hier die Partei mit ihren Symbolen, an der Spitze Adolf Hitler, dessen Worte als oberste Richtschnur der Handlung die Weihe geben, während man Gott und Christus noch die Ehre antat, ad majorem gloriam der Partei und ihres Führers mitwirken zu dürfen. Im Grunde war diese Einstellung nicht neu, sondern entsprach nur der von etwa 80 % des "noch" evangelischen Volksteiles, welcher Gott und den Heiland zur Verherrlichung des eignen Lebens und der eigenen Familie bei passenden Gelegenheiten, zumal bei Begräbnissen, hervorholte und Ihm die Ehre antat, der Feier beiwohnen zu dürfen. Die Absurdität und die Blasphemie, die in diesem allen lagen, kam kaum mehr einem zum Bewußtsein, und das mag eine Entschuldigung sein. Bei den gottesdienstlichen Feiern der Partei dagegen begann ich die Gotteslästerung umso stärker zu empfinden, je mehr ich einsah, daß sie bewußt nur noch als Aushängeschild für den Nationalsozialismus und als Beruhi-

Institut

gungsmittel für ein paar unbefangene Gemüter benutzt wurden. Konnte z.B. die mehr und mehr fortschreitende Entrechtung der Juden, die zum mindesten geduldeten Willkürakte der S.A., die scharfe Trennung von "Parteigenossen" und "Volksgenossen" und so viele Erscheinungen ähnlicher Art in Einklang gebracht werden mit dem Bibelwort, mit welchem Kube die Fahne geweiht hatte: "Gerechtigkeit erhöht ein Volk"? Das waren Fragen, die mir mehr und mehr zu schaffen machten, mich aber nicht derart aus dem Geleise brachten wie etwa den Landrat Conti, dessen Ausführungen anlässlich seiner Besuche bei mir immer düsterer und hoffnungsloser wurden.

Die Ganniskirche habe ich m.W. seit dieser berühmten Fahnenweihe nicht wieder betreten, wie ich denn überhaupt ein gewisses Grauen davor empfand, einen Gottesdienst zu besuchen den ein "deutsch-christlicher" Pfarrer abhielt. Dafür ging ich nach wie vor umso lieber in die schöne Nicolaikirche. Sehr beeindruckt war ich auch von der Friedenskirche, gleich am Eingang zum Park von Sanssouci, die mir im Innern wie in ihrer herrlichen Umgebung wirklich wie das Bild des Friedens erschien. Eine schönere und friedlichere Ruhestätte hätte wohl das unglückliche Kaiserpaar Friedrich kaum finden können. Ich kann mich noch eines schönen, sommerlichen Sonntagmorgens entsinnen, an dem ich hier dem Gottesdienst beiwohnte, eine zu Herzen gehende Predigt hörte, nachher die Gruft des Kaisers besuchte und meine Sorgen im Frieden dieser Stunde dahinschwinden fühlte. Trotz allem Unbegreiflichen, was man täglich erleben mußte, und trotz der Wirren der religiösen und politischen Anschauungen, ja selbst trotz der Irrlehren, die sich durch die "deutschen Christen" bis in die Vorhöfe der Kirche eingeschlichen hatten, spürte ich in einer solchen Stunde wie einen beglückenden Trost und einen festen Halt den Ewigkeitwert der Kirche, von der Christus selbst prophezeit hatte: "Und die Pforten der Hölle sollen sie nicht überwältigen." Diese eine heilige christliche Kirche stand auch jetzt noch fest und unerschüttert da, am festesten allerdings in ihrem katholischen Teil; aber darin machte ich nur geringe Unterschiede; auch die katholische Kirche gehörte ja, wenn nach meinem Glauben auch nicht ausschließlich, zur "Una sancta".

Es hatte jetzt öfters den Anschein, als ob Rom seine ablehnende Stellung gegen den Nationalsozialismus etwas milderte. Mit der Kurie waren Verhandlungen im Gange wegen Abschlusses eines Konkordates, und man hörte sogar von katholischen Geistlichen,

die offenkundig zum Nationalsozialismus hinneigten. Dieses galt z.B. von dem neu ernannten Erzpriester in Potsdam. Seine Einführung sollte feierlich begangen werden, und zu dem anschließenden Festmahl hatte die Regierung eine offizielle Einladung erhalten. Ich war dazu ausersehen, die Staatsbehörde würdig zu vertreten. Das Mahl fand im Palasthotel statt und war sehr opulent. Als höchster Vertreter der Kirche war dazu der Probst aus Berlin erschienen, ein sehr netter, jovialer Herr. Als das Essen gemeldet wurde, komplimentierte der Gastgeber, der neu ernannte Erzpriester, den Probst und mich als die ersten in den Saal hinein. Anderer Türe wollte ich dem Probst den Vortritt geben, während er dies nicht dulden, sondern mich als ersten durch die Tür gehen lassen wollte, was ich wiederum bescheiden ablehnte. So entstand am Saaleingang ein längerer Höflichkeitsaufenthalt, der sicher noch jetzt andauern würde, wenn der Probst nicht plötzlich meinen Arm ergriffen und mit mir gleichzeitig durch die Türe marschiert wäre, wobei er laut ausrief: "Welch schönes Bild! Kirche und Staat Arm in Arm!", was allgemeine, zustimmende Heiterkeit hervorrief. Wie oft mußte ich in späteren Zeiten an diesen Ausruf und daran denken, daß es besser um unser Volk bestellt gewesen wäre, wenn sich dieser Ausspruch in der Praxis verwirklicht hätte.

Ein offizielles Festmahl anderer Art fand anlässlich der Einweihung des neuen Offizierkasinos der Landespolizei statt. Es war noch längeren Bemühungen, an denen ich auch beteiligt war, gelungen, das ehemalige Offizierkasino der 3ten Garde-, Ulanen, der sogenannten "Gelben" in der Jägerallee für die Offiziere der Landespolizei zu gewinnen und herzurichten. Nun gab das Offiziercorps anlässlich der Einweihung ein großes Liebesmahl, zu dem viele Einladungen ergangen waren und ^{an dem} ich auch als Vertreter der Regierung teilnahm. U.a. hatte auch Prinz August Wilhelm, der "braune" Prinz zur Freude der Offiziere sein Erscheinen zugesagt. Für mich hatte das Kasino noch insofern besondere Bedeutung, als mein Onkel Kleist Kommandeur dieses stolzen Regiments gewesen war, meine Vettern Mitzlaff bei ihm gestanden hatten und ich auch sonst mehrere Bekannte bei diesem Truppenteil gehabt hatte. Zu meiner Freude entdeckte ich noch ein buntes Fenster mit dem Wappen und Namen meines Onkels. Ich fühlte mich äußerst wohl im Kreise "meiner" Schutzpolizei, und auch umgekehrt konnte ich es ohne besondere Einbildungskraft feststellen, daß beim Kommandeur und seinen Offizieren ehrliche Freude über mein Erscheinen herrschte. Dies

Institut

ging auch aus der sehr netten und herzlichen Tischrede hervor, mit welcher der korrekte Oberstleutnant mich begrüßte. Es gab sehr gut zu essen und zu trinken, und man fühlte sich unter den durchweg netten Offizieren wie im Kameradenkreis eines Kasinos des ancien régime. Leider bestand zwischen Polizeipräsidenten und Kommandeur eine ausgesprochene Spannung. Es ließen sich wohl auch kaum größere Gegensätze finden, als den urwüchsigen und etwas rauhen Grafen Helldorff und den korrekten, überhöflichen und ein wenig kommissigen Oberstleutnant Sonntag. Am heutigen Tage trat dieser Gegensatz jedoch weiter nicht in Erscheinung, und es herrschte eitel Harmonie und Friede. Bald nach dem Essen, bei Mokka und Liqueuren, kam Prinz August Wilhelm zu mir heran, setzte sich mit mir zusammen an ein Tischende und verwickelte mich in ein längeres Gespräch. Er war äußerst liebenswürdig und guter Dinge, und wir unterheilten uns ausgezeichnet und in ziemlicher Eintracht, wenn ich auch in seinen Enthusiasmus für den Führer und die Partei nur sehr matt und lau einstimmen konnte. Er beklagte sich über die Verständislosigkeit des Königlichen Hauses im Allgemeinen und des Kronprinzen im Besonderen, und es trat der merkwürdige Fall ein, daß ich die Monarchie und das Hohenzollernhaus gegen eins seiner Mitglieder verteidigen mußte. Mit besonderem Feuer tat ich dies hinsichtlich der Kronprinzessin und sagte dabei: "Wenn Sie aber Ihre Kaiserliche Hoheit auch noch angreifen, dann bekommen Euer Königliche Hoheit es mit mir zu tun." er lachte und sagte: "Meine Schwägerin hat wirklich in Ihnen einen ritterlichen Verteidiger gefunden." Sein ganzer Zorn ergoß sich auf den bisherigen Polizeipräsidenten v. Zitzewitz, den ich kaum kannte, der mir aber sehr zu Unrecht so hart beurteilt zu werden schien, und für den ich deshalb auch eine Lanze brach. Der Prinz wurde ganz erregt und rief etwas pathetisch aus: "Wie hat der Mann sich in den Revolutionstagen 1918 gegen die Kaiserin benommen! Niemals vergesse ich es einem Menschen, der sich meiner Mutter gegenüber schlecht benommen hat." Ich hatte niemals etwas davon gehört, fragte mich aber im Stillen, ob sich ein nationalsozialistischer Polizeipräsident wohl sehr viel ehrerbietiger benommen hätte. Trotz dieser leichten Differenzen in unserer Anschauung verlief aber unsere Unterhaltung auch weiterhin in durchaus freundschaftlicher und korrekter Form. Prinz August Wilhelm erkundigte sich sehr eingehend nach meinem Vetter Fritz-Abbarten, von dem er eine Menge Anekdotchen erzählte, darunter auch die von mir schon erzählte Ge-

schichte, wie der Kronprinz einst sich zum Diner bei ihm angesagt hatte und dann in eine leere Wohnung kam, da noch keiner der Familie mit Umkleiden fertig war. Auch nach vielen sonstigen ostpreußischen Verwandten und Bekannten fragte der Prinz und geriet immer mehr in niedliche kleine Geschichten der Vergangenheit, deren ich ja auch eine ganze Menge wußte, so daß wir aus dem Lachen kaum herauskamen. Derweile beobachtete ich mit Schrecken das Vorschreiten der Uhr und konstatierte dabei, daß wir bereits über 2 Stunden solo hier an unserer Tischcke saßen, ohne daß wir bisher nach dem Essen mit einem unserer Gastgeber auch nur ein Wort gesprochen hatten. Ich wußte aber genau, daß sowohl der Kommandeur als auch die Offiziere es nicht als sehr freundlich empfinden würden, wenn "Auwi", der als königlicher Prinz in Potsdam immerhin eine gewisse Rolle spielte, und heute als Ehrengast hier war, kein Wort mit den Gastgebern spräche, sondern sich ausschließlich mehrere Stunden mit einem Gast allein unterhielte. Ich faßte mir daher ein Herz und sagte so vorsichtig wie möglich: "Darf ich Euer Königlichen Hoheit eine Bitte vortragen? Ich weiß, wie sich hier alle und besonders die jüngeren Offiziere über das Erscheinen Eurer Königlichen Hoheit gefreut haben. Würden Sie nicht die Güte haben, sich auch noch etwas mit den Gastgebern zu unterhalten. Ich glaube das wäre für diese eine große Freude." Kaum hatte ich ausgesprochen, als "Auwi" wie von der Tarantel gestochen aufsprang und glühend vor Ärger rief: "Jetzt wollen Sie mich wieder in die alte Hofetikette pressen und mich vielleicht noch zwingen, Cercle zu halten! Aber das lasse ich mir nicht gefallen, das lasse ich mir keinesfalls gefallen." Ich blieb völlig ruhig und sagte nur, nichts hätte mir ferner gelegen, als ihn in die alte Hofetikette pressen zu wollen, zumal ich niemals bei Hofe ausgegangen wäre; im Übrigen hätte es ja auch nichts mit Hofetikette zu tun, wenn man sich als Ehrengast etwas mit seinen Gastgebern unterhielte. "Auwi" ließ sich aber nicht beruhigen, zitterte förmlich vor Ärger und rief nur immer wieder: "Ich lasse mich nicht von Ihnen in die alte Hofetikette pressen, und ich gehe jetzt nach Hause." Damit eilte er auf die Tür zu. Ich war nur froh, daß anscheinend niemand diese Scene bemerkt hatte, und ging dem Prinzen in den Flur nach, wo er sich bereits selbst seinen S.A.-Mantel anzog, da die erstaunten Ordonnanzten nicht schnell genug herbeistürzen konnten. Ich versuchte noch, ihm diesen unmotivierten, plötzlichen Aufbruch auszureden, aber es war vergebliche Mühe. "Auwi"

blieb stur und wiederholte nur immer: "Ich gehe nach Hause," Da riß mit doch die Geduld und ich sagte nur: "Aber nicht eher, als bis Königliche Hoheit sich von mir verabschiedet haben," indem ich mich vor die Türe stellte. "Auwi" kämpfte noch etwas mit sich, sagte dann aber: "Na, meinetwegen! Dann Heil Hitler!" und schüttelte mir die Hand, worauf ich ihm die Türe freigab, und in die Gesellschafterräume zurückkehrte. Ich dankte meinem Schöpfer, daß die allgemeine Stimmung inzwischen so weit vorgeschritten war, daß diesem Vorfall kaum Beachtung geschenkt wurde. Ich wurde lediglich gefragt, warum denn der Prinz so plötzlich ohne Abschied gegangen wäre. Ich log ein bißchen und sagte, Seine königliche Hoheit hätten ein leichtes Unwohlsein gehabt, liessen allen Herren aber noch Dank und Lebewohl sagen. Mir war der Abend natürlich gründlich verdorben, und ich empfahl mich auch bald.

Meine Gefühle für den Prinzen Auwi waren nicht gerade sehr freundlicher Art. Je mehr ich mir am kommenden Tage den gestrigen Vorfall in allen Einzelheiten überlegte, desto sinnloser kam er mir vor. Jedenfalls war es mir klar, daß ich es mit "Auwi" verschüttet hatte, und das war nicht gerade vorteilhaft für meine Stellung, nicht deswegen, weil er ein Prinz von Preussen, sondern weil er hoher S.A.-Führer war. Die Quittung bekam ich schon 2 Tage danach, indem der Regierungspräsident im Laufe eines Gespräches ganz nebenbei mit süßem Lächeln, aber in bedauerndem Tonfall bemerkte: "Seine königliche Hoheit ist leider, scheint's mir, wenig von Ihnen eingenommen." Ich sagte darauf ein bißchen großartig und von oben herab: "Leider bin auch ich von Seiner königlichen Hoheit wenig eingenommen, aber umso mehr erstaunt, daß sich seine königliche Hoheit dann den ganzen Abend ausschließlich mit mir unterhalten hat." Fromm sagte nichts darauf, aber ich merkte sehr deutlich, daß er in der Sache selbst natürlich auf der Seite des Mächtigeren stand und das war in diesem Falle "Auwi" als Freund der heutigen Parteigrößen. Übrigens erlebte ich an diesem Tage eine niedliche Geschichte auf der Eisenbahn. Ich fuhr mit einem unserer Forstassessoren, einem Grafen Finckenstein, Vetter von Heinz, mit der Stadtbahn von Potsdam nach Berlin. Im Nebenabteil nahm eine recht gut und sehr vornehm aussehende Dame Platz. Ich sagte zu meinem Begleiter: "Sehen Sie sich mal die Dame im Nebenabteil an. Das ist bestimmt ein königliche Prinzess." Finckenstein lachte und sagte: "Woran können Herr Vizepräsident das erkennen, da sie doch kein Plakat um den Hals trägt, wo ihr Rang verzeichnet ist?" Ich sagte: ~~Ich~~ ~~weiß~~ auch

weiß auch nicht, woran ich es erkenne, es ist ein gewisses je ne sais quoi. jedenfalls kann ich die höchste Wette darauf eingehen, daß das hier eine königliche Prinzessin ist." Auf einem Bahnhof-ich glaube Charlottenburg- stieg die Dame aus. Auf dem Bahnsteig stand der Prinz Oskar, dem sie in den Arm flog. Es war die Prinzessin Oskar! Ich konnte mit heiligen Widen versichern, daß ich sie nie gesehen hatte. Nun war nur das Komische dabei, daß gerade sie keine geborene Prinzessin, vielmehr die Schwester meines gefallenen Kartellbruders Karlchen Bassewitz und mit dem Prinzen Oskar zunächst nur morganatisch unter dem Titel einer Gräfin von Ruppin vermählt war. Das königlich-hohenzollernsche Air hatte also anscheinend so stark auf sie abgeerbt, daß ich sie trotzdem sofort als Prinzessin erkannt hatte!

Mit meinem Regierungspräsidenten kam ich allmählich immer mehr auseinander, obgleich rein äußerlich die höflichsten und korrektesten Beziehungen zwischen uns bestanden, und ein Uneingeweihter, der uns zusammen sah, den Eindruck haben mußte, wir seien ein Herz und eine Seele. Die Dezernten liessen sich aber nicht so leicht täuschen und merkten es sehr bald, daß Regierungspräsident und Regierungsvizepräsident recht wenig mit einander übereinstimmten. Da ich mein Herz immer leicht auf der Zunge trug war dies auch nicht besonders schwer für sie; zumal der persönliche Dezernt, Major Rossum und die Abteilungsdirigenten wußten ganz genau, was die Glocke geschlagen hatte. Mit Rossum machte ich nach wie vor morgens meine Ritte, und sie bedeuteten natürlich die schönsten Stunden des Tages. Wie stehen sie mir noch so deutlich vor Augen, und wie erinnerten sie mich damals stets an die glückliche und sorglose Dragoner-Zeit in Lützen, wenn im Sommer in den taufrischen Morgen hinausgeritten wurde! Um 6 Uhr standen die Pferde gesättelt in der Jägerallee unter den Baumriesen und dann ging es hinaus in die herrliche Potsdamer Umgegend, durch die Maulbeer-Allee unter den Baumriesen des Sanssouci-Parkes nach Bornim zu, am Ruinenberg vorbei nach dem Bornstedter Feld, nach dem Wansee, nach dem Heiligen See, wo uns das Marmorpalais grüßte, zum Jungfernsee oder auch nach Osten über die Glienicker Brücke durch den "Park des Prinzen Friedrich Leopold", wo auf der rechten Seite Schloss und Park Babelsberg hoch herabschauten und Erinnerungen an den viel geliebten "alten Kaiser" Wilhelm I hervorriefen. Gab es in der Umgebung von Potsdam eigentlich noch etwas anderes als Seen, Parks, Schlösser, Alleen

Institut

ED 428-2-32

und allenfalls Exerzierplätze? In der Erinnerung zweifelte ich beinahe daran. Unterwegs gab ich dem guten Rossum oft landwirtschaftlichen und naturkundlichen Unterricht, denn auf diesem Gebiet war er schimmerlos, was immer meine große Heiterkeit erregte, in die er freundlich einstimme. Er kannte beinahe keinen Baum und konnte kaum eine Eiche von einer Linde unterscheiden; das Gleiche galt von den Getreidearten und dem Getier im Wald und Flur. Er war aber ein gelehriger Schüler und nahm meine Vorträge mit Lerneifer und Dank entgegen. Oft führte ich ihn auch auf den Leim und sagte z.B.: "Sehen Sie mal, Herr Rossum steht der Mafer hier nicht gut"-und deutete dabei auf einen Kartoffelschlag, oder, wenn wir eine alte, schöne Rotbuche erblickten: "Kucken Sie sich mal diese wundervolle, alte Linde an. Auf so großen Leim fiel er meist doch nicht herein, aber es war unwiderstehlich komisch, wenn er trotzdem zunächst etwas unsicher mich misstrauisch von der Seite ansah, um dann zu sagen: "Ne, ne, für zu dumm dürfen Herr Vizepräsident mich auch nicht halten. Auf ~~das~~ die Fragen falle ich nicht mehr herein." Ich hatte ihn sogar schon so weit gebracht, daß er Mauersegler von Schwalben unterscheiden konnte, die 90 % aller Menschen mit einander identifizieren. - Um das Angenehme mit dem Dienstlichen zu verbinden, wohnten wir öfters auf dem Bornstedter Feld den Übungen der Landespolizei bei, die mehr und mehr rein militärische Truppe wurde. In meinem ahnungslosen Gemüt förderte ich diese Entwicklung weiterhin nach Kräften und freute mich darüber, daß auch die Regierung ein schlagkräftiges Machtinstrument, das es mit der S.A. sehr gut aufnehmen könnte, in der Hand hatte. Öfters ritten wir auch nach Eiche, wo sich die Schule für Polizeioffiziere- eine Art kleine Kriegsakademie befand, und wo wir einige Male im Offizierkasino das Frühstück einnahmen. Diese Offizierschule war jedoch unserm Machtbereich entzogen und unterstand unmittelbar dem Innenministerium. M.W. war damals Kommandeur dieser Schule General v. Waldow, ehemaliger Kronprinzler aus Königsberg sowie Freund und Regimentskamerad von Wilhelm Rönne und Hans Blücher. Leider bekam ich Uli Waldow, den ich gern einmal wiedergesehen hätte, nie zu Gesicht. Besonders in Erinnerung von Ostpreußen her war mir noch seine reizende Frau, ein Baronesse Roenne und Kurländerin reinsten Wassers.- Wenn wir von Westen her heimkamen, beendete meist ein langer Galopp durch die breite, vierreihige

Allee, die auf das Neue Palais zuführte, unsern Morgenausflug, bevor wir dann im Schritt an Orangerie und Schloß Sanssouci vorbei zur Kaserne der "Gelben" zurückritten, wo uns die Pferde abgenommen wurden und wir im Offizierkasino ein sehr reichhaltiges, schönes Morgenfrühstück einnahmen- sehr passender Weise in einem Erker unter dem Wappenfenster von Onkel Viktor Kleist sitzend- um uns dann etwa um 1/29 1/2 9 auf die Regierung zu begeben, wo einem nach "des Diestes ewig gleich gestellter Uhr" des Tages Last und Mühe erwartete.

Die geliebte S.A. trug viel zu dieser Last bei. Es verging kaum mehr ein Tag, an dem nicht Meldungen oder Gerüchte über Gewalttätigkeiten und Gesetzesübertretungen von S.A.-Männern zu unsern Ohren drangen. Der Regierungspräsident tat diese Vorfälle meist mit einem milde verstehenden Lächeln ab wie etwa einen komischen Dummen-Jungenstreich. Auf meine Empörung hielt er immer lange Vorträge über "echtes nationalsozialistisches Verhalten", die mir schon zum Halse herauskamen, oder bedauerte es, daß es immer noch Menschen gäbe, die in "kleinlichem, bürokratischen Gerechtigkeitsfanatismus" sich an unbedeutenden, geringen Verfehlungen stießen und dabei die herrliche große Linie des geliebten und unfehlbaren Führers außer Acht ließen. Um es noch deutlicher zu machen, auf wen diese Predigten abzielten, fügte er höflich und liebenswürdig hinzu: "Damit meine ich aber nicht Sie, Herr v. Stutterheim." Unternommen wurde gegen alle diese unerhörten Untaten nichts, höchstens, daß mein Chef ab und zu stolz und befriedigt mir verkündete, er hätte sich aufs freundschaftlichste mit dem S.A.-Gruppenführer Ernst oder einem andern höheren S.A.-Führer ausgesprochen, und diese hätten ihm zugesichert, daß hinfort nichts mehr Ungehöriges vorkommen werde. Dies traf denn auch immer für ein bis zwei Tage zu, bis das Spiel wieder von vorne anging. Keiner fand mehr etwas an diesen neckischen Einfällen der S.A. und anderer Parteistellen. Jugend muß, ja schließlich austoben! Aber eines Tages erfolgte doch etwas, was in die Regierung wie eine Bombe einschlug. Ein Forstmeister, also ein höherer, der Regierung unmittelbar unterstellter Staatsbeamter, war am hellen lichten Tage von S.A.-Männern überfallen, aus seinem Hause geschleppt und übermäßig mißhandelt worden. Der Landforstmeister war empört und fragte mich, was geschehen solle, oder ob das auch als harmloser Ulk angesehen werden müsse. Der Regierungspräsident war verreist. Daß jede Be-

Institut

schwerde beim S.A.-Gruppenführer Ernst nur eine Komödie darstellen würde, wußte ich genau. A so hing ich mich an den Apparat, ließ mich mit dem Innenministerium- m.W. dem Staatssekretär Grauert*persönlich- verbieten, berichtete den Vorfall in allen Einzelheiten und ließ meiner Empörung freien Lauf, in dem ich u.a. sagte, man hätte den Eindruck, in einem Räuberstaat zu leben. Dieses Mal fand ich auch Verständnis im Ministerium, und es wurde mir strenge und sofortige Untersuchung des Falles zugesagt. Ich empfand es geradezu als ein Glück, daß dieses Mal die Gewalttat einem höheren Staatsbeamten und nicht einem obskuren polnischen Juden, Zigeuner oder Angehörigen der Unterwelt passiert war, worüber meist nur mit einem bedauernden Achselzucken hinweggegangen wurde. Anscheinend hatte meine Meldung im Innenministerium auch wie ein Schreckschuß gewirkt und ernste Vorstellungen bei der S.A.-Führung zur Folge gehabt; denn schon am nächsten Tage ließ sich der S.A.-Gruppenführer Ernst zu einer Unterredung bei mir anmelden, zu der er sich ich auch noch den politischen Dezernenten, Freiherrn v. Schenk, hinzuzog. Ernst wandte eine neue Taktik an. Er spielte den Empörten und sittlich Entrüsteten, dieses Mal nicht gegen mich, sondern gegen die S.A.-Männer, die die Freveltat vollführt hatten. Es war ganz geschickt von ihm; denn er tobte dabei so über die Missetäter, daß er Schenk und mir kaum mehr eine noch größere Entrüstungsäußerung übrig ließ. Ich war aber doch schon gewitzigt genug, um ihn nüchtern zu fragen, was nun geschehen solle. Seine Empörung über die beiden Schufte sei ja sehr richtig und verständlich, aber wie solle nun das Verbrechen gesühnt, dem halb tot geschlagenen Borstmeister Gerechtigkeit zuteil und der Rädelführer bestraft werden? Ernst wurde noch erregter und rief pathetisch: "Herr Regierungsvizepräsident, ich gebe Ihnen mein heiliges Ehrenwort, daß die Halunken seitens der S.A. aufs empfindlichste gestraft und außerdem herausgeschmissen werden eine größere Strafe kann es für sie nicht geben." Damit schloß er betuernd und voll ehrlicher Entrüstung derart mit der flachen Hand auf den Tisch, daß mein Tintenfaß in hohem Bogen emporsprang und sich ein schwarzer Strom über den Diplomaten schreibetisch und das Parkett des Fußbodens ergoß. Wie der Tintanklex in der Wartburg an das Erscheinen des Satané, so erinnerte mich der schwarze Fleck auf dem Parkett noch lange an den Gruppenführer Ernst und sein "heiliges Ehrenwort".

Institut

Schon nach wenigen Tagen verkündete mir Schenk, der immer alles wußte, mit einem ironischen Lächeln: "herausgeschmissen von hier sind die betreffenden S.A.-Männer allerdings, aber nur an eine andere Stelle versetzt und zwar der "Adelsführer unter gleichzeitiger Rangerhöhung." Eine derartige Verlogenheit und herausfordernde Unverschämtheit waren sogar mir bis dato noch nicht vorgekommen! Inzwischen war der Regierungspräsident heimgekehrt und von den Vorfällen natürlich bereits unterrichtet. Als ich ihm Vortrag darüber hielt, sagte er nur: "Schade, daß ich nicht da war. Ich hätte an Ihrer Stelle nicht über einen so unbedeutenden Vorgang gleich dem Ministerium berichtet, sondern versucht, die Angelegenheit in freundschaftlicher Weise mit der S.A. zu regeln. Diese muß jetzt den Eindruck haben, als wenn wir sie hinter ihrem Rücken verpetzen und die Bürokratenseelen, deren es ja leider noch immer welche im Innenministerium gibt, gegen sie aufhetzen wollten". Das hatte nur noch gefehlt, um bei mir das Faß voller Empörung, Wut und Widerwillens zum Überlaufen zu bringen. Zum ersten Mal in meinen Gesprächen mit Fromm nahm ich kein Blatt vor den Mund und sagte ihm so deutlich die Wahrheit, wie ich es weder vorher noch nachher einem Vorgesetzten gegenüber je getan habe. Ein Wort gab das andere und schließlich schrie ich so, als ob ich einen Rekruten vor mir hätte, obgleich ich mich noch immer so weit in der Gewalt hatte, daß ich in der Form wenigstens nicht geradezu beleidigend wurde. Auf den Schluß dieses unerquicklichen Plauderstündchens kann ich mich noch genau besinnen. Als ich all die Willkürakte, die heutzutage ungesühnt im Zeichen des Nationalsozialismus geschähen, aufzählte und Fromm darüber nur mit ein paar Redensarten von "Lappalien" und "lächerlichen Kleinigkeiten" hinwegging, sagte ich vielleicht etwas feierlich und pathetisch, aber doch in einem Anfluge von Prophetengabe: "Herr Regierungspräsident, unsere Anschauungen über diese Dinge gehen wohl so weit auseinander, daß es keinen Zweck hat, sich lange darüber zu unterhalten. Was Sie "Lappalien" und "lächerliche Kleinigkeiten" nennen, bezeichne ich als "Ungerechtigkeiten", "Willkürakte schlimmster Art" und "Schandtaten". Doch das sind Auffassungssachen. Das eine aber weiß ich und versichere ich Ihnen, daß Sie und ich für diese "Kleinigkeiten", die ich "Schandtaten" nenne, soweit wir sie dulden oder gar unterstützen, einst verantwortlich gemacht werden, wahrscheinlich noch in dieser Welt, bestimmt aber vor dem Richterstuhl Christi." Es war

keine Einbildung von mir, daß mein Chef aschfahl wurde. Er zwang sich zwar noch zu einer Grimasse, aber diese ließ seine bleiche Gesichtsfarbe nur umso mehr hervortreten. Er fand auch kein Spottwort als Erwiderung, sondern verabschiedete sich nur kühl und gemessen. So endete diese denkwürdige Unterredung, die mir in späteren Zeiten so unendlich oft in Erinnerung gekommen ist.

Eine Sache anderer Art begann mir allmählich auch Sorge zu machen. Das Kind, das ich verhätschelt und groß gepöppelt hatte, begann, über mich herauszuwachsen und sich meiner väterlichen Fürsorge zu entziehen. Unter diesem kühnen Bilde verstehe ich die Landespolizei, die deutlich bestrebt war, sich von der "zivilen Aufsicht" der Regierung frei zu machen und als rein militärische Organisation zu fühlen. Meine eigenen Bestrebungen in dieser Hinsicht begannen sich gegen meine Absichten und Ziele selbst zu wenden; denn was nützte mir die beste Truppe, wenn sie diese mir nicht mehr unterordnen wollte! Mein persönliches Verhältnis zu Kommandeur und Offizierscorps blieb gleich freundschaftlich und herzlich, aber es wurde mir bei gelegentlichen Gesprächen doch sehr deutlich zu verstehen gegeben, daß dieses nur ein rein persönliches Band zu mir selbst sei, daß aber im Übrigen die Unterordnung einer militärischen Truppe unter eine Zivilbehörde auf die Dauer nicht in Frage käme und möglichst bald aufgehoben werden müsse. Bald erfuhr ich denn auch im Innenministerium, wo ich ja oft war, daß die gesamte Landespolizei demnächst aus dem Sektor der inneren Verwaltung herausgezogen und Goering, der damals noch Innenminister war, unmittelbar unterstellt werden sollte, um dann später völlig in die Reichswehr überführt zu werden. Bei einer dieser Gelegenheiten sah ich übrigens "Dschekobei" wieder. Er hatte schwindelnde Karriere gemacht und war m.W. damals schon - es kann auch etwas später gewesen sein, - zum Major und persönlichen Adjutanten von Goering avanciert. Eilenden Schrittes ging er in das Zimmer von Goering hinein. Erstaunt sah ich ihm nach und sagte zu meinem Schutzpolizeioffizier: "Das war ja Jacoby! Sagen Sie mal, ist der etwa schon Major? Ich konnte es bei der Bille nicht erkennen." "Doch, ja", sagte der Polizeioffizier, "hineingegangen zum Herrn Ministerpräsidenten ist er jedenfalls als Major. Ob er jedoch als Oberstleutnant herauskommt, vermag ich nicht zu sagen."

Eines Tages wartete ich im Vorzimmer des Ministers zusammen mit dem General Litzmann. Wir hatten diesen früher bei

Institut

der Truppe als den "Helden von Brzeziny" immer besonders verehrt, zumal mein Regiment bei diesem berühmten Durchbruch dort ganz in der Nähe lag und ihn beinahe selbst miterlebte. Später hatte sich der General Hitler angeschlossen und war glühender Nationalsozialist geworden. In letzter Zeit hatte jedoch meine Verehrung für den General einen argen Stoß erhalten, nachdem ich dieselbe Propagandarede von ihm fast wörtlich zweimal gehört hatte. Beim ersten Mal hatte er u-a- eine ergreifende Geschichte erzählt bei der er plötzlich vor Rührung stockte, und ihm eine dicke Träne die Wange herunterlief. Als er beim zweiten Mal in der gleichen Rede wieder an diese Geschichte kam, sagte ich leise zu meinem Begleiter: "Wenn den Redner jetzt abermals die Rührung übermannt, und ihm eine Träne herunterrollt, so ist er ein Comödiant." Und richtig, schon erfolgte die Rührungspause, und auch eine Träne rieselte herab.

Der glühende Wunsch der Landespolizei, der Aufsicht der Regierung zu entrinnen, wurde schneller erfüllt, als allgemein erwartet wurde. Schon nach wenigen Tagen kam ein Erlaß, nach welchem die Landespolizei aus der inneren Verwaltung ausscheiden und unmittelbar dem Inspekteur der Landespolizei im Ministerium des Innern, dem General v. Zepelin, unterstellt würde. Kaum war der Erlaß heraus, erschien auch schon der korrekte Oberstleutnant Sonntag, umgeschnallt und mit Tschako, bei mir und meldete militärisch: "Kommandeur der Schutzpolizei meldet sich mit den Hundertschaften Potsdam gehorsamst von der Regierung ab." Ich schüttelte ihm herzlich die Hand (wovor er sich natürlich in aller Eile den Handschuh auszog) und sagte lachend, noch niemand hätte sich je von mir mit so strahlender Miene verabschiedet wie er heute. Sonntag legte selbstverständlich sein Gesicht sofort in bedauernde Falten und murmelte, wie schmerzlich es der Landespolizei sei, sich von mir zu trennen, indem er hinzufügte, das Pferd von der berittenen Hundertschaft würde selbstverständlich an jedem Morgen weiterhin dem Herrn Regierungsvizepräsidenten gestellt werden. An diese Folge des "Abfalls der Landespolizei" hatte ich noch garnicht gedacht, nahm aber diesen Gnadenbeweis zum Abschied mit Freuden an. Aus war nun der Traum von der Befehlsgewalt über einen starken Truppenkörper! Was uns blieb, war die Revierpolizei, und die war ein wenig kümmerlich. Ich weiß nicht einmal mehr genau, wie viele Reviere es in Potsdam gab.

Ende Juli besuchte mich Eckart in Potsdam, was mich sehr

erfreute. Auch er war auf dem besten Wege, sich meiner Vormundschaft zu entziehen, denn er war nun auch schon ein Jüngling von 19 Jahren geworden. Aber zwei Jahre stand er demnach noch unter meiner Kuratel. Ich versuchte, ihn so gut es ging, in seiner Geburtsstadt, wo er noch unzählige Bekannte hatte, zu amüsieren. Ich nahm ihn, wo ich nur konnte, in meiner schönen Limousine mit und gab ihm zu Ehren m.W. auch eine kleine Bowle in meiner Wohnung, zu der u.a. auch Czetztritz erschien; ich glaube auch Alten, der ja als Gardeschütze Bataillonskamerad seines Vaters gewesen war. Konrad Czetztritz lud ihn netter Weise für einen Tag zu sich nach Berlin ein und unternahm dort so viel mit ihm, daß er ganz erfüllt von diesem Besuch nach Potsdam zurückkam. Am Sonnabend, den 29. Juli war ich mit Eckart, wie eine Notiz von mir besagt, zum Abend zum "Rot-Weiß-Klub". Dieses war ein sehr angesehener, etwas exklusiver Tennisklub, dessen Mitglied ich zwar nicht war, bei dem ich aber öfters verkehrte, durch Oberregierungsrat v. Rappard, wenn ich nicht irre, eingeführt. In dem hübschen und schön gelegenen Klubhaus konnte man ausgezeichnet essen und trinken und traf immer Bekannte. Da ich als guter Vormund auch für Eckarts geistliches Wohl besorgt war, ging ich mit ihm am nächsten Tage in die Nicolaikirche. Bei Fräulein Beyer hatte er einen großen Stein im Brett, und sie verwöhnte ihn, wie sie nur konnte.

Auch mit ostpreußischen Bekannten traf ich in der Potsdamer Gesellschaft öfters zu sammen, vielfach zum Bridge. Da waren z.B. die Bestendorfer Goltz'ens da, die sich nach der Übergabe von Bestendorf an ihren Sohn hierher zurückgezogen hatten. Er war der rechte Vetter meines Schwagers aus Mertensdorf sie eine Gräfin Finckenstein aus Jäskendorf in Ostpreußen. Auf eine fast romanhafte Weise war Baron v.d. Goltz einst in den Besitz von Bestendorf, einer der größten Herrschaften Ostpreussens mit der schönsten Eichforst der Provinz gekommen. Ursprünglich gehörte sie einem Herrn v. Domhard, Onkel meines Vaters. Da er kinderlos war, sollte ein Neffe Domhard den Besitz erben. Dieser etwas leichtsinnige Neffe hatte bei einem Freunde Schulden gemacht und bat diesen, er möchte sich noch etwas gedulden, er käme gerade aus Bestendorf, wo er seinen Onkel hoffnungslos krank angetroffen hätte. Der Alte könne nicht mehr lange leben, und dann sei er ja selbst Besitzer von Bestendorf und würde prompt das Geld zurückzahlen. Gleichzeitig schrieb

Institut

er aber auch an seinen Onkel nach Bestendorf einen Brief, in dem er seine Freude ausdrückte, den geliebten Onkel so frisch und wu munter angetroffen zu haben. Dann verwechselt er die Briefum schläge und der Onkel bekam das für den Freund bestimmte Schrei ben. Er war über die Falschheit des Neffen so empört, daß er ihn kurzerhand enterbte und dafür seinen Neffen Goltz, Sohn seiner Schwester, zum Erben einsetzte. Dieser, der Schiffsarzt gewor den war, bekam plötzlich auf einer Seereise die Nachricht, daß e er Erbe eines der schönsten Besitze Ostpreußens geworden war.

Dann war ich mit Pahlens, den Schwiegereltern von Barba ra Buhl, öfters zusammen und sah auch meine Brautdame von Bar baras Hochzeit, Ruth Pahlen, wieder.

Den bisherigen Kommandierenden aus Königsberg, Freiherrn v. Esebeck und seine Gattin, eine Holländerin, sah ich einige Male. Sie waren die Schwiegereltern meines intimen Schulfreundes Leo Reibnitz. Ich hörte jedoch, daß ihre Tochter sich von ihm scheiden lassen wollte, was ich ihr nicht verdenken konnte. Be merken muß ich jedoch hierbei, daß meine alte Abneigung gegen Leo Reibnitz ganz individuell war. da er sich sonst auf dem Wil helmsgymnasium in Königsberg einer ziemlichen Beliebtheit erfreu te. General v. Esebeck war im übrigen niemand anders als "Eticke" vom 1. Garderegiment, der beste Freund von Fritz'Abbarten.

In Berlin verkehrte ich öfters im Gardekavallerie-Kasi no, im sogenannten "großen" Kasino am Pariser Platz und im Har renklub, wo man stets mit vielen Bekannten und auch manchen in teressanten Persönlichkeiten zusammentraf. Bsp/nders im Garde kavalleriekasino, wo u.a. ein großes Bild von Onkel Alfred Mitz laff hing, frühstückte ich oft mit Konrad Gzettritz zusammen. Bei irgend eine Essen saß ich neben General v. Hammerstein, dem Chef der Heeresleitung. Er gefiel mir sehr; aber seine Bitte, die er an mich richtete, konnte ich ihm doch nicht erfüllen. Er bat mich nämlich, ich möchte als guter Freund von Chettritz doch auf diesen ^{Handkiss}, daß er nicht mehr Turniere ritte. So körper lich behindert, wie dieser durch seine schweren Verwundungen war, bestand auf einem Turnier dauernd die Gefahr, daß er sich bei einem Sturz lebensgefährlich verletzen könnte. Da ich es aber wußte, mit welcher übermenschlicher Energie Konrad es durchgesetzt hatte,, zunächst überhaupt ein Pferd besteigen zu können, um dann in Turnieren mitreiten zu können, bekam ich es nicht übers Herz, ihm jetzt davon abzuraten, zumal er sicher gewußt hätte, von welcher Seite der Hantschlag eigentlich käme.

Institut

ED 129-21-40

Eine sehr nette Abwechslung war für mich eine Fahrt mit der Wasserbauverwaltung auf deren wunderhübschem und komfortabel eingerichteten Dampfer durch das Gewirr der Havelseen und -arme. Ich war bei dieser Fahrt lediglich Gast, da die Wasserbauverwaltung Potsdam nicht dem Regierungspräsidenten, sondern m.W. dem Oberpräsidenten unmittelbar unterstand. Solche Besichtigungsfahrten fanden öfters statt, und ich wurde regelmäßig dazu eingeladen, machte aber m.W. nur diese eine mit. Die Dampferfahrt durch diese herrliche Gegend in nettem Kreise von Bekannten an einem schönen Sommertage war eine richtige Erholung. Daß es zudem an Bord ganz ausgezeichnet zu essen und zu trinken gab, war auch nicht zu verachten.

Mein Verhältnis zum Regierungspräsidenten war seit den geschilderten Vorfällen ziemlich kühl geworden, blieb aber äußerlich korrekt und höflich. Es war jedoch so, als ob wir auf zwei getrennten Welten lebten. Er trat jetzt seinen Sommerurlaub an, und ich übernahm wieder die Alleinherrschaft, nur von dem einen Wunsch besesselt, es möge nicht zu viel Unheil in dieser Zeit passieren. Doch dieses ließ nicht lange auf sich warten. Eines schönen Tages wurde mir - ich glaube wohl durch Schenk - gemeldet, in *Rathenow* sei der frühere Oberbürgermeister stundenlang mit einem Schandplakat um den Hals herumgeführt und dabei von der Volksmenge beschimpft und mißhandelt worden, alles unter den Augen und der Duldung der Polizei! Von diesen Methoden hatte ich bereits gehört. So war mir zu Ohren gekommen, daß der frühere Oberpräsident von Schlesien Lüdemann gleichfalls auf ähnliche Art durch Breslau geführt worden war, und zwar auf Veranlassung des Herrn Polizeipräsidenten Heines höchst persönlich. Dort wunderte ich mich über nichts mehr. Daß diese mittelalterlichen Methoden jetzt aber auch hier Platz greifen sollten, ging mir denn doch über den Spaß, und ich war gewillt, dies keinesfalls zu dulden. Zunächst erkundigte ich mich beim neuen Oberbürgermeister oder dessen Stellvertreter genau nach dem Tatbestand. Jawohl, es stimmte! Der frühere Oberbürgermeister wäre von der "erregten Volksmenge" aus dem Hause geholt und in der Stadt herumgeführt mit einem Plakat um den Hals "Ich habe die Stadt um eine Million betrogen." Die neuen Stadtgewaltigen schienen dies Verfahren völlig in der Ordnung zu finden. Ich fragte: "Stimmt das denn, daß der Oberbürgermeister die Stadt um eine Million betrogen hat?" - "Ja, natürlich." "Warum ist er denn nicht längst wegen eines so ungeheuerlichen Betrages vom Gericht verhaftet und bestraft worden?" - Lange, verworrene Auseinandersetzungen über die büro-

Institut

ED 129-2-41

kratischen und reaktionären Gerichte. "Warum ist die Polizei denn nicht gegen die erregte Volksmenge eingeschritten und hat den Mann geschützt? Sie haben doch genug städtische Polizei in Rathenow!" "Die Polizei war machtlos, und außerdem: Soll die Polizei denn auf Wunsch der Regierung einen Betrüger schützen?" - "Ja", schrie ich in den Apparat, "auch einen Raubmörder hat sie zu schützen. Ein Kind von 10 Jahren weiß, daß nur das Gericht befugt ist, Strafen zu verhängen. Die Rathenower Polizei hat auf der ganzen Linie versagt, und das Weitere wird sich finden." Damit schlug ich den Hörer auf den Hebel, setzte mich hin und machte einen Bericht an das Innenministerium, in dem ich mir meine ganze Wut von der Seele schrieb und zum Ausdruck brachte, daß bei derartigen Zuständen in der Rathenower Polizei, die Gewehr bei Fuß ~~gegen~~ Ausschreitungen dulde, nur durch sofortiges Eingreifen des Herrn Ministers Abhilfe geschaffen werden könne. Als ich den Bericht abgefaßt und expediert hatte, war mir wohler. Ich setzte mich sofort mit dem zuständigen Referenten in Verbindung und fuhr selbst zu mündlichen Rücksprachen nach Berlin. Dort wurde mir eröffnet, daß dieser ungeschminkte Bericht sehr zweckmäßig gewesen wäre, und ich wurde nochmals darum gebeten, das Ministerium doch nur ja immer über derartige Vorfälle auf dem Laufenden zu halten. Ich war daher sehr gespannt, was erfolgen würde, und was ich für Anweisungen hinsichtlich Untersuchung des Falles und disziplinarer bzw. gerichtlicher Bestrafung der Schuldigen erhalten würde. Es erfolgte aber nichts. Das Ministerium schien eine derartige kleine "Revolutionerscheinung" für so alltäglich zu halten, daß es nicht lohne, darauf näher einzugehen. Ich war empört und machte meinen Mitarbeitern gegenüber meinem Herzen kräftig Luft.

Eines Tages, an dem mein Telefon kaum stillstand, und ich, wie so oft, nur noch mit dem Hörer am Ohr saß, erscholl plötzlich eine Stimme: "Herr Regierungsvizepräsident v. Alt-Stutterheim persönlich?" - "Ja". - "Ich verbinde mit dem Herrn Oberpräsidenten." Gleich darauf eine andere Stimme, sehr kurz und hart: "Hier Gauleiter Kube. Herr Vizepräsident, ich wollte mich erkundigen, wer als verantwortlicher Dezernent den Bericht an den Herrn Innenminister betreffend die Vorfälle in Rathenow gegengezeichnet hat!" - Den habe ich selbst verfaßt, Herr Oberpräsident." - "Wußten Sie, daß der neue Oberbürgermeister, welcher die Anprangerung des früheren, betrügerischen Oberbürger-

Institut

meisters veranlaßt hat, gleichzeitig mein Ortsgruppenleiter ist?"
 Nein, Herr Oberpräsident, das wußte ich nicht. Ich hätte pflicht
 gemäß denselben Bericht aber auch machen müssen, wenn ich es ge-
 wußt hätte." - "Der Bericht ist ein unerhörter Angriff gegen den
 Ortsgruppenleiter und damit gegen die Partei, und ich werde Ihre
 sofortige Entfernung aus Potsdam beantragen." Schluß! Mein ers-
 ter großer Absturz war erfolgt, und das Komische war, daß ich
 es garnicht merkte, daß es ein Sturz war. Ich war von meinem
 guten Gewissen so durchdrungen, und fühlte mich durch das Innen-
 ministerium, das ja meinen Bericht besonders gelobt hatte, so
 geschützt, daß mir der Zorn von Kube geradezu lächerlich vor-
 kam. Nur eine unbändige Wut erfüllte mich gegen diesen "Staats-
 beamten", der nicht nur den unerhörten Vorfall in *Rathenow*
 ganz in der Ordnung fand, sondern auch noch mich, der ich pflich-
 gemäß meiner vorgesetzten Behörde (und das war das Innenministe-
 rium, nicht der Oberpräsident) darüber Bericht erstattete, des-
 wegen herausschmeissen wollte. Aber passieren konnte mir ja ~~gk~~
~~genick~~ zum Glück nichts! Dabei beruhigte ich mich.



Institut für Zeitgeschichte

14. Kapitel.A B N A C H S T E T T I N I

Mein Leben in Potsdam ging in gewohnter Weise weiter, so als ob nichts vorgefallen wäre. Je mehr ich mir den Telephon-Anruf des Gauleiters und Oberpräsidenten Kube überlegte, desto mehr kam ich zu der Überzeugung, daß jetzt von den Berliner Centralstellen doch etwas geschehen müsse, und daß dieses unerhörte Vorkommnis sehr ernste Folgen für Kube haben würde. Die Absurdität seines Verhaltens wurde mir immer klarer. Man denke: In einer größeren Stadt erfolgt offener Landfriedensbruch, verbunden mit einer Fülle anderer strafrechtlicher Delikte wie Nötigung, Freiheitsberaubung, Mißbrauch der Amtsgewalt, Hausfriedensbruch und Körperverletzung, und der höchste Staatsbeamte der Provinz duldet dies nicht nur, sondern maßregelt auch noch den Beamten, der sich pflichtmäßig dagegen wendet oder vielmehr lediglich seiner vorgesetzten Behörde über den Vorfall berichtet!

Natürlich fuhr ich nach Berlin, um im Innenministerium von dem Telephonanruf Kubes Mitteilung zu machen und zu sondieren, welche Maßnahmen zu meinem Schutz und gegen den pflichtvergessenen Oberpräsidenten ergriffen werden würden! Insonderheit sprach ich deswegen auch beim Chef der Personalabteilung vor; m.W. war dies damals schon Ministerialdirektor Schellen. Es wurde mir nochmals bestätigt, daß ich durchaus korrekt und pflichtgemäß gehandelt hätte, indem ich dem Innenministerium von dem Vorfall in Brandenburg Kenntnis gegeben hätte. Ferner erfuhr ich daß der Antrag Kubes auf meine sofortige Entfernung bereits vorläge. Über diese unglaubliche Tatsache wurde jedoch kein Wort verloren, noch viel weniger über irgendwelche zu ergreifenden Maßnahmen gegen die verantwortlichen Drahtzieher in Brandenburg, gegen den Oberpräsidenten oder gar zur Genugtuung für den schwer beleidigten und mißhandelten ehemaligen Oberbürgermeister. Ich war schwer enttäuscht, und es war mir ein geringer Trost, daß mir versichert wurde, selbstverständlich würde mir keinerlei "Vorwurf" gemacht, und man würde mich gegen die unberechtigten Angriffe des Oberpräsidenten "verteidigen und schützen". Das

allerdings hatte ich ja auch nicht erwartet, daß ^{mir} noch vom Innenminister ein "Vorwurf gemacht würde", weil ich mit dem Räuberhauptmannsstück in Brandenburg nicht einverstanden gewesen wäre.

In ziemlich deprimierter Stimmung kam ich aus Berlin zurück; aber ich hatte ja wenigstens die Zusage erhalten, daß ich gegen die Angriffe Kubes geschützt werden sollte. Seine Äußerung, er würde mich aus Potsdam entfernen lassen, betrachtete ich daher als völlig leere Drohung. Ich machte von dem Vorfall lediglich meinem politischen Dezernenten und Corpsbruder Freiherrn v. Schenk, sowie dem Grafen Helldorff vertrauliche Mitteilung, mußte aber konstatieren, daß die Sache schon durchgesiekt war, und bald, daß es die Katzen von den Dächern piffen. Helldorff hatte es bereits von Kube selber erfahren und sah die Sache recht ernst für mich an, was mich etwas stutzig machte. Sehr bald stellte ich auch aus dem Umgang mit anderen, zumal mit meinen Beamten fest, daß sie mich für eine gestürzte Größe hielten. Nicht etwa, daß ich mich über ihren Verkehrston zu beklagen gehabt hätte; im Gegenteil! Ich merkte es jetzt erst so recht, daß ich im allgemeinen auch auf der Potsdamer Regierung eine ganz gute Nummer hatte, und daß das Gros der Beamtenschaft in der Sache völlig auf meiner Seite und gegen den Oberpräsidenten war; aber ich hatte doch ein wenig den Eindruck, daß die verdoppelte Liebenswürdigkeit, mit der mir alle entgegenkamen, etwas von der teilnehmenden Güte hatte, die man einem Schwerkranken erweist, der nur noch wenige Tage zu leben hat. Hinsichtlich des Regierungspräsidenten verstärkte sich dieser Eindruck bei seiner Rückkehr von Urkaub noch erheblich; nur hatte ich bei diesem nicht einmal das Gefühl, daß er auf meiner Seite stände. Von ihm hatte ich auch nichts anderes erwartet. Nachdem ich es in kurzer Zeit mit 2 Pateigrößen, - dem Prinzen Auwi und dem Gauleiter- verschüttet hatte, wäre es von ihm auch zu viel verlangt gewesen, mir gegenüber mehr, als eine freundlich-bedauernde und korrekte Zurückhaltung zu verlangen!

Fürs Erste ging ich nun zunächst einmal auf Urlaub! In der Heimat war ich seit Weihnachten nicht gewesen. Mit Ausnahme einer Periode im Kriege war dies die längste Abwesenheit von Sophienthal in meinem Leben. Zuerst sollte es aber wieder mit Spener zusammen an die Nordsee gehen. Zum ersten Mal war ich in Potsdam auch in der Familie meines Freundes, nachdem sich sein Vater, der Forstmeister in Kunersdorf, ganz nahe der Stadt, gewesen war, hierher in Pension zurückgezogen hatte. Beide Eltern

nahmen mich mit großer Liebenswürdigkeit und Herzenswärme auf. Sie stammten beide aus berühmten Familien: Der Forstmeister war ein Nachkomme des großen Pöetisten Spener, während seine Gattin eine reizende, mütterliche und vornehme Frau, geborene Boisserée einer Familie angehörte, von deren hohem Kunstsinn so viele Gemäldesammlungen in Deutschland Zeugnis ablegten.

In diesem Jahr war Wangerooze unser Reisezeel an der Nordsee. Es war wieder eine sehr schöne und erholsame Zeit dort; doch kann ich mich auf Einzelheiten dieses Aufenthaltes nicht mehr besinnen, ebensowenig, wie ich anschließend meine Reise nach Ostpreußen antrat, ob über Berlin mit der Bahn oder mit Schiff über die Ostsee. Seit meinem "Aufstieg" war ich noch nicht in Sophienthal gewesen, und nun hielt ich dort meinen Einzug schon nach meinem ersten "Sturz", obwohl dieser nach außen hin nicht in Erscheinung getreten war. Meinem Vater machte ich wohl Mitteilung von meinem Zusammenstoß mit Kube, aber in etwas bagatellisierender Art, um ihn nicht zu beunruhigen. Am 13. September feierten wir seinen Geburtstag in gewohnter Weise mit einem kleinen Diner am Abend. Zufällig liegt die Tischordnung dieses Geburtstagesens noch vor mir, und in Gedanken an versunkene und verklungene glückliche Zeiten betrachte ich sie mit heiserer Wehmut. Die Tischgäste lauten nach diesem Placement der Reihe nach:

Hausherr (mein Vater saß nach geheiligter Tradition seit dem Tode meiner Mutter stets am Ende der Tafel an der Fensterseite des Esszimmers)

- Frau v. Huebbenet
- Kammerherr v. Plehwe
- Gräfin Brühl
- Regierungsvizepräsident v. Alt-Stutterheim
- Frau v. Buch
- Freiherr v. der Goltz-Mertenendorf
- Baronesse v. Buhl
- Graf Brühl
- Freifrau v. der Goltz
- Herr v. Buch
- Frau v. Gottberg (die "schöne Frau")
- Baron v. Buhl-Pestehenen
- Frau v. Plehwe
- Herr v. Gottberg-Pr. Wilten
- Fräulein v. Alt-Stutterheim

Aus dieser Tischordnung ersehe ich, daß an diesem Geburtstagsfest

Institut

meine Geschwister Goltz und Plehwe anwesend waren, Vater also "seine Kinder hundertprozentig" um sich hatte, daß ferner Brühls wieder einmal da waren, aber daß sich auch in dem sonst ziemlich gleich bleibenden Bild unserer Sophienthaler Diner-Placements ein nicht zur "Freidland-Donnauer Gegend" gehörender Name zeigte es waren dies Buchs, Freunde der Postehener. Mir war der Name insofern geläufig, als Frau v. der Lancken, die Mutter meines Corpsbruders und Freundes Detlor eine geborene v. Buch war.

Als Jeanny mein Partei-Abzeichen erblickte, rief sie mit Begeisterung, in die sich ein leiser Neid einmischte, aus: "Na, du bist gut heraus! Mit dem Ding da kann dir nichts passieren!" Sie war ein wenig enttäuscht, als sie von mir hören mußte, daß nicht alles Gold ist, was glänzt, und daß ich mir trotz dieses Schutzamuletts die Ungnade hoher Partei-Gewaltiger bereits zugezogen hätte. Die Stellung von Georg Brühl als Landrat in Allenstein wackelte bereits bedenklich, schon allein, weil er gläubiger Katholik war. Jeanny, die ihr Herz stets sehr auf der Zunge trug, hielt mit ihrer Abneigung gegen den Nationalsozialismus nicht gerade zurück, und meine Schwestern beschworen sie, doch im Interesse ihres Mannes um's Himmels willen etwas vorsichtiger zu sein. Jeanny hörte sich diese wohlmeinenden Ermahnungen auch andächtig an, bestritt aber aufs lebhafteste, jemals die Vorsicht außer Acht gelassen zu haben, was jedoch unser ungläubigen Lächeln begegnete.

Zum ersten Mal vor dem staunenden Volk zu Hause erschien ich nun als der "Herr Präsident", und die Titulatur ging den Leuten so geläufig vom Munde, als ob ich schon als Präsident in Sophienthal zur Welt gekommen wäre. Es entlockte mir ein leises Lächeln, als Robert bei meiner Abholung in Friedland auf meine Frage, wie es denn ginge, wie aus der Pistole geschossen herauschrie: "Danke, gut, Herr Präsident!" Unter wie vielen Titulaturen war ich bereits unsern armen Gutsleuten erschienen! Herr Junker, Herr Leutnant, Herr Regierungsreferendar, Herr Regierungsassessor, Herr Regierungsrat und nun gar Herr Regierungsvizepräsident! In ihrer Weisheit hatte Vera Lisa angeordnet, daß statt dieses zungenzerbrechenden Wortes nur "Herr Präsident" gesagt werden sollte; und darunter konnte man sich ja auch alles vorstellen, vom Reichspräsidenten bis zum Präsidenten des Stammtes im Mönchshof, von dem Onkel Ernst vor jenen Jahren stets nur als von "unsrem Präsidenten" sprach.

Vera Lisa gehörte nun schon hundertprozentig zur Familie.

Institut

und immer häufiger konnte man von meinem Vater hören: "Laßt nur, Kinder, das wird Vera Lisa schon machen, wie es richtig ist."

Die Durchfahrt durch Abbarten gab mir immer noch von Neuem einen Stich durchs Herz, und ich konnte mich einfach nicht an den Gedanken gewöhnen, daß in den alt-ehrwürdigen Räumen, von denen jeder eine Tradition hatte, nun verständnislose, fremde Siedler-Familien hausten, daß auf den herrlichen Parkettfußböden Kartoffeln und Getreide lagerten, daß der Wasserfall im Park das Entzücken meiner Kindertage- abgestellt war, daß auf den Resenflächen die Kühe weideten, und von den Baumriesen einer nach dem andern gefällt wurde. Nur die Sphinxen an der Schloßeinfahrt blickten nach wie vor gleichmütig, aber rätselhaft ins Weite. Mein Schwager Plehwe war nicht so sentimental wie ich. Es machte ihm richtig Spaß, nach Abbarten herüberzugehen, mit den Siedlern, die ich doch als Usurpatoren betrachtete, einen Schwatz abzuhalten und sich im Hause anzusehen, wie sie sich darin eingerichtet hätten. Noch schlimmer fast wie diese Zerstörungen auf unserm alten Familiensitz selbst war die Verschandelung des Landschaftsbildes, die durch die Siedlergeschäfte entstanden war; adlenthallen waren sie auf dem ehemaligen Territorium von Abbarten wie Pilze aus der Erde geschossen und umgaben Sophienthal im Halbkreis. Es waren quadratische weiße Kästen mit flachem Dach, die vielleicht nach Arabien, Tripolis oder einer anderen Wüstenlandschaft hingepaßt hätten, aber in Ostpreußen sehr unschön und störend wirkten.

Nach schönen, spätsommerlichen Tagen in der Heimat fuhr ich nach Potsdam zurück und nahm das gewohnte Leben wieder auf; aber es war nur äußerlich das frühere Leben. Die Ungnade, in die ich bei den maßgeblichen Persönlichkeiten der Partei gefallen war, hing wie ein unsichtbares, aber dochspürbares Damoklesschwert über meinem Haupte. Major Rossum hielt eisern darauf, daß unsere Morgenritte nicht versäumt würden und ließ keine Entschuldigung gelten, wenn ich mich einmal von dem frühen Aufstehen drücken wollte. Wenn ich z.B. einmal sagte: "Heute bin ich abends bei einer Bowle, da habe ich morgen Kater und reite deswegen nicht mit", so sah er mich nur groß an und sagte vorwurfsvoll: "Aber, Herr Präsident, Kater soll ein Grund gegen den Morgenritt sein? Das ist doch nur ein Grund mehr dafür." Er hatte damit auch recht. Die Reminiszenzen aus meiner Soldatenzeit belehrten mich, daß der schwerste Kater nach 2 Stunden Exerzieren zu Pferde wie weggeblasen war. Mit Rossum konnte ich wenigstens immer ein offenes Wort reden, und ich machte auf unser

gemeinsamen Morgenritten ihm gegenübermeinem Herzen über die Partei im Allgemeinen und über Herrn Kube sowie Herr Fromm im Besonderen auch gehörig Luft. Ich hatte aber noch viele Getreue auf der Regierung und in der Stadt, denen gegenüber ich ebenfalls kein Blatt vor den Mund zu nehmen brauchte, und die mich voll und ganz verstanden. Einer unter den vielen schon Genannten war z.B. ein jüngerer Regierungsrat Gottwald, ein netter gut aussehender und ungeheuer liebenswürdiger Mann. Er war von einer riesigen Bescheidenheit und sagte einem stets sehr viel Schmei-
 melhaftes, so daß ich, ebenso wie beim Oberregierungsrat v. Hoffmann, anfänglich auch bei ihm ein wenig den Eindruck hatte, er rede jedem Vorgesetzten nach dem Munde, bis ich es jedoch auch hier merkte, daß es nur seine angeborene Bescheidenheit und Liebenswürdigkeit waren, die die anfängliche Annahme einer leichten Kriecherei aufkommen lassen konnten. Er hatte die Angewohnheit, etwas leise zu sprechen, und dies verstärkte noch den Eindruck, als ob er bei jedem Satz hinzufügen wollte: "Entschuldigen Sie, bitte, daß ich geboren bin." Ich sagte ihm dies einmal, als wir uns schon etwas näher kannten, und fügte hinzu, er müsse viel unbescheidener werden und bestimmter auftreten, um nicht bei den Vorgesetzten den Eindruck von Unsicherheit aufkommen zu lassen. Er hörte sich meine Ermahnungen mit einem devoten Lächeln an, aber war unfähig, sein freundliches, bescheidenes Wesen zu ändern. Oft reizte es mich geradezu, ihn auch einmal aus seiner gütigen Ruhe zu bringen und seinen Widerspruch herauszufordern. Aber alle derartigen Versuche verliefen fruchtlos. Eines Tages sagte ich zu ihm nach einem derartigen Versuch: "Mein lieber Gottwald, nun schlagen Sie mal mit der Faust auf den Tisch und sprechen Sie mir nach: Verdammst noch mal, da bin ich ganz anderer Ansicht wie Sie." Er tat es gehorsam, aber wieder mit einem so bescheidenen Lächeln und einer so um Entschuldigung bittenden Stimme, daß er es nochmals laut wiederholen mußte, was unsäglich komisch war. Wir bekamen beide darüber so das Lachen, daß wir später noch oft mit Vergnügen an diese mißglückte Erziehung "zur Unbescheidenheit und Rauheit" denken mußten. Er war katholisch und schon aus diesem Grunde wohl kein großer Freund des Nationalsozialismus, wie ich denn überhaupt mehr und mehr zu meiner Bestürzung feststellte, daß sich der Hauptteil meiner Getreuen innerhalb und außerhalb der Regierung aus unterschiedenen Gegnern der Bewegung" zusammensetzte. Meine Freunde unter den Parteigenossen

Institut

ED 129-2-49

konnte ich bald an den 10 Fingern abzählen. Zu diesen gehörte auf der Regierung der Regierungsrat v. Bonin, mit meinem ehemaligen Leibsohn von Saxonia nur entfernt verwandt. Es gab ja unendlich viele Bonins, und die alte Redensart hatte recht: "Die Arnims, Bülows und Bonins sind die Meiers, Müllers und Schulzes unter den Adligen." Dieser Bonin nun war eine Seele von Mensch und mir sehr zugetan, "obwohl" er alter Parteigenosse war. Ich war auch einige Male in seiner Familie, wobei ich feststellte, daß Frau v. Bonin im Hause fest das das- Regiment führte, und dieses Regiment erstreckte sich auch auf die dienstliche Tätigkeit ihres Mannes, hinsichtlich der sie stets die Ansicht äußerte, daß sie seinen Fähigkeiten durchaus nicht entspräche. Meines Wissens war er beim Oberversicherungsamt beschäftigt, und diese Abteilung galt in Regierungskreisen als "totes Geleise", von dem aus es keine Aufstiegsmöglichkeiten gäbe. Ich wandte mich als Regierungsvizepräsident immer scharf gegen diese Ansicht, schon aus instinktiver Klugheit heraus, weil ich dauernd die größten Schwierigkeiten damit hatte, Dezernenten für das Oberversicherungsamt zu finden; jeder sträubte sich mit Händen und Füßen dagegen und betrachtete eine Versetzung in's Oberversicherungsamt als Degradierung.

Im Potsdamer Regierungsgebäude hatte auch der ehemalige Oberpräsident von Ostpreußen, August Winnig, seinen Dienstsitz, und zwar jetzt als Vorsitzender eines Arbeitsschiedsgerichts, das mit der Regierung keinen Zusammenhang hatte. Er hatte sich durch seine Schriftstellerei einen Namen gemacht und war ein aufrechter, christlich und national eingestellter Mann. Ursprünglich Sozialdemokrat war er als Nachfolger von Exzellenz v. Batocki-Bledau der erste "neuzeitliche" Oberpräsident von Ostpreußen und erwarb sich in dieser Stellung auch die Anerkennung und das Vertrauen der einsichtigen rechtsgerichteten Kreise der Provinz. Ich war damals Regierungsreferendar beim Landratsamt in Wehlau und ärgerte mich schwer über die sozialdemokratischen Angriffe gegen "meinen" Landrat Wrede, da ich in diesen Angriffen lediglich Parteimachenschaften gegen einen tüchtigen, gerechten und charakterlich einwandfreien Staatsbeamten erblickte. Der Oberpräsident, obwohl er Sozialdemokrat war, versuchte es, den Landrat zu schützen und nahm sogar an einem Kreistag teil, um dort die aufgeregten Geister seiner Genossen zu beruhigen und festzustellen, was für Vorwürfe überhaupt gegen den Landrat erhoben würden. Er überzeugte sich davon, daß diese durchweg unhaltbar

Institut

waren, aber es gelang ihm nicht, die Stimmung der "kochenden Volksseele" gegen Wrede zu bessern; und die Angriffe der Sozialdemokraten, die den Landrat unter allen Umständen zu stürzen versuchten, wurden fortgesetzt. Es war im Kreise Wehlau eine wild bewegte Zeit in diesem Jahre 1919. Da kam mir der Gedanke, um dem Landrat zu helfen, zum Oberpräsidenten zu fahren und als der nächste Mitarbeiter des Landrats ihm die Sachlage darzustellen. Es war eigentlich ein gewagtes und starkes Stück; noch ein Jahr davor, unter der Monarchie, wäre es undenkbar gewesen, daß ein junger Regierungsreferendar einfach zum Oberpräsidenten fährt, um für seinen Landrat einzutreten und sich in die Personalangelegenheiten hoher Staatsbeamter zu mischen. Aber ich ließ mich von dem Gedanken leiten, daß absonderliche Zeiten auch absonderliche Mittel verlangten, und daß mir ja eigentlich nichts Schlimmes passieren könnte, als herausgeschmissen zu werden. Dreist und gottesfürchtig begab ich mich daher in die Höhle des Löwen und ließ mich beim Oberpräsidenten melden, der nicht nur meinen Besuch annahm, sondern auch meinen Vortrag, in dem ich eifrig eine Lanze für den Landrat brach und meiner Empörung über die ungerechtfertigten sozialdemokratischen Angriffe gegen ihn freien Lauf ließ, geduldig anhörte. Dann sagte er freundlich: "Sie haben mir nichts Neues erzählt, und meine Ansicht deckt sich völlig mit der Ihrigen. Aber sagen Sie selbst: Was soll ich tun? Im Kreise Wehlau ist dauernd Unruhe. Die Mehrheit des Kreistages will den Landrat weg haben. Auch ich sehe die Gründe dafür als ungerechtfertigt an; aber um endlich Ruhe zu schaffen, wäre es wohl doch besser, dieser Volksstimme Rechnung zu tragen und den Landrat zu entfernen." Im Anflug eines Löwenmutes und wie unter einer Inspiration sagte ich: "Herr Oberpräsident, darin bin ich ganz anderer Ansicht: Wenn man der Überzeugung ist, daß die Angriffe gegen den Landrat jeden Grundes entbehren, so kann man ihn meines Erachtens nicht durch Entfernung aus seinem Amt maßregeln; und zudem glaube ich, daß man niemals ^{dadurch} Ruhe schaffen kann, daß man der Volksstimmung, die ja bekanntlich sehr wechselnd ist, gegen seine bessere Überzeugung nachgibt." Kaum hatte ich diese Worte gesprochen, durchfuhr mich ein leiser Schreck über meinen eigenen Mut, und blitzartig kam mir die Ungeheuerlichkeit zum Bewußtsein, daß ein junger Regierungsreferendar dem höchsten Beamten der Provinz eine weise politische Belehrung erteilt. Mein zweiter Gedanke war: "Im nächsten Augenblick wirft mich August Winnig heraus." Aber dies erfolgte nicht. Im Gegenteil: Der

Oberpräsident streckte mir die Hand entgegen und sagte: "Das wollte ich von Ihnen nur hören. Was sie sagten, entspricht ganz meiner Anschauung. Der Landrat Wrede bleibt in Wehlau. Grüßen Sie ihn von mir und leben Sie wohl. Auf Wiedersehen!" Und der Landrat blieb auf seinem Posten. Seitdem hatte August Winnig mein ganzes Herz gewonnen, und ich brach stets, obwohl er Sozialdemokrat war, eine Lanze für ihn, was bei meiner damaligen Einstellung viel sagen wählte.

Jetzt in Potsdam machte ich Winnig auf seinem Antzimmer meinen Besuch und erinnerte ihn an diese denkwürdige Unterredung mit einem dreisten Regierungsreferendar, und merkwürdiger Weise konnte er sich noch ihrer genau entsinnen. Dann hatte ich mit Winnig ~~noch~~ eine lange, sehr interessante Unterhaltung über den sogenannten "Kirchenkampf" im Allgemeinen und den Reichsbischof v. Bodelschwingh, - den ich immer noch als den rechtmäßigen "Reichsbischof" ansah, - im Besonderen. Winnig kannte ihn und seine Familie ganz gut und erzählte von seinen Besprechungen mit ihm.

Une fois de plus wurde wieder einmal die Christlichkeit des neuen Regiments hervorgekehrt, indem das kirchliche Erntedankfest, das bekanntlich stets auf den Sonntag nach Michaelis (29. September) fällt, auch zu einem hohen staatlichen Feiertag- oder ich will lieber sagen "nationalsozialistischen- Feiertag erhoben wurde. In diesem Jahr fiel das Erntedankfest auf den 1. Oktober, und überall im ganzen Reich waren große Umzüge und Feiern für diesen Tag vorgesehen, sodaß man allmählich den Eindruck bekam, der Feiertag sei eine neue, nationalsozialistische Erfindung, wobei der Dank natürlich auch in erster Linie dem Führer und der Partei, nebenbei allerdings auch noch dem Herrgott oder vielmehr der "Vorsehung" zu erstatten sei.

Auch für Potsdam war eine große Feier- ich glaube, auf dem Sportfeld- mit einem Ernteumzug vorgesehen. Die umfangreichsten Vorbereitungen wurden getroffen. Wie weit die Entkirchligung zumal in den Großstädten vorgedrungen war, konnte ich wieder einmal daran erkennen, daß wir "Evangelische" sagten, wie schön es doch vom Führer sei, ein Erntedankfest "eingeführt" zu haben. Sie waren aufs höchste erstaunt, als ich ihnen erklärte, daß dieser kirchliche Feiertag seit unvordenklichen Zeiten begangen werde, und daß er auf dem Lande einer der wenigen Tage sei, wo die Kirche noch heute meist bis auf den letzten Platz besetzt wäre.

Mein hoher Chef, der Regierungspräsident, betrachtete auch diese Feier lediglich von dem Standpunkt aus, wie er selbst

dabei am besten zur Geltung käme. Ich bin überzeugt, er probte sicherlich vor dem Spiegel die Posen, die er dabei einzunehmen gedachte. Meines Wissens wollte er den Ernte-Umzug vom Luisenplatz aus am Brandenburger Tor "abnehmen". Eine hochwichtige Frage war dabei, ob er auch von der jubelnden Bevölkerung genügend gesehen werden könnte. Da er von kleiner Natur war, erschien dies sehr zweifelhaft. Nachdem die Frage des Längeren und Breiteren erörtert worden war, kam er auf ~~einen~~ genialen Ausweg. "Wissen Sie was" sagte er voller Würde, aber vergnügt, "ich werde mir ein kleines Podium errichten lassen, von dem aus ich dann als der höchste Staatsbeamte hier den Vorbeimarsch abnehmen werde." Da packte mich Übermut und Niedertracht und ich sagte harmlos und erfreut: "Eine glänzende Idee, Herr Regierungspräsident! Und ich als der zweithöchste Staatsbeamte stelle mich dann neben Sie." Die Anwesenden - ich glaube, es waren Schenk und "ossum - blickten plötzlich geflissentlich fort, aber ich konnte erkennen, wie sie sich vor unterdrückten Lachen schüttelten. Der Regierungspräsident sah mich etwas unsicher und forschend an, ob ich ihn etwa zum Besten haben wollte; doch ich setzte ein toternstes Gesicht auf, und so machte auch er leidlich gute Miene zum bösen Spiel, schnaubte ein paar Mal - was er wegen eines Nasenleidens immer zu tun pflegte, wenn er erregt war - und sprang auf ein anderes Thema über. Soweit ich mich erinnere, tat ich ihm aber nachher doch nicht den Tort an, mich auf seinem Podium neben ihn zu stellen, sondern sah mir den Umzug stillvergnügt von der Straße oder aber auch von der Wohnung aus an, da er an dieser vorbeizog.

Dieser Erntedanktag war insofern noch bedeutsam, als an ihm die Bevölkerung zum ersten Mal zum "Eintopf-Essen" aufgefordert wurde. Die dabei gemachten Ersparnisse sollten für eine Sammlung zu wohltätigen Zwecken abgeführt werden. Dieser 1. Oktober war also der erste "Eintopf-Sonntag", ein Begriff, der damals völlig neu war und später eine so große Rolle spielte.

Natürlich erregten diese neuen nationalsozialistischen Einrichtungen auch in hohem Maße das Interesse des Auslandes, wofür das Propagandaministerium ebenfalls ausreichend sorgte. Am Tage vor dem Fest wurde ich von diesem Ministerium - es kann auch das Auswärtige Amt gewesen sein - angerufen und gebeten, einige ausländische ~~Gäste~~ Journalisten zu dem "Eintopfessen" bei mir einzuladen, da diese ihren Zeitungen ein Bild von der nationalsozialistischen Feier des Erntedankfestes, wozu auch das Eintopfessen in einem Privat-Haushalt gehörte, geben sollten. Die mir zu-

Institut

_____ Gedachten Gäste waren bekannte Journalisten von bedeutenden holländischen Zeitungen. Ich sagte natürlich zu und kündigte Fräulein Beyer den illustren Besuch für den morgenden Tag zum Frühstück an. Die gute Henriette hatte nun durchaus nicht daran gedacht, mir zum Erntedankfest ein Eintopfessen vorzusetzen und war ziemlich indigniert darüber, eine "solch verrückte, neumodische Sitte" mitmachen zu sollen. Ich konnte ihr nur mühsam erklären, daß ja der Sinn der ganzen Einladung dahin sei, wenn wir den ausländischen Herren ein großes Diner vorsetzen würden, und daß sie gerade in Holland über die vorbildliche Einfachheit auch im Haushalt eines hohen Staatsbeamten am Eintopfsonntag berichten sollten. - "Ich glaub' garnicht, daß so ein einfaches Mittagessen den Herren sehr lieb ist, wenn sie dazu express aus Holland hergereist kommen", sagte das lebenskluge Fräulein Beyer, und auch mir war das ein wenig zweifelhaft. "Die süße Speise mache ich aber doch", fuhr Berthel sehr diktatorisch fort, "und Kompott muß es natürlich auch geben, und ebensô Butter und Käse als Schluß; das hat ja auch nichts mit dem Eintopf zu tun". Auf meine bescheidene Frage, worin denn aber eigentlich der "Eintopf" noch bestehen sollte, wurde ich ebensô diktatorisch belehrt, daß es statt des geplanten Hammelrükens eine gebackene Pastete aus Fleisch, Kartoffeln und allen möglichen Herrlichkeiten, ein sogenanntes "Fricot" geben würde; das sei eben ein "Eintopf". - "Aber die Tomatensauce dazu gebe ich natürlich extra", beendete Fräulein Beyer diese Menu-Besprechung, "und den Salat auch. Das kann ich unmöglich in's Fricot hineinpatschen, und das werden die klugen Herren vom Ministerium auch nicht tun". Damit war die Frage auch für mich erledigt, trotzdem ich noch leise Bedenken hatte, ob das Menu tatsächlich den Anforderungen, die das Ministerium an ein "Eintopf-Essen" stellte, genau entspräche.

Ich will es kurz machen: Ich habe, glaube ich, selten ein so leckeres und geradezu lukullisches Frühstück eingenommen wie bei jenem "Eintopf-Essen" in meinen vier Wänden. Es gab Bouillon in Tassen mit kleinen Delikates-Bröckchen; dazu natürlich ein Glas Sherry. Dann kam das berühmte Fricot mit Salat und Kompott, bei dem sogar der Herzog in Hauffs "Zwerg Base" in Entzücken geraten wäre. Daß es dazu einen sehr guten, alten Burgunder gab, erwähne ich nur nebenbei. Der Crème, den es als süße Speise gab, war zum Vergehen schön, und dann folgten Käseschüssel, Obst, Mokka und Liqueure unter dem Duft einer Havannah. Ich hatte aber die große Genugtuung, daß die holländischen Herren mit diesem

Institut

Eintopf-Essen durchaus einverstanden waren und mir immer wieder versicherten, wie lobend sie ihre Eindrücke vom nationalsozialistischen Deutschland im Allgemeinen und von ihrer Aufnahme hier in Potsdam im Besonderen schildern würden. Hinsichtlich des Eintopf-Essens selbst bei einem gastfreien hohen Staatsbeamten versprachen sie mir, das Menu nicht zu erwähnen, sondern nur zum Ausdruck zu bringen, wie vorzüglich und schmackhaft eine geschickte Köchin auch einen "Eintopf" gestalten könnte. Der Anblick des wirklich sehr hübschen Ernte-Umzuges nachher und die Teilnahme an dem vorzüglich arrangierten Feste auf dem Sportfeld erhöhten noch ihre gute und wohlwollende Stimmung, und ich bekam die Gewißheit, daß sie im Ausland eine gute Propaganda für das neue Deutschland machen würden, wobei ich von dieser wohlwollenden Stimmung und den guten Eindrücken von dem harmonisch verlaufenden Erntedankfest so beeinflusst wurde, daß ich mich einmal mehr wieder fragte, ob ich nicht dauernd tatsächlich zu schwarz sähe, wie mir immer vorgehalten wurde, und ob nicht Volk und Vaterland wirklich einen hohen Aufschwung genommen hätten.

Sehr gern wollte ich natürlich die Berichte lesen, die meine holländischen Gäste in ihren Zeitungen erstatten würden, und ich hatte auch Vorsorge getroffen, daß ich die betreffenden Exemplare bekäme. Aber leider geriet dies in Vergessenheit durch ein Ereignis, das meine Gedanken völlig für sich in Anspruch nahm. Mein Sturz wurde nämlich besiegelt, und eines Tages teilte mir der Regierungspräsident mit, bedauerndem Lächeln mit, zu seinem Schmerz sei ich nach Stettin versetzt. Kube hatte sein Stück erreicht!

Ich war wie vor den Kopf geschlagen und in mehr als deprimierter Stimmung. Es ist an sich schon nicht schön, herausgeschmissen- Kube nannte es "entfernt"- zu werden. Wenn dieses aber nach einem halben Jahr erfolgt und noch dazu aus der "Garde-Regierung", so war dies außerordentlich bitter für mich. Außerdem war ich empört über den Grund dieses "Hinauswurfes", der ein helles Licht auf das Parteiwesen und die darin vertretenen Maximen warf. Natürlich wurde mir auf der Personalabteilung des Innenministeriums geflissentlich versichert, von einer Maßregelung sei keine Rede; meine Versetzung sei vielmehr lediglich erfolgt, weil in Stettin weder Regierungspräsident noch Vizepräsident Parteigenossen wären, während in Potsdam beide Präsidenten der Partei angehörten; da solle ein Ausgleich geschaffen werden. Kubes Verlangen auf meine Entfernung aus Potsdam sei völlig sekundär dazugekommen; außerdem sei Stettin doch eine sehr schöne Regierung, der

Institut

Regierungsbezirk sogar größer als der Potsdamer u.s.w. Ein Unbefangener hätte zum Schluß annehmen müssen, meine Versetzung nach Stettin bedeute noch eine besondere Auszeichnung. So "unbefangen" war ich ja nun leider doch nicht mehr, und die Beamten der Regierung, bei der sich die Nachricht natürlich mit Windeseile verbreitet hatte, waren es noch weniger. Ich machte daher auch erst gar nicht den Versuch, die Sache zu bemänteln, sondern sagte es jedem, der es hören oder nicht hören wollte, daß der Grund für meine Versetzung natürlich der Krach mit Kube wäre, daß sie im Ministerium aber einen anderen Grund angäben. In demselben Sinne schrieb ich auch nach Hause, und diese Mitteilung fiel mir recht schwer; denn wenn ich auch ein noch so gutes Gewissen hatte, so war es nicht sehr angenehm, seinen Angehörigen mitteilen zu müssen, aus dem schönen Potsdam herausgeworfen zu sein, und ich bekam richtig Minderwertigkeitskomplexe. Was war auch natürlicher, als daß bei einer so auffälligen "Versetzung" die böse Welt zunächst annahm, daß man versagt, zum Mindesten aber nicht verstanden hätte, mit *seinem* Vorgesetzten auszukommen. Die Märtyrerkrone flieht die Welt jedenfalls sehr ungern, und ich hätte mich auch energisch dagegen gewehrt, trotzdem wurde sie mir von meinen Freunden auf der Regierung, die die Zusammenhänge kannten, geflochten. Jedenfalls mußte ich es anerkennen, daß nur sehr wenige trotz meines nun offen zutagegetretenen Sturzes von mir abrückten. Ich wollte möglichst sang- und klanglos aus Potsdam verschwinden, schon um meine Freunde nicht in die Verlegenheit zu bringen, mich "abfeiern" zu müssen und sich dadurch den Zorn des Herrn Gauleiters und der übrigen Parteigewaltigen zuzuziehen. Der Regierungspräsident machte natürlich keinerlei Miene, für mich einen Abschiedsabend zu arrangieren, obgleich dies unter normalen Verhältnissen eine Selbstverständlichkeit gewesen wäre. Mir war es auch sehr recht so, obwohl ich mit ein wenig Bitterkeit daran dachte, daß noch vor einem halben Jahr die Regierung bei meiner Ankunft geflegt hatte, während ich jetzt ohne die geringste Abschiedsfeier scheiden sollte, als ob ich selberne Löffel gestohlen hätte. Doch es kam anders! Einige Tage vor meiner Abreise erschienen einige Beamte bei mir und erklärten, sie duldeten es keinesfalls, daß ich völlig sang- und klanglos von hier schied, sondern die Beamtenschaft würde sich zu einer Abschiedsfeier in dem und dem Lokal einfinden und bäte mich dringend darum, von meiner Weigerung Abstand zu nehmen. Ich freute mich über diesen Stolz vor Königsthronen" und diese Anhänglichkeit, machte aber

den Herren klar, daß ihr Plan eine völlige Unmöglichkeit sei. Ohne Initiative des Regierungspräsidenten könne unmöglich ein offizieller Regierungsabend stattfinden, da dies mit Recht als eine Undiszipliniertheit und ein Affront gegen den Chef ausgelegt werden würde. Die Herren sahen dies denn auch ein und nahmen von ihrem Verlangen Abstand. Damit hielt ich die Sache für erledigt. Am andern Tage kam einer meiner guten Bekannten- ich weiß nicht mehr, ob es Bappard, Rossum oder ein anderer war- zu mir und bat mich, doch morgen Abend noch gemütlich mit ihm und einigen anderen von der Regierung im "Eisledler"- ich glaube, es war dies Lokal- bei einem Glase Bier zusammensitzen. Das könne ja schließlich niemand verbieten oder auch nur wunderbar finden. Da ich ja einen größeren Bekanntenkreis hätte, wäre ein Zimmer für diesen Zweck reserviert worden. Ich hatte dagegen auch keine Bedenken, sagte gern zu, knüpfte aber die feierliche Bedingung an diese Zusage, daß keinerlei Reden gehalten werden dürften, damit diese zwanglose Zusammenkunft auch nicht im Entferntesten an einen offiziellen Regierungsabend gemahne. Diese Zusicherung wurde mir feierlich gegeben.

Am nächsten Abend fand ich mich harmlos zu dieser gemütlichen Zusammenkunft ein; aber wie groß war mein Erstaunen, als ich in dem "reservierten Zimmer"- es war in Wirklichkeit der größte Saal des Hôtels- fast die ganze Regierung und noch unzählige andere Bekannte, insonderheit auch von der Schutzpolizei, versammelt fand. Ich war wegen dieser "Überrumpelung" zunächst etwas ärgerlich, kann aber nicht leugnen, daß ich mich in gewisser Weise doch darüber freute. Ich machte denn auch gute Miene zum bösen Spiel und setzte mich gemütlich zwischen die zahlreiche Gäste, erfüllt von dem guten Gewissen, daß ich wirklich unschuldig an der ganzen Veranstaltung war, und ihr außerdem durch das Fehlen jeder Rede der Offizielle Charakter genommen war.

Plötzlich betrat unter lautem Getöse Graf Heildorff den Saal und mit ihm ein Schwarm seiner Beamten vom Polizeipräsidium und weiterer Polizeioffiziere. Wir begrüßten uns sehr freundlich, und dann nahm er in meiner Nähe Platz. Kaum war dies jedoch geschehen, als er an sein Glas klopfte und aufstand. Ich sehe ihn noch so wahrnehmbar vor mir und höre seine tiefe, sonore Stimme so deutlich, als ob es gestern gewesen wäre, und fast weiß ich seine Worte noch auswendig: "Soeben höre ich, daß unser scheidender Regierungsvizepräsident den Befehl erteilt hat, an

diesem Abend keine Rede zu halten. Dies ist ein Grund mehr für mich nun gerade eine zu halten; und hoffentlich wird er sich selbst nicht einbilden, daß wir ihn ohne ein Abschiedswort nach Stettin ziehen lassen werden. - Die meisten werden sein Scheiden bedauern aber nicht alle. Es gibt manche sehr hohe Persönlichkeiten, denen paßt unser Regierungsvizepräsident nun einmal nicht, und die können ihn nicht leiden. Nun, das sind individuelle Anschauungen, über die ich nicht streiten will. der Regierungsvizepräsident kann z. B. die "deutschen Christen" seinerseits nicht leiden. Chacun à son goût! Wir, die wir hier sind, mögen ihn gern und bedauern sein Scheiden; die hohen Persönlichkeiten, die ihn nicht mögen, sind heute nicht hier. Wie ich weiß, teilt der Herr Regierungsvizepräsident die Staatsbeamten in 2 Gruppen ein: Die guten, die verantwortungsbewußt sind und den "Kopf hinhalten", und die schlechten, die den Kopf wegziehen, wenn es darauf ankommt, Verantwortung zu übernehmen. Wenn man sich diese etwas sehr einfache Unterscheidung zu eigen macht, dann ----- ist der Regierungsvizepräsident von Alt-Stutterheim einer der besten Beamten, die je bei der Regierung in Potsdam gewesen sind. Wer das heute noch nicht kapiert, der sieht es sicherlich später ein. Vielleicht ist diese Eigenschaft sogar der Grund dafür, daß er verschiedenen Herren nicht paßt. Aber das ist wieder nur eine ganz individuelle Ansicht von mir. Mehr habe ich nicht zu sagen. Wir wünschen dem Herrn Regierungsvizepräsidenten für seine neue Stellung alles Gute und bringen ein dreifaches Heil auf ihn aus." - Es war wohl die originellste und offenste Rede, die ich je gehört habe. Mir sind in Abschiedsreden manche Lobeshymnen gesungen worden, denn wenn man versetzt wird oder stirbt, wird man immer gelobt. Aber selten hat mich eine so erfreut wie die heutige; denn man kann dem braven Helldorff alles Böse nachsagen, nur nicht gerade, daß er nach dem Munde redete oder leere Höflichkeitsfloskeln liebte. Was die sonstigen Unzweideutigkeiten dieser denkwürdigen Rede anbetrifft, so glaube ich, daß manchen der Zuhörer das Herz vor Schreck stillstand. Wer mit den "hohen Herren" gemeint war, wußte jeder Schreiberlehrling von 16 Jahren natürlich genau. Was würde passieren? Eine derartige Kritik an den höchsten Vorgesetzten hätte schon unter dem freiheitlich-demokratischen Régime ein Disziplinarverfahren gegen den betreffenden Redner bedeutet; nicht auszudenken, welche Folgen eine solche Rede unter der gegenwärtigen Diktatur haben würde! Eine so rebellische Ansprache nur mit anzuhören, grenzte ja bereits an Majestätsverbrechen! Ich selbst war der Ansicht, daß garnichts passieren würde, da ich bei Helldorff bereits die Erfahrung gemacht

hatte, daß man sich viel herausnehmen konnte, wenn man S.A.-Gruppenführer von Berlin war und als Freund Adolf Hitlers galt. Den Beweis dafür lieferte schon die nächste Stunde; denn plötzlich erschien auch der Herr Regierungspräsident persönlich. Ich bin felsenfest davon überzeugt, daß er lediglich kam, nachdem er gehört hatte, daß Graf Helldorff hier sei, und daher sein Kommen ihm keine Gefahr bringe. Beinahe glaube ich sogar, daß er auch schon von dem Inhalt der Rede Kenntnis hatte. Anmerken tat man ihm dies allerdings nicht; vielmehr war er "Zucker und Schmand", wie Onkel Anton gesagt hätte. Er bedauerte unendlich, nicht früher von dem heutigen Abend unterrichtet worden zu sein und betonte, wie gern er einige Abschiedsworte an mich gerichtet hätte, aber er höre soeben, daß Helldorff ihm bereits vorgegriffen hätte. Ich blieb ebenfalls völlig unbefangen und spielte etwas den Naïven, indem ich gleichfalls herzlich bedauerte, daß der Herr Regierungspräsident erst so spät von unserm "gemütlichen" Beisammensein erfahren hätte und auf diese Weise die sehr nette Abschiedsrede des Polizeipräsidenten versäumt habe. Im Stillen malte ich mir aus, was er wohl für ein Gesicht zu ihr gemacht hätte; denn ich war davon überzeugt, daß Helldorff auch in seinem Beisein genau die gleiche Rede gehalten hätte. Eine gewisse Komik hatte das Spiel des Zufalls, daß meine Potsdamer Zeit eingerahmt war von zwei denkwürdigen Abschiedsabenden; damals ~~für~~ für den Regierungspräsidenten Jaenicke, jetzt für den Regierungsvizepräsidenten v. Alt-Stutterheim. Beide Abende waren zum mindesten originell.

Fräulein Beyer, die gerade begonnen hatte, sich in Potsdam gut einzuleben, war ebenfalls nicht sehr entzückt davon, so bald schon wieder das Bündel schnüren zu müssen, eingedenk der Sentenz, daß zweimal Umziehen so schlimm ist, wie einmal abbrennen. Es wurde beschlossen, daß ich mir zunächst wieder ein möbliertes Zimmer in Stettin mieten würde, und daß Fräulein Beyer mit dem ganzen Kram nachkommen sollte, sobald eine passende Wohnung gefunden wäre.

Mein Nachfolger in Potsdam war der mir schon seit Längem bekannte Regierungsvizepräsident Honig aus Stettin, ein Verwandter meines Corpsbruders und Konsenesters Gropius - genannt "Hugo Grotius." Meine Bekanntschaft mit ihm datierte bereits seit 23 Jahren als wir ihn, der damals Regierungsassessor beim Landratsamt in Osteroda im Harz war, von Göttingen aus in seiner jungen Häuslich-

keit besuchten. Dann traf ich 12 Jahre später, abermals mit ihm zusammen, als ich Landratsvertreter in Heydekrug im Memegebiet und er Landrat des Kreises Memel war, wir beide also auf "Auslandsposten" waren. Öfters war ich damals in Memel bei ihm und seiner netten, zweiten Frau, die Memelländerin war, zu Gast. Jetzt wurden wir gegen einander als Regierungsvizepräsidenten ausgetauscht! Er war allgemein beliebt, galt für einen sehr tüchtigen Beamten, und auch ich schätzte ihn sehr. Er kam schon einmal vorher nach Potsdam herüber, um sich sein neues "Schlachtfeld" anzusehen und anderseits mir einige wertvolle "Tipps" für Stettin zu geben. Meines Wissens bekam ich auch durch ihn meine vorläufige Wohnung, und zwar bei einem Ehepaar Scheck.

Ich machte meine offiziellen und privaten Abschiedsbesuche, wobei es in der Villa des Prinzen Auwi bemerkenswert war, daß Seine Königliche Hoheit gerade abwesend waren, wie der Lakai bedauernd berichtete, und auch der Herr Oberpräsident Kube waren ausgefahren, als ich mich bei ihm abmelden wollte. Mein Potsdamer "Schutzengel", die alte Baroness Frede Buddenbrock, war in der Zeit tatsächlich abwesend, m.W. bei den Verwandten in Ostpreußen. Sie schrieb mir nachher einen Brief, in dem sich folgender schöner Satz befand: "Nur kurze Zeit, aber wie ein strahlender Komet, haben Sie den Potsdamer Himmel erlauchtet."

Meiner Erinnerung nach war es in den ersten Tagen des November 1933, daß ich in meinem neuen Dienstort Stettin, den ich schon öfters auf der Durchfahrt passiert hatte, aber noch kaum kannte, etwas Übler Laune und in einer dem November angepassten Stimmung eintraf und in der Wohnung des pensionierten Landrats Scheck ein ganz nettes, geräumiges Zimmer bezog.

Institut für

15. Kapitel.STETTIN.

Stettin präsentierte sich mir im fegeerischen Grau eines Herbettages nicht gerade sehr anmutig und verlockend. Bei vielen großen Schönheiten, die die Stadt besaß, und hinter die man erst allmählich kam, war sie im Ganzen- zumal unter dem ersten Eindruck- doch ziemlich reizlos. Sie hatte verhältnismäßig wenig Tradition und bot auch nicht sehr viele alte Denk- und Sehenswürdigkeiten, wie es z.B. bei Danzig und Königsberg der Fall war. Für das pommersche Land war Stettin längst nicht in dem Sinne Centrale, wie es etwa Breslau für Schlesien und Königsberg für Ostpreußen waren. Kam man nun vollends unmittelbar von Potsdam hierher, so empfand man in leichter Übertreibung diesen Sprung etwa so wie von der Riviera nach Spitzbergen. Auch daß ich nun wieder für längere Zeit als "möblierter Herr" wohnen und meine gemütliche Häuslichkeit bei dem guten Fräulein Beyer entbehren mußte, empfand ich sehr störend und lästig. Im Übrigen war ich aber mit dem Zimmer bei dem netten, alten Ehepaar Scheck sehr zufrieden. Besonders der Landesrat war ein sehr liebenswürdiger und entgegenkommender alter Herr. Frau Scheck war etwas ätherisch, spielte schön Klavier, was sie aber auch sehr betonte, und war dauernd leidend; jedenfalls hatte sie immer etwas zu klagen und zerschmolz in Mitleid mit sich selbst. Der Mann war rührend zu ihr und ging auf alle ihre etwas egozentrischen Gedankengänge, Wünsche und Klagen mit bemerkenswerter Geduld ein. Es war eine Mischehe, da er katholisch, sie evangelisch war. Ich stand mich mit ihr ebenfalls sehr gut, doch war ich auch klug wie ein Mensch und versuchte es nach Kräften, teils sie zu bedauern und ihre Leiden und Mißgeschicke zu beklagen, teils sie zu bewundern und ihre Talente zu preisen; beides brauchte sie unbedingt zu ihrem Wohlbefinden. Ganz ehrlich war ich zwar nicht immer, aber ich beruhigte mein Gewissen durch den Hinweis, daß ich durch diese kleinen, harmlosen Notlügen in ein sehr gutes, freundschaftliches Verhältnis zu dem Ehepaar kam, und beide Teile sich wohl dabei befanden. In politischer Hinsicht stimmten

wir auch ganz gut zusammen, da sie an der neuen nationalsozialistischen "Weltordnung" auch Einiges auszusetzen hatten.

Glücklich am Tage nach meiner Ankunft meldete ich mich auf der Regierung; sie war nicht beflaggt wie die in Potsdam vor einem halben Jahr, noch entstand ein Volksauflauf wie bei meinem Dienstantritt in Breslau auf dem Polizeipräsidium; dafür empfing mich aber der Regierungspräsident Göppert sehr gütig und wohlwollend. Er war mir in seiner ruhigen, freundlichen, wenn auch etwas zurückhaltenden Art gleich vom ersten Augenblick an sehr sympathisch und ich setzte sofort Vertrauen zu ihm. Es nahm mich schon sehr für ihn ein, daß er nicht Parteigenosse war, und daß er sogar eine nicht-arische Großmutter besaß. Letzteres bot mir die Gewähr, daß er sicherlich alle Verrücktheiten und Versteigenheiten des neuen Regimes nicht wahllos mitmachen, sondern sich dagegen stemmen würde.

Entzückt war ich von der Lage der Regierung. Der mächtige, neue und nicht einmal häßliche Bau befand sich in dem Prunkteil der Stadt, auf der Haken-terrasse, zusammen mit einigen anderen Prachtgebäuden hoch über dem mächtigen Oderstrom, mit einem Blick über das ganze Hafengewirr. Für meine fiktiven Leser will ich hinzusetzen, daß ich mich nicht verschrieben habe, sondern daß der Stadtteil wirklich Haken- und nicht Hafenterrasse hieß, was weit passender gewesen wäre. Aber er war nach irgend einem Herrn Haken benannt und merkwürdiger Weise noch nicht in Adolf Hitler- oder Hermann Goering-Terrasse umgetauft worden. Von meinem Dienstzimmer war ich allerdings sehr enttäuscht; es war klein, befand sich dicht neben dem Amtsräum des Regierungspräsidenten und hatte kein eigenes Vorzimmer. In dieser Hinsicht war ich durch Breslau und Potsdam schon so verwöhnt, daß mir ein derartiger Zustand unüberwindlich erschien.

Meine Einführung in den großen, schönen Sitzungssaal, in welchem sich noch die riesigen Ölgemälde der Preussischen Könige von den Wänden grüßten, erfolgte unter den üblichen Formalitäten, und bald wurde ich auch mit einem großen Teil meiner Mitarbeiter näher bekannt. Obgleich der Regierungsbezirk Stettin, nachdem kürzlich auch noch der ganze Regierungsbezirk Stralsund in ihm aufgegangen war, zu den größten Preussens- beinahe hätte ich gesagt "der Monarchie"- gehörte, war die Abteilung I, die sogenannte "Präsidialabteilung", deren Dirigent ja der Regierungsvizepräsident gleichzeitig war, nicht untergeteilt, wie es

sonst bei allen großen Regierungen der Fall war, Neben mir gab es also keinen Regierungsdirektor über einer Abteilung Ib. Diesen unmöglichen Zustand hatte der Regierungspräsident Guppert in sehr geschickter Weise zu beseitigen verstanden, indem er aus eigener Mechtvollkommenheit eine 2te Abteilung eingerichtet und an ihre Spitze den bisherigen, von den Nazis abgesetzten Polizeipräsidenten Borck von Stettin, welcher der Regierung als Polizeipräsident z.B. (zur Disposition) überwiesen worden war, gestellt hatte. Da die zur Disposition gestellten politischen Beamten, wie z.B. die Polizeipräsidenten, ihr bisheriges Gehalt fast in voller Höhe weiter bezogen, war dieses Gehalt höher, als das eines Regierungsdirektors. Somit war de facto ein Regierungsdirektor-Posten für die neue Abteilung Ib eingerichtet worden, ohne daß der Etat dadurch belastet wurde. Das Innenministerium hatte zu dieser Regelung stillschweigend seine Zustimmung gegeben, aber offiziell bestanden weder eine Abteilung Ib, noch natürlich ein Dirigent dieser Abteilung. In Wirklichkeit war jedoch, wie gesagt, beides vorhanden: Zur Abteilung gehörten alle Sachgebiete der Präsidialverwaltung, soweit sie nicht Ia vorbehalten waren, und der Dirigent dieser "offiziell nicht bestehenden" Abteilung war der Polizeipräsident z.B. Borck. Wir beide waren also in der Präsidialabteilung die "führenden Geister" und daher auf enge Zusammenarbeit mit einander angewiesen. Zu meinem engeren Ressort gehörten zunächst einmal die gesamte Polizei mit all' ihren Sparten wie materieller Polizei, Schutzpolizei und Gendarmerie, ferner natürlich das politische Dezernat, die Personalien, die Aufsicht über die Landratsämter und die Kommunalaufsicht, während dem Dirigenten Ib- in diesem Falle also Borck- Handel und Gewerbe, das staatliche Fürsorgewesen im weitesten Sinne, Katasterverwaltung, Hoch- und Tiefbau, und die 1000 anderen Dinge ^{unter} standen, aus denen sich die allgemeine Staatsverwaltung zusammensetzt, mit Ausnahme natürlich des Kirchen- und Schulwesens ^{sowie} der Domänen- und fiskalischen Vermögensverwaltung, wofür, wie ich schon einmal ausgeführt habe, die Abteilungen II und III zuständig waren. Die staatliche Forstverwaltung war auf dem Wege, sich völlig- nicht nur von der Abteilung III, sondern von der ganzen Regierung- loszulösen und eine selbständige Behörde zu bilden, über die Regierungspräsident bzw. Regierungsvizepräsident nur noch in einigen Fällen ganz

Institut

lose Aufsichtrechte behielten. Dies hatte seinen Grund darin, daß Hermann Goering, der langsam und allmählich seinen Machtbereich immer weiter ausdehnte, auch das ganze Forst- und Jagdwesen an sich zog und zum Reichsforst- und Reichsjägermeister ernannt wurde. Damit kam auch die gesamte Reichsforst- und Reichsjagdverwaltung aus dem Landwirtschaftsministerium heraus und bildete als Reichsforstamt und Reichsjagdamt besondere Centralbehörden. Hierbei ist zu bemerken, daß sämtliche preußische Ministerien zu den entsprechenden Reichsministerien ausgebaut bzw. mit ihnen verschmolzen wurden. Die Reichsminister waren also hinfort in Personalunion zugleich preußische Minister. Nur das preußische Finanzministerium unter seinem Minister Popitz und Staatssekretär Landfried führte neben dem Reichsfinanzministerium, das immer noch Graf Schwerin-Krosigk innehatte, ein "Eigendasein" weiter. Eine Folge dieser Verschmelzungen war, daß alle preußischen Beamten- also auch wir von der Regierung- hinfort zugleich sogenannte "mittelbare Reichsbeamte" wurden. Diese ganzen Umwälzungen in Preußen und im Reich gingen natürlich nicht von heute auf morgen vor sich, sondern allmählich. Es wäre jedoch zu viel von mir verlangt, die Daten aller ~~politisch~~ staatlich-politischen Neuerungen, mit denen einer man fast täglich überrascht wurde, noch im Kopfe zu haben; denn absichtlich benutze ich zu dieser Niederschrift keine anderen Quellen als mein Gedächtnis, da ich ja kein Geschichtswerk verfassen will, sondern eine Tagebuch-Ergänzung; und bei der kommt es weniger darauf an, wie die Welt-ereignisse und geschichtlichen Vorgänge objektiv waren, sondern welchen Einfluß sie auf den Gang meines Lebens hatten, und wie sie sich in mir und in meinem Tagebuch widerspiegelten. Hierfür war aber die Umbildung sämtlicher Ministerien fast weniger wichtig, als die Teilung unseres Arbeitsgebietes in der Präsidialabteilung der Regierung zu Stettin zwischen dem Polizeipräsidenten z.D. Borck und mir im Herbst 1933.

Ich hatte von Borck schon öfter gehört. Ursprünglich aktiver Offizier, war er nach der Revolution Polizeioffizier und als solcher deutschnationaler Landtagsabgeordneter geworden. Er hatte sich auch schriftstellerisch betätigt und verschiedene recht gute Artikel im Berliner Lokalanzeiger bzw. im "Tag" verfaßt, wo durch er in politischen Kreisen weithin bekannt geworden war. Durch seine Abgeordnetentätigkeit war er auch ein guter Bekannter meines Schwagers Plehwe. In der "Papenzeit" war er Polizeipräsident

von Stettin geworden. In diese Ernennung war ich selbst seiner Zeit noch verflochten worden. Eines schönen Tages wurde mir nämlich von irgend einer Seite mitgeteilt, ich würde Polizeipräsident von Stettin werden. Ich lachte darüber wie über einen guten Witz, aber der Betreffende, der es mir erzählte, blieb völlig ernst und sagte, ich würde es bald sehen, daß er recht habe. Kurze Zeit darauf wurde aber der Major der Schutzpolizei und Landtagsabgeordnete Borek zum Polizeipräsidenten von Stettin ernannt, und ich konnte daraus wieder einmal ersehen, was es mit derartigen "tatsicheren" Nachrichten über zukünftige Ernennungen auf sich hat. Erst sehr viel später - ich glaube, jetzt, durch Borek selber - erfuhr ich, daß ich tatsächlich, ohne es zu ahnen, sein ernsthafter Konkurrent um den Polizeipräsidentenposten von Stettin gewesen wäre.

Wie es in der Natur der Sache lag, wurde ich mit Borek als einem der ersten unter den Stettiner Regierungsbeamten sehr bald näher bekannt. Von mehr kleiner Statur und etwas korpulent, verleugnete er im ganzen Wesen und in der Art des Auftretens nicht den ehemaligen aktiven Offizier. Schon diese Tatsache allein zog mich zu ihm hin. Bald merkte ich es aber auch, daß ich es bei ihm mit einem außerordentlich tüchtigen, fleißigen und geschickten Beamten zu tun hatte, der wußte, was er wollte, aber seine Zielsicherheit mit einem konzilianten, liebenswürdigen und humorvollen Wesen verband. Besonders bewunderte ich an ihm seine auf reiche Lebenserfahrungen gestützten Kenntnisse und sein verwaltungstechnisches Können. Ich sagte oft im Scherz, es werfe kein gutes Licht auf die verwaltungsjuristische Ausbildung von uns Regierungsfachleuten, daß einer der besten Verwaltungsbeamten, die ich kannte, es ohne diese Ausbildung geworden wäre. Borek war ein glänzender Erzähler, und bei seiner humoristischen Begabung konnte er kleine Geschichten aus seinem bewegten Leben so komisch wiedergeben, daß man oft aus dem Lachen nie herauskam, selbst wenn man sich dessen bewußt war, daß die Histörchen in dichterischer Freiheit manchmal ein wenig ausgeschmückt waren und der streng-historischen Sonde vielleicht nicht ganz standhielten; aber das beanspruchte er auch gernicht.

Ebenso wie bei Regierungspräsident Göppert war es mir auch beim Polizeipräsidenten Borek von vorn herein klar, daß man ihn in politischer Beziehung völlig rückhaltlos gegenüber-

Institut

treten könnte; bei diesem schon deswegen, weil er von den Nazis ja von seinem Posten entfernt und durch einen S.S.-Führer Engel, einen ungehobelten und mir sehr unsympathischen Burschen ohne jede Kenntnisse, ersetzt war. Ich brauchte Borck gegenüber also kein Blatt vor den Mund zu nehmen und tat dies auch nicht. Umgekehrt war es anfänglich nicht in dem Maße der Fall, wovon ich jedoch nichts verspürte. Erst sehr viel später erfuhr ich durch Borck selbst, daß er mich vor meiner Ankunft für einen begeisterten Nazi gehalten hätte, was auch insofern nicht verwunderlich war, als ich ja vom Innenministerium unter der fiktiven Begründung hierher versetzt worden war, daß auf der Stettiner Regierung wenigstens ein leitender Beamter Nationalsozialist sein müßte. Schon nach wenigen Tagen hatte er jedoch zu seinem maßlosen Erstaunen gemerkt, daß ich hinsichtlich meiner Abneigung gegen die Nazi-Methoden und die Parteiherrschaft, die sich immer mehr zu einer Gewaltherrschaft auswuchs, beinahe ihn selbst noch in den Schatten stellte. Allmählich bildeten somit der Regierungspräsident Göppert, Borck, der übrigens den seltenen Vornamen Eldor trug, und ich eine Art stillen Triumvirats gegen den Parteiterror. Dieser war in Stettin, wie ich sehr bald zu meinem Kummer merkte, noch erheblich schlimmer als in der Mark Brandenburg und zumal in Potsdam. Die Provinz Pommern war ohne Oberhaupt, da der alte Oberpräsident abgesetzt, aber der Gauleiter nicht, wie sonst üblich, dazu ernannt war. Dieses war ein junger bisheriger Rechtsanwalt Namens Karpenstein. Der Gauleiter-Stellvertreter hieß Cravenstein, früherer aktiver Offizier. Der S.A.-Gruppenführer in Pommern war der bekannte Herr v. Heydebreck, der als Oberschlesischer Freiheitskämpfer einen Namen hatte, und nach dem die ober-schlesische Stadt Heydebreck inzwischen umbenannt worden war. Er hatte im Kriege einen Arm verloren und war zweifellos ein tapferer, schneidiger Offizier, im Übrigen eine Landsknechtsfigur wie Heines, wenn auch von der Kultur etwas mehr beleckt, als dieser. Gesetze galten nicht für ihn, was man an kleinen Beispielen täglich erfahren konnte. In einer Einbahnstraße jagte er grundsätzlich mit seinem prunkvollen Wagen in entgegengesetzter Richtung, mit Vorliebe hielt er auf den Wegen die linke Fahrtrichtung ein, und die Polizeistunde galt für ihn und seine S.A.-Männer vollends nicht. Entsprechende Beanstandungen der Polizei wurden als bürokratische Überreste des versunkenen demokratischen

Institut

Systems kurzerhand abgetan. Es verging kaum ein Tag, an dem nicht Gesetzesübertretungen und Willkürakte der S.A. zu unsern Ohren kamen; das heißt stets auf inoffiziellen Wege, denn Meldungen vom Polizeipräsidenten Engel bekamen wir selbstverständlich nicht, da dieser ja selbst zu der gleichen Kategorie zählte, obgleich er der S.S. angehörte, die ich damals noch immer als die einzige "Ordnungszelle" innerhalb des neuen Parteistaates ansah. Er und seine S.S.-Genossen gingen hier jedoch mit der S.A. durch Dick und Dünn, und das Gleiche galt in verstärktem Maße von der gesamten Gauleitung. - Auch die Stadt Stettin war ohne Oberhaupt. Ich hoffte im Stillen, daß hier wenigstens ein Mann der Ordnung zum neuen Oberbürgermeister berufen werden würde, aber auch diese Hoffnung wurde zerschlagen. Ich erfuhr nämlich eines Tages, daß ein ganz junger Regierungsrat Molsen, der aber natürlich "alter Maschierer" war, von der Gauleitung als Oberbürgermeister der Stadt in Vorschlag gebracht worden war. Ich kannte ihn kaum, konnte mir aber lebhaft vorstellen, was Geistes Kind er sein würde. Ich war Zeuge einer Unterredung zwischen dem Regierungspräsidenten Göppert und Molsen über die Neubesetzung des Oberbürgermeister-Postens. Ich staunte über die Offenheit, mit der mein Chef mit dem Regierungsrat Molsen über seine eventuelle Berufung auf diesen Posten sprach. Mit Menschen- und mit Engelszungen redete er ihm von der Annahme der Stellung ab, da ihm die nötige Erfahrung und auch das Alter für ein so verantwortungsvolles Amt fehlten. Er sagte, selbstverständlich wollte er seiner Karriere nicht im Wege stehen, er hielte ihn auch für einen befähigten, tüchtigen Beamten und eifrigen Nationalsozialisten, aber damit allein sei es nicht getan. Molsen würde über kurz oder lang an dieser Aufgabe scheitern, und wer es daher gut mit ihm meine, müsse ihm dringend abraten, diesem Vorschlag des Gauleiters zu folgen. Es gehörte allerhand Mut zu dieser Rede, da dem Regierungspräsidenten die innige Verflochtenheit Molsens mit der Gauleitung nicht unbekannt war, und er daher auch genau wissen mußte, daß jedes seiner Worte binnen zwei Stunden dem Gauleiter Karpenstein zur Kenntnis kommen würde. Umso mehr freute ich mich über den Mut meines Chefs, ohne allerdings zu ahnen, wie geradezu prophetisch seine Worte waren. Regierungsrat Molsen hörte sie sich höflich und taktvoll an, aber man konnte es mit den Händen greifen, daß er sie für Ermahnungsrede eines bürokratischen, antinationalsozialistischen, verkalkten (die Verkalkung begann für die "jungen Maschierer" etwa mit 40-45 Jahren) und

Überlebten Beamten des alten Regimes nicht, über die man innerlich lächelnd zur Tagesordnung Übergang. Daher dankte er höflich dem Präsidenten für seine "wohlmeinenden Worte", denen er allerdings nicht ganz zu folgen vermöge, und verabschiedete sich im Gefühl einer unendlichen Überlegenheit über den Geist einer versunkenen Zeit. "enige Tage danach war er Oberbürgermeister von Stettin, einer Stadt von zweieinhalb hunderttausend Einwohnern. Es war also die Gewähr dafür geboten, daß auch die Leitung der Provinzialhauptstadt in "zuverlässigen und bewährten Händen" lag!

Dieser geschlossenen Phalanx einer zielbewußten Parteilichheit stand kaum mehr etwas von Opposition gegenüber. Einen Oberpräsidenten gab es - wie gesagt, - nicht. Die Geschäfte wurden durch den Vizepräsidenten Macensen von Ansfeld wahrgenommen, einen entfernten Verwandten des gleichfalls in Stettin wohnenden greisen Feldmarschalls v. Mackensen, mit dem er aber merkwürdiger Weise eine ausgesprochene Ähnlichkeit besaß, und als dessen verjüngtes Abbild er wirkte. Der Vizepräsident von Mackensen hatte sicherlich den besten Willen, der Stettiner Parteilichheit Opposition entgegenzusetzen, aber es fehlten sämtliche Voraussetzungen dazu, allen voran der fehlende Rang als Oberpräsident. Obgleich er n.W. Parteigenosse war, spielte er keinerlei Rolle in der Partei, und man ging über ihn zur Tagesordnung über. Warum der Gauleiter nicht Oberpräsident wurde wußte kein Mensch. Man muckelte von Differenzen zwischen ihm und den obersten Parteistellen; aber dies waren Gerüchte, auf die ich nichts gab; zudem wäre nach meiner Ansicht auch nichts durch seine Ernennung zum Oberpräsidenten gewonnen worden, wie viele sich das einbildeten; denn die Erfahrung in Brandenburg hatte mich gelehrt, daß die Gauleiter auch nach ihrer Ernennung zu Staatsbeamten in erster Linie Parteimänner blieben und das Staatsamt lediglich als eine mit einigen Annehmlichkeiten verbundene und gut bezahlte Nebenbeschäftigung betrachteten. Karpenstein zum Oberpräsidenten zu ernennen, hätte in meinen Augen geheißen, den Bock zum Gärtner zu machen, etwa entsprechend der Ernennung von Heines zum Polizeipräsidenten von Breslau.

Meine Hoffnungen gingen hinsichtlich der Besetzung des Oberpräsidentenpostens daher auch in ganz anderer Richtung: In Stettin wohnte ein Verwandter meiner Mertensdorfer Geschwister, der Rechtsanwalt Graf Rüdiger von der Goltz, Sohn des bekannten

Institut

"Baltengenerals" und sogenannten "Befreiers von Finnland", mit dem und dessen Frau sich meine Schwester sehr nahe stand. Ich wurde daher auch von dem Stettiner Goltz ~~auch~~ eingeladen und sehr nett in seiner Familie aufgenommen. Die Gräfin war eine Norwegerin und erfreute sich - wie kann es bei Goltz'en auch anders sein! - einer stattlichen Kinderschar. Goltz selbst war nicht nur ein bekann^tter und beliebter Rechtsanwalt, sondern erfreute sich auch bei den obersten Parteistellen als ehemaliger Verteidiger namhafter Nationalsozialisten eines guten Rufes. Daher wurde er vielfach als der kommende Oberpräsident Pommerns betrachtet. Ich wagte dieses kaum zu hoffen; denn seine ganze rechtliche und streng gerechte Lebensauffassung und die christliche Grundeinstellung seines Hauses standen dem neuen Geist, wie er mehr und mehr im Nationalsozialismus zu Tage trat, eigentlich schroff gegenüber. Dieses konnte ich mit nicht ~~verhehlen~~ ~~stellen~~, aber da er immer weiter als der kommende Mann von Pommern genannt, und der Oberpräsidentenposten auffallender Weise nicht besetzt wurde, gewann meine Hoffnung, daß doch einmal wieder ausnahmsweise ein Mann des Rechts auf einen hohen Posten berufen werden könnte, neuen Boden. Auf einem kleinen Abendessen bei Graf Goltz hatte ich Gelegenheit, ihn näher kennen zu lernen, doch nahm ich davon Abstand, mit ihm über die heikle Oberpräsidentenfrage zu sprechen. Diese tat ich jedoch, als ich eines Tages allein bei ihm war, um ihm mein Herz über das schrankenlose Stettiner Parteigetriebe auszuschütten. Ich konnte dies bedenkenlos tun, da ich zu meiner Freude erlebt hatte, wie mutig und energisch er gegen verschiedene üble Machenschaften gegen den Regierungspräsidenten wegen dessen angeblich nicht rein arischer Abstammung aufgetreten war. Ich fragte ihn geradezu, ob etwas an den Gerüchten, daß er Kandidat für den Oberpräsidentenposten von Pommern sei, wahr wäre. Er bejahte dieses nicht nur, sondern eröffnete mir sogar im Vertrauen, daß ihm die Stellung - ich glaube von Goering selbst - offiziell angeboten werden sei. Ich beschwor ihn, um der guten Sache willen doch à tout prix dem Ruf zu folgen; aber er sagte, er täte es nur, wenn Karpenstein hier als Gauleiter verschwände; es könne ihm nicht zugemutet werden, als Oberpräsident neben dem Gauleiter ein Scheinleben zu fristen, noch dazu, wenn sich ihre beiderseitigen Anschauungen diametral gegenüberständen. Diese geforderte Bedingung sei jedoch nicht zugestanden worden. Ich stellte dem Grafen Goltz

vor, daß es doch schon ein gewaltiges Plus bedeuten würde, wenn dem jetzt unumschränkt herrschenden Parteiklüngelei in einem ordentlichen Oberpräsidenten eine Macht entgegengesetzt werden könnte, und daß er daher das Opfer bringen müßte. Goltz überlegte eine kleine Weile und sagte dann: "Herr von Stutterheim, nun bitte ich Sie einmal um eine ehrliche Antwort: Wenn Ihnen heute der Oberpräsidentenposten angetragen würde, und Sie sollten neben den jetzigen pommerschen Parteileuten die Provinz regieren, würden Sie es annehmen?" Kleinlaut mußte ich mit einem "nein" antworten. Mein Hinweis, daß es bei mir ja auch etwas ganz anders wäre, zog nicht bei Goltz, und er blieb bei seinem ablehnenden Standpunkt. So ging die hemmungalose Partei-Herrschaft in Pommern weiter, ohne daß sich eine nennenswerte Macht dem entgegen stemmte, denn die Reichswehr, die hier durch das Generalkommando verkörpert wurde, und die diese Macht noch allenfalls hätte darstellen können, hielt sich mit überängstlicher Gewissenhaftigkeit von allen politischen Fragen fern.-So ragte aus dieser braunen Flut, die Pommern überschwemmte, tatsächlich nur noch ein kleiner Felsblock hervor, und das war die Regierung Stettin, vertreten durch das Triumvirat Göppert, Borck, Stutterheim. Die Parteidienststellen kannten diesen kleinen, unsympathischen Felsblock natürlich ganz genau und behandelten ihn dementsprechend, wobei ich die Erfahrung machte, daß sie dem Regierungspräsidenten Göppert und dem Polizeipräsidenten z.D. Borck immer noch mit größerer Achtung gegenübertraten, als mir, der ich doch im Gegensatz zu ersteren Parteigenosse war. Ich hatte mir die redlichste Mühe gegeben, den Gewaltigen in Stettin unbefangen und freundlich gegenüberzutreten, aber aus ihrer kühlen, wenn auch höflichen Ablehnung konnte ich ersehen, daß mein Krach mit Kube ihnen nicht unbekannt geblieben war, und daß dieser sicherlich in einem vertraulichen Schreiben vor mir "gewarnt" hatte. Bald in den ersten Tagen meines Hierseins flatterte mir auf meinem Schreibtisch ein anonymes Brief, in dem es hieß: "Es gibt richtige Nationalsozialisten und "Salonnationalsozialisten", Sie gehören zu den letzteren; Sie tragen zwar das Partei-Abzeichen, sind aber im Grunde ein Gegner des "ationalsozialismus." Ich suchte damals den Schreiber innerhalb der Reihen der Regierung in einer verärgerten Beamtenseele, der ich vielleicht ohne Willen Unrecht getan hätte; später wurde es mir jedoch klar, daß die Fäden von diesem Schreiben sicherlich zur Gauleitung gingen.

Ebenso konnte ich es auch nunmehr verstehen, warum die Prominenten der Partei mich mit einer noch größeren Abneigung bedachten als Göppert und Berck. In diesen sahen sie offene Gegner der Partei, von denen nichts anderes zu erwarten war, aber mit welchen man zur Not noch vertrauensvoll zusammenarbeiten konnte; in mir jedoch erblickten sie gewissermaßen den "Renegaten" und einen "Verräter", die bekanntlich immer am gefährlichsten sind, und vor denen man sich hüten muß. Bei allen offiziellen Veranstaltungen wurden wir ohne Unterschied in gleicher Weise mit Nichtachtung gestraft. Ganz beiseitigeschoben konnten die höchsten Vertreter des Staates zwar nicht gut werden, und wir kamen meist noch auf Ehrenplätze; aber im Übrigen wurde uns deutlich vor Augen geführt, daß eigentlich der jüngste Hitler-Junge vor uns rangiere, von den S.A.- und S.S.-Männern ganz zu schweigen. Die Zeiten waren vorbei, daß ich mich über zu große Beachtung zu beklagen gehabt hatte. Den Menschen kann man es eben nie recht machen; denn wie ich mich als Polizeipräsident in Breslau darüber geärgert hatte, daß ich keinen Schritt und keine Handbewegung tun konnte, ohne daß es nicht lobend in der Presse erwähnt würde, so ärgerte ich mich hier über die Nichtachtung, die einem als Vertreter des Staates gegenüber den Parteimännern bei jeder Gelegenheit entgegengebracht wurde, selbst von den nachgeordneten Dienststellen, wie Polizeipräsident und Oberbürgermeister. Mir war es direkt schon peinlich, mich überhaupt noch in der Öffentlichkeit sehen zu lassen, um sich dann irgendwo heranzudrücken und besten Falls ein paar gnädige Redensarten von Partei, S.A. oder S.S. einzuheimsen. Wurde eine offizielle Rede gehalten, so konnte man sicher sein, daß alle bis zum Hitler-Jungen herab feierlich begrüßt wurden, nur nicht die Vertreter der Regierung. Eines Sonntages war ein Empfang auf einem kleinen Kriegsschiff, das vor der Heberterrasse vor Anker gegangen war. Göppert und ich hatten feierliche Einladungen dazu bekommen, denn bei der Reichswehr einschließlich Marine galten die Vertreter des Staates immer noch etwas. Ich saß vorher mit dem Regierungspräsidenten auf dessen Zimmer zusammen, wo wir uns, wie so oft, in weite Gespräche über die Probleme der Zeit vertieft hatten, besonders über die Bedeutungslosigkeit, in welche die allmächtige Partei den Staat immer mehr herabdrückte. Plötzlich sah Göppert auf die Uhr, sprang auf, ergriff seinen Cylinder und sagte: "Es ist Zeit. Kommen Sie, Stutterheim, wir wollen mal wieder eine Stunde

Institut

"Präsident spielen." Wie oft mußte ich später an diese trockene und in dem Moment unsäglich komisch wirkende Bemerkung denken, wenn ich wieder einmal "Präsident spielte."

Nicht zu verwechseln mit dem Dirigenten der Abteilung I, Borck ist der Dirigent der Abteilung II (Kirchen- und Schulwesen) von Boroche, an den ich mich auch näher anschloß. Boroche war Angehöriger des weit verzweigten pommerschen Adelsgeschlechts und ein herzensguter, frommer Mann. Er gehörte, wie viele meiner Bekannten, der "christlichen Gemeinschaft" an, die man etwa als Nachfolgerin des Pietismus bezeichnen kann. Er war Parteigenosse und bekannte sich merkwürdiger Weise sogar n. W. zu den "Deutschen Christen", was ich bei einem so streng gläubigen Mann, der öfter auch in Kirchen Andachten und Predigten hielt, garnicht zu fassen vermochte. Später erkannte ich das Phänomen, daß die christliche Gemeinschaft überhaupt allenthalben sehr zur Partei und den "Deutschen Christen" hinneigte. Den Grund für dieses Naturwunder habe ich mir nie recht erklären können. Allenfalls könnte man annehmen, daß die "christliche Gemeinschaft", die ja aus den "Stillen im Lande" bestand, sich so wenig um die Dinge dieser Welt kümmerte, daß ihr die Gefährlichkeit der "Deutschen Christen", dieser Vorfrucht des Atheismus, garnicht aufgegangen war. Andererseits war der Partei diese etwas weltentrückte Sekte, die das Wort Christi "Mein Reich ist nicht von dieser Welt" in mißverständlicher Weise sehr stark betonte, anscheinend zu wenig gefährlich, um ernsthaft gegen sie vorzugehen. Vielleicht entsprach dieses "Christentum im Verborgenen" sogar ganz ihren Intentionen. Jedenfalls ließ die Partei die christliche Gemeinschaft im Gegensatz zur übrigen Kirche immer ziemlich ungeschoren.

Boroche war in kinderloser Ehe mit der Tochter eines Geistlichen, einer sehr lieben, sanften Frau, verheiratet. Ich war öfters bei ihnen im Hause und fühlte mich in seiner von Frohsinn und christlichem Geist durchwehten Luft sehr wohl. Angenehm berührten mich die frei gesprochenen Tischgebete, welche vor einem schnellen und gedankenlosen Geplapper bewarnten.

Der politische Dezernent auf der Regierung war "Regierungsrat Deutschbein. Er war ein herzensguter Mensch, aber zum politischen und Polizeidezernenten im Zorn ershaffen worden. Er war meines Wissens nicht Parteigenosse, was mich zwar für ihn einnahm, aber er war von einer derartigen Ungeschicklichkeit, daß man sich doch dauernd vor ihm in Acht nehmen mußte,

Institut

in der Besorgnis, daß er in aller Harmlosigkeit irgendein mißverständenes Wort am unrechten Platze weiter erzählen und einen dadurch in die tödlichste Verlegenheit bringen würde, wie es oft geschehen war. Daß ich ihm meine bösesten Stunden auf der Regierung zu verdanken haben würde, werde ich später berichten. Daß er ein unverfälschtes, furchtbares Sächsisch sprach, kam zu allem noch erschwerend dazu. Bei der Regierung war ein sehr seriöser, elgenter und dauernd mißvergnügter Herr v. Carlshausen. Mit vollem Namen hieß er Budérus v. Carlshausen. Eines schönen Tages sprach Herr Deutschbein^{ein}Bauernd von einem Herrn Püterus. Ich verstand garnicht, wen er eigentlich damit meinte, bis mir endlich ein Licht aufging, daß Herr v. Carlshausen dieser Herr Püterus sein sollte.

Die Berichts- und Verfügungsentwürfe, die mir der gute Deutschbein zur Unterschrift vorlegte, waren meist derart, daß ich sie von Anfang bis zu Ende umarbeiten mußte. Dabei war er durchaus fleißig und kenntnisreich, und in einem anderen Dezernat hätte er sicherlich Ersprößliches geleistet; aber auf dem heiklen Gebiet der Polizei und der Politik wirkte er wie der Elefant im Porzellanladen, so daß ich oft in Verzweiflung war. Aber dem Regierungspräsidenten gegenüber wollte ich dies nicht äußern, schon um dem guten Deutschbein nicht zu schaden und den Regierungspräsidenten, der ihn schließlich zum politischen Dezernenten gemacht hatte, nicht anzuzürgern.; doch fragte ich mich oft voll Ingrimm, was Göppert nur an ihm hatte, und ob meine Differenzen mit Deutschbein ^{vielleicht} nur an mir lägen. Jahre später, als ich einmal mit Göppert über die damalige Zeit sprach, sagte er: "Wissen Sie, Stutterheim, eigentlich sind wir beide doch Engel;- " "Wieso, Herr Präsident?"- "Weil wir Herrn Deutschbein so lange als politischen Dezernenten ertragen haben. Aber ich wollte nicht sagen, um Sie nicht zu kränken." Da fing ich laut zu lachen an.

Der Major der Schutzpolizei bei der Regierung v. Hegner, war niemand anderes als "Walterchen", mit dem ich als Kind in Fr. Wilten und Sophienthal zusammen gespielt hatte. Seine Mutter war die Schwester von Herrn von Gottberg- Pr. Wilten und Jugendfreundin meiner Mutter gewesen. "Annchen Gottberg" war mir aus ihren Erzählungen ein sehr geläufiger Begriff, und ich hatte sie sogar selbst noch gesehen. Walterchen war etwas jünger als ich, und er behauptete, ich hätte ihn damals in Sophienthal schlecht behandelt. Das kann sehr leicht so gewesen sein. Ich war nämlich mit seinen älteren Vettern Göbler, die schon Kadetten waren, sehr

befreundet, und natürlich sahen wir auf das etwa 2 bis 3 Jahre jüngere und ein wenig furchtseme Walterchen sehr herab. Bei einem Gang durch den Sophienthaler Wald hätten wir ihm erzählt, der Wald wimmelte von Wölfen und Hexen, und uns an seine m Entsetzen geweidet. Noch jahrelang wäre ihm der Sophienthaler Wald als etwas Grausiges erschienen.

Walterchen hatte inzwischen eine Jüdin geheiratet, und das war nun im dritten Reich nicht gerade sehr angenehm für ihn. Seitens der Partei wurden ihm die größten Schwierigkeiten gemacht, und er klagte mir oft sein Leid, wobei ich ihm aber nur geringen Trost zusprechen konnte; denn wenn er eine Giftmischerin zur Frau gehabt hätte, wäre das damals nicht halb so schlimm gewesen. Eine viel erzählte Geschichte beleuchtete dies: "Herr Müller kommt zum Pfarrer und möchte aus dem Kirchenbuch Näheres über seinen Großvater wissen. Der Pfarrer sagt: "Herr Müller, über Ihrem Großvater schwebt ein so furchtbares Geheimnis, daß ich es Ihnen nicht erzählen kann." Herr Müller wird totenblaß, bittet dann aber inständigst, der Pfarrer möchte ihm das Schreckliche über seinen Großvater doch erzählen. "Nun dann", sagt der Pfarrer, "wenn Sie es durchaus wissen wollen: Ihr Großvater ist als Raubmörder auf dem Schafott gestorben." Herr Müller atmet erleichtert auf: "Pfu, Herr Pfarrer, mich so zu erschrecken! ich dachte schon tatsächlich, mein Großvater wäre Jude gewesen."

Die Judenriecherei und die ganzen nationalsozialistischen Verstiegenheiten schienen auf ihrem Höhepunkt angelangt zu sein. Der Groß "Heil Hitler!" war als Ersatz für sämtliche Grußformen, ob "guten Morgen!", "gesegnete Mahlzeit", "guten Abend, "gute Nacht" oder "Grüß Gott!" nicht nur üblich geworden, sondern für die Beamten direkt vorgeschrieben. Im Innenministerium befanden sich an allen Türen Plakate, auf denen stand: "Willst Du ein guter Deutscher sein, tritt mit dem Gruß "Heil Hitler!" ein." Die meisten fanden überhaupt nichts mehr bei diesen Überspanntheiten und Sinnlosigkeiten. Daß nur noch von dem "tausendjährigen Reich" oder gar "ewigen" dritten Reich gesprochen wurde, war selbstverständlich. Wo ich konnte, wendte ich mich gegen diesen teils lächerlichen, teils gotteslästerlichen Unfug, aber den vorgeschriebenen nationalsozialistischen Gebräuchen konnte man sich als Beamter natürlich nicht entziehen. Man machte diese mechanisch mit, ohne sich Gedanken darüber zu machen, daß eigentlich jedes "Heil Hitler!", das man aussprach, und man sprach es in

Institut

Dienstzimmer allein etwa hundertmal am Tage aus- eine große Verlogenheit darstellte.

Aus Potsdam erhielt ich öfters Nachrichten von meinen Freunden, zumal Rappard, Hoffmann, Schenk, Freda Buddenbrock u. s. w. Major Rossum hatte auch das Weite gesucht und war zur Landespolizei abgezogen, befand sich also auf dem Wege zur Reichswehr. Ich bekam gar bald einen Brief von ihm, der mich sehr in Erstaunen setzte. Daß er mich mit "Sehr verehrter Herr Regierungspräsident" anredete, konnte noch hingehen; das "vize" wurde öfters vergessen; aber der ganze Inhalt war so formell, kühl und nichtssagend, daß ich mich darüber ärgerte. Des Rätsels Lösung erfuhr ich gar bald. Ich bekam nämlich vom Regierungspräsidenten Fromm ein kurzes, aber zuckersüßes Schreiben, in welchem sich als Einlage ein Brief von Rossum an mich befand. Der gute hatte gleichzeitig an Fromm und mich geschrieben und dann die Umschläge verwechselt, also genau wie vor jenen Jahren der Neffe Domhard, wodurch er der Herrschaft Bestendorf verlustig ging, und diese in den Besitz von Baron Goltz, dem Vetter meines Schwagers, kam. So schwerwiegende Folgen hatte nun die Umschlagverwechslung von Rossum zwar nicht, aber recht peinlich wird sie ihm doch gewesen sein; denn in dem Brief an mich sprach er nicht gerade in sehr schmeichelhaften Ausdrücken von unserm bisherigen Chef. Dieser verlor natürlich kein Wort darüber, sondern erwähnte nur kurz, daß er einen Brief von Major Rossum beifüge, der augenscheinlich für mich bestimmt gewesen sei, worauf ich ihm denn den an mich gerichteten zusandte.

Ohne daß ich auf Suche nach einer Wohnung zu gehen brauchte, fiel mir eine solche durch Versetzung eines höheren Regierungsbeamten in den Schoß. Merkwürdiger Weise war es in der ganzen Anlage eine Zwillingswohnung meiner bisherigen Potsdamer, der sie wie ein Ei dem anderen glich; nur lag sie nicht in der zweiten, sondern in der dritten Etage und hatte statt vier, fünf Zimmer. Ich hatte jetzt also sogar eine Gaststube! Schon vor Weihnachten wurde der Umzug vollzogen, und Fräulein Beyer war nun innerhalb eines halben Jahres schon in einer zweiten Stadt, nachdem sie vorher über 40 Jahre nicht aus Breslau herzugekommen war.

Als ich Frau Landesrat Scheck davon Mitteilung machte, daß ich eine Wohnung gefunden hätte, gewissermaßen also "kündigte", fiel sie aus allen Wolken und war ein wenig pikiert,

was ich mir zunächst nicht erklären konnte. Sie hatte nämlich geglaubt, ich würde dauernd bei ihnen wohnen bleiben. Das war ja nun eine etwas merkwürdige Idee, aber ihre Pikiertheit zeigte mir wenigstens, daß sie mit ihrem Zimmermieter zufrieden gewesen war und mich ungern ziehen ließ, was mich wieder auslöste; und so schieden wir von einander in eitel Freundschaft und Harmonie. Durch ihre Vermittlung hatte ich sogar einen dienstbaren Geist bekommen in Gestalt von Fräulein Else Wolf, die 10 Jahre die Stütze Fräulein Beyers und meines Haushaltes werden sollte. Ich nannte sie konstant- weshalb, weiß ich eigentlich selbst nicht,- Selma, und unter diesem Namen ist sie daher auch in die Annalen meiner Lebensgeschichte eingegangen. Schön war sie nicht, und viel Anziehendes hatte sie auch nicht. Gewandtheit konnte man ihr ebenfalls nicht nachsagen, Anmut noch viel weniger. Fräulein Beyer hatte sich auch viel über ihr Wesen zu beklagen. Übrigens war sie auch recht wenig klug; aber trotzdem muß die gute Selma sehr viele verborgene edle Eigenschaften gehabt haben, denn sowohl Fräulein Beyer als auch mir wäre es undenkbar erschienen, uns von ihr zu trennen. In Stettin logierte sie nicht in unserer Wohnung, sondern bei ihren Eltern und kam nur den Tag über zur Bedienung zu uns.

Meine neue Wohnung lag auf dem Hohenzollernplatz, im Schutze zweier, dicht nebeneinander liegenden Kirchen, der Garnisonkirche und der Bugenhagenkirche. Beide Gotteshäuser waren neu und, wie alle Stettiner Kirchen, wenig schön. Im gleichen Hause wohnte, 2 Treppen hoch, ein Dentist, Herr Schulz, der sich als mein zuständiger "Partei-Vorgesetzter", der Blockleiter- oder war er der Zellenleiter?- entpuppte. Merkwürdiger Weise war nämlich nicht die Zelle, sondern der Block die kleinste Partei-Einheit, was ich natürlich immer verwechselte. Ich war also auch in parteilicher Hinsicht in guter Obhut. Herr Schulz hatte jedoch in seinem Wesen gar nichts Erschreckendes, was an die Mitgliedschaft zu der "fanatischen, verschworenen Gemeinschaft", die die Nazis nach ihren Worten eigentlich darstellen sollten, erinnert hätte, sondern war ein freundlicher, jovialer, dicker Herr, der einem guten Tropfen nicht abgeneigt war. Als ich ihm einmal meinen Mitgliedsbeitrag persönlich herunterbrachte, lud er mich zu einem paar Likören ein, bei welcher Gelegenheit ich mir auch flüchtig seine Wohnung ansah, die der meiniger natürlich fast genau entsprach. Dabei fielen mir mehrere Bilder

des damals berühmtesten Filmschauspielers Heinrich George auf. Ich fragte: "Herr Schulz, Sie sind wohl ein besonderer Verehrer von Heinrich George, da Sie mehrere Bilder von ihm hier hängen haben?"- "Durchaus nicht," sagte Herr Schulz, "aber er ist mein Bruder." Hierdurch erfuhr ich erst, daß die Filmgröße mit dem bedeutend klingenden Namen schlichtweg Schulz hieß.-

Fräulein Beyer war gottlob mit der neuen Wohnung, die ich doch ohne ihre Begutachtung gemietet hatte, sehr zufrieden; sie konnte eigentlich auch nicht gut etwas an ihr auszusetzen haben, da sie ja das Ebenbild der Potsdamer Wohnung darstellte; nur den schönen Blick von ihrem Fenster auf den Havel-See konnte ich "Berthel" leider hier nicht schaffen.

Nachdem ich kurz vor Weihnachten meine gute Haushälterin und Selma noch mit Geschenken und vor allem mit Bergen von Süs-sigkeiten überschüttet hatte, fuhr ich zum lieben Fest wieder in die Heimat, dieses Mal die Strecke Stettin- Stargard- Stolp-Gdin-gen- Danzig- Dirschau- Marienburg- Königsberg, wobei man nicht weniger als 5 Auslandsgrenzen passierte, nämlich Deutschland/ Polen, Polen/Freistaat Danzig, Danzig/Polen, nochmals aus Po-len in den Freischat zurück und bei Marienburg wieder nach Deutse-land.

Die Weihnachtszeit, die ich nun bereits zum dritten Mal meines Lebens in Sophienthal verlebte, verlief in nunmehr beinah schon feststehender Tradition. Meinen Vater traf ich gottlob sehr frisch an, weniger gut leider meinen Schwager Goltz, der sich nun auch bereits den achtzigern näherte, da er am 4. November 77 Jahre alt geworden war. Er hatte immer besonders viel mit dem Herzen zu tun und litt an überhohem Blutdruck, weswegen an-dauernde Aderlässe erforderlich wurden. Die Fürsorge meiner Schwester, die ihn wie eine Krankenschwester betreute, und die berühmten "Kuren bei Böttner" gaben ihm immer wieder neuen Auf-trieb, sodaß er zeitweise frisch und tatkräftig wie ein Jüngling war und auch die täglichen Ritte auf seiner schönen Schimmel-stute "Erinnerung" fortsetzen konnte; aber Allheilmittel waren auch sie nicht, und die Sorge meiner Schwester war ständig groß.

Zufällig liegt mir noch eine Tischordnung von einem Di-ner am 1. Weihnachtstag 1933 in Sophienthal vor. Sie lautet:

Hausherr

Frau Baronin von Buhl geb. v. Nanenfeldt

Freiherr Dietrich v. der Goltz

- Frau Baronin von Buhl- Postehnen
- Regierungsvizepräsident v, Alt- Stutterheim
- Frau v. Alt- Stutterheim- Georgenau
- Baron von Buhl- Postehnen
- Freifrau v. der Goltz geb. v. Alt- Stutterheim
- Herr Adalbert v. Alt- Stutterheim
- Freiherr Wittig v.d. Goltz
- Baronesse von Buhl
- Herr Georg von Alt-Stutterheim
- Frau von Kuenheim
- Herr v. Alt-Stutterheim- Georgenau
- Frau von Huebbenet

Aus diesem Placement ersehe ich, daß die Mertensdorfer Geschwister an *dem Weihnachtsdiner*, sicherlich wegen Krankheit meines Schwagers, nicht teilnehmen konnten; denn die erwähnte Freifrau v. d. Goltz geb. v. Alt- Stutterheim war Elisabeth, Dietrichs Frau, welche beide zum Fest wohl bei den Eltern waren. Die beiden älteren Georgenauer Söhne waren nun auch schon erwachsen und gut aussehende Junglinge geworden, Georg mehr in die Marwitz'sche Adalbert in die Stutterheim'sche schlagend. Ich ersehe weiter, daß mein Vater, wie stets, neben Frau von Huebbenet saß und daß er sicherlich wieder auf die Frage nach dem Placement gesagt hatte: "Gebt mir nur die gute Huebbenet." Der sonst übliche Nachsatz "aber setzt mir die schöne Frau gegenüber", damit ich etwas Hübsches zum Ansehen habe," hatte dieses Mal anscheinend nicht realisiert werden können, da die Namen von Herrn und Frau von Gottberg- Pr. Wilten auf dieser wichtigen Urkunde ausnahmsweise fehlen.

Gleich nach Neujahr kehrte ich wieder nach Stettin zurück. Am 4. Januar feierte ich nun nicht mehr den Geburtstag von Stephi Stutterheim/Stolberg in der Kaiser Wilhelmstraße in Breslau, wie noch im vorigen Jahr (war ich tatsächlich vor einem Jahr noch schlichter Regierungsrat bei der Domänenabteilung und "Zimmerherr" bei "Berthel" gewesen?); statt dessen wurde dieser 4. Januar zu einem Tage der Trauer für die ganze Stutterheim'sche Familie. Ich bekam nämlich ein Telegramm von Tante Franziska aus Dresden, daß der vielgeliebte Onkel Anton am 3. Januar sanft entschlafen und die Trauerfeier am Montag, den 8ten sei. Mein Entschluß war sofort gefaßt, dazu nach Dresden zu fahren, zumal ich es wußte, daß mein Vater die Reise um diese Jahreszeit nicht unternehmen würde, wenn ihm dieser einzige noch lebende Bruder von

je her auch von seinen Geschwistern am nächsten bestanden hatte.

Am Tage vor der Feier traf ich in Dresden ein und fand Tante Franziska tief gebeugt, aber wunderbar gefaßt in Mitten ihres großen Geschwisterkreises vor. Eigentlich lernte ich die ganze Peterkauer Wernsdorffs jetzt erst kennen, obgleich sie ja unsere Cousinen und Vettern 2ten Grades waren, da die alte Frau v. Wernsdorff- Peterkau Geschwisterkind mit meinem Vater gewesen war. Ich war von allen sehr angetan; zumal die Schwester "Nuxchen", die die Gattin des bekannten Generalsuperintendenten Blau aus Posen war, und die sehr viel jüngere Elfriede- genannt Elfritzchen- die auch mit einem Geistlichen, dem Konsistorialrat Vorwerk in Dresden verheiratet war, gefielen mir sehr; ebenso auch ihre Männer.

Eine große Anzahl von Kränzen, Telegrammen und Kondolenzbriefen- zumal auch aus dem Kreise des ehemaligen Ersten Garderegiments- zeigte die große Liebe und Verehrung, die Onkel Anton überall genossen hatte, trotzdem er die letzten Jahre seines Lebens völlig zurückgezogen lebte. Vom Kaiser trafen ebenfalls ein herrlicher Kranz und ein sehr herzliches Schreiben an Tante Franziska aus Doorn ein.

Das Einzige, was mich an der sonst sehr würdigen und schönen Trauerfeier störte, war, daß sie im Krematorium stattfand. Obgleich die evangelische Kirche Verbrennungen ja nicht verbietet, und es lediglich eine Gefühlssache ist, so haftet für mich einmal einer Verbrennung stets etwas Heidnisches,- oder ich will lieber sagen "Unchristliches"-an. Hier trat dies allerdings kaum in Erscheinung. Die Aussegnung nahm n.W. der Schwager, Konsistorialrat Vorwerk, vor. Nach der Feier vereinigte sich noch der ganze Kreis der Trauergäste in der kleinen Wohnung in der Eisenacherstraße. Auch die alte Gouvernante der "Peterkauer Töchter" nahm an der Trauerfeier teil. Mir fiel es auf, wie ähnlich sich doch alle Geschwister waren; dieses galt hauptsächlich auch hinsichtlich der eigenartigen, gedehnten Sprachweise, die für Tante Franziska so charakteristisch war und allgemein die "Peterkauer Sprache" genannt wurde. Es wurde behauptet, sie sei auf eine Peterkauer Bonne zurückzuführen, von der sämtliche Wernsdorff'schen Kinder sich dieses merkwürdige, lange Ausziehen einer jeden Silbe angewöhnt hätten. Die Älteste der Schwestern, Frau von Mentz- genannt "Lux" oder "Luchen"- kannte ich bereits lange. Sie hatte mit Tante Franziska die frappanteste Ähnlichkeit.

Am kommenden Tage war die Bestattung der Urne auf einem

herrlich gelegenen Begräbnisplatz mit dem Blick auf die Höhen des Weißen Hirsch. Der Generalsuperintendent Blau nahm die Bestattung vor, und auch sie war eine besonders schöne Feier. Blau war als oberster Geistlicher der evangelischen Deutschen Polens eine weit bekannte Persönlichkeit geworden, die auch in politischer Hinsicht eine gewisse Rolle spielte. Sein großer Gegner war der Generalsuperintendent Bursche in Warschau, dem alle Evangelischen Polnischer Nationalität in Polen kirchlich unterstanden. Generalsuperintendent Blau, mit dem ich mich in diesen Tagen viel unterhielt, machte einen sehr sympathischen, klugen und bedeutenden Eindruck.

Bei allen Wernsdorff'schen Geschwistern, Tante Franziska an der Spitze, fand ich eine ausgesprochene Begeisterung für Adolf Hitler und den Nationalsozialismus, auch bei den Geistlichen in der Familie. Sie waren vor allem davon durchdrungen, daß Hitler im Grunde genommen ein guter Christ sei. Tante Fräulein behauptete z.B. steif und fest, daß auf seinem Schreibtisch stets ein Neues Testament läge, in dem er täglich läse, und daß sehr bald die Zeit kommen würde, wo er mit vielem Bösen, was jetzt noch hier und da angeblich in seinem Namen geschähe, energisch aufräumen würde. Man müsse ihm nur Zeit lassen. Er ginge ganz methodisch und folgerichtig vor. Viel Großes sei schon geschaffen worden, vor allem die Beseitigung der Arbeitslosigkeit und eine unleugbare Hebung der Landwirtschaft und des Arbeiterstandes. Daß es zunächst nicht ohne scheinbare Härten gegen die, welche sich seinen guten Absichten entgegenstemmten, abginge, sei nur natürlich; auch daß bei einer so gewaltigen Umwälzung zunächst eine gewisse Beschränkung der individuellen Freiheit erforderlich wäre, müsse man verstehen; aber bald würde die volle Freiheit wieder zurückkehren, und damit würden auch die Überspitzheiten und Willkürakte, die man noch hier und da anträfe, ganz von selbst verschwinden.

Ach, alles dies entsprach ja mehr oder minder meinen eigenen Gedankengängen, mit denen ich mir immer wieder von Neuem Mut gemacht hatte; aber nach den Erfahrungen in Breslau, Potsdam und jetzt vor allem in Stettin war ich über dieses hoffnungsvolle Stadium leider- oder glücklicherweise?-schon weit hinaus.

Vor meiner Rückkehr nach Stettin traf ich mich m.W. mit meinem "ständigen Vertreter" aus Breslau, Patschowski, in Berlin, wo wir bei Habel unter den Linden zusammen frühstückten und bei einem guten Tropfen Wiedersehen feierten. Ich weiß es

Institut

noch genau, daß es am 12. Januar war; denn aus verschiedenen Anzeichen entnahmen wir, daß irgend eine festliche Begebenheit gefeiert werden müsse, bis wir erfuhren, daß heute der Geburtstag des Herrn Ministerpräsidenten u.s.w. Hermann Goering sei. Natürlich machten wir uns das schnell zunutze, indem wir Bekannten gegenüber, die an unsern Tisch kamen, andeuteten, daß wir des hohen Geburtstagskindes zu Ehren Sekt tranken. "Patscho" erzählte erschütternde Dinge von der Wirksamkeit des Herrn Polizeipräsidenten Heines in Breslau. In anderen Fällen freut man sich oft, wenn einem Schlechtes über den Nachfolger berichtet wird, indem das eigene Licht dann umso heller strahlt; so beim Militär, wenn die Unteroffiziere in vertraulicher Bier-Stimmung von den furchtbaren Zuständen in der Schwadron erzählen und dabei geschickt einflechten; "Wie war das alles anders, als Herr Rittmeister noch die Schwadron führte!" In diesem Falle konnte ich mich nicht einmal dieses leisen Triumphes erfreuen; im Gegenteil: Mir schlug etwas das Gewissen, freiwillig den Posten verlassen zu haben und damit indirekt an den Zuständen, die jetzt herrschten, mit schuld zu sein. Einen sehr viel besseren Bericht konnte ich ja aus Stettin zudem auch nicht geben. Es bestanden lediglich Gradunterschiede. Darauf, daß hier der Polizeipräsident Engel und der S.A.-Gruppenführer Heydebreck und nicht Heines die Sache ließen, kam es ja nicht so sehr an. Für mich persönlich hatte sich die Lage Breslau gegenüber sogar noch erheblich verschlechtert; denn während ich dort wenigstens noch immer vom Gauleiter selbst gestützt wurde, und als "bewährter Nationalsozialist" galt, war dieses beides hier in Stettin durchaus nicht mehr der Fall.

Bei meiner Rückkehr dorthin Mitte Januar 1934 wurde mir die auf Schritt und Tritt in sehr handgreiflicher Form vor Augen geführt. Die Nebenregierung in Gestalt von Gauleitung, S.A. und S.S. mit ihren willigen Trabanten Polizeipräsident und Oberbürgermeister war stabilisiert wie ein rocher de bronze; oder richtiger gesagt: Es war die Hauptregierung, neben welcher die Staatsbehörde an der Sakenterrasse, die den Namen "Regierung" trug, nur noch ein kümmerliches Schattendasein führte und einige offizielle Ehren genoß. Man fand sich allmählich mit einem gewissen Fatalismus mit diesem Zustand ab. Nur wenn ab und zu ein Bekannter in beneidenswerter Ahnungslosigkeit einen fragte, wie die Regierung dieses oder jenes "dulden" könne, schämte man sich doch der Macht und Bedeutungslosigkeit, zu der wir herabgesunken waren.

16. Kapitel.DAS "LAGER BREDOW".

Nunmehr komme ich zu der aufregendsten und spannungsreichsten Zeit meines Lebens, die in gewisser Weise sogar die Kriegsjahre in den Schatten stellte. Es war nicht schön, dieses erste Halbjahr 1934, wenigstens nicht für mich! Auch aus der Rückschau gesehen, können nur wenige Lichtpunkte darin entdeckt werden. Trotzdem ich mir nach wie vor die redlichste Mühe gab, in ein erträgliches Verhältnis zur Partei zu kommen und die Fäden zwischen Regierung und Gauleitung nicht abreißen zu lassen, wollte mir dies nur unvollkommen gelingen. Ich wurde konsequent- ~~weniger~~ mit Nichtachtung, aber- mit Nichtbeachtung gestraft. Es war, als ob sich eine unübersteigbare Mauer zwischen Partei und Regierung befand, und ich war ehrlich genug, mir einzugestehen, daß in den beiderseitigen Anschauungen diese Mauer auch tatsächlich bestand. Trotzdem wurmte es mich über die Maßen, daß die Parteistellen hier mich einfach wie Luft betrachteten und ^{über mich} zur Tagesordnung übergingen! Als mir vollends eines Tages die Äußerung des Gauleiters zu Ohren kam, "Der Regierungswizepräsident spielt sich als "alter Marschierer" auf und ist wie ich erfahren habe, im Grunde ein ganz neuer Parteigenosse," ging mir dies doch über die Hutschnur; denn erstens hatte ich mich garnicht als "alten Marschierer" aufgespielt, sondern der Regierungspräsident hatte lediglich einige Male erwähnt, daß ich ziemlich alter "ationalsozialist sei, und zweitens stimmte dies ja tatsächlich, auch wenn ich formeller Parteigenosse erst seit einem Jahr war. Ich setzte mich daher hin und schrieb an den Gauleiter und Oberpräsidenten Brückner in Breslau einen Brief, worin ich ihm die Machenschaften der hiesigen Parteistellen schilderte und ihn bat, es mir doch zu bescheinigen, daß ich tatsächlich schon seit 1930 Nationalsozialist sei und nur wegen des damaligen Parteiverbotes für preußische Beamte erst im Dezember 1932 in die Partei aufgenommen sei. Postwendend kam denn auch von Brückner eine sehr netter, herzlicher

Brief, in dem er mir mitteilte, daß er sofort die Stettiner Gauleitung über den wahren Sachverhalt aufgeklärt habe. Er sandte mir eine Abschrift dieser Mitteilung zu, und darin befand sich etwa folgender Satz, der einen kleinen Triumph für mich bedeutete: "Danach bekannte sich der Regierungsvizepräsident v. Alt- Stutterheim zum Nationalsozialismus zu einer Zeit, wo es darauf ankam, und als es noch gefährlich war; nicht, wie viele es jetzt tun, weil es für ihr Fortkommen förderlicher ist."

Ich hatte den Eindruck, daß die Gauleitung nach diesem Brief auch eine Zeit lang mir freundlicher entgegenkam; aber die Freude währte nur kurz, und bald war wieder alles wie zuvor. Ich entsinne mich noch eines Gespräches mit dem Gauleiter-Stellvertreter Gravenstein aus dieser Zeit, in welchem er seinem Zorn und seinem Haß freizügig schießen ließ- nicht etwa gegen mich, sondern gegen Adel, Kirche, Gutsbesitzer und "Reaktion" im Allgemeinen, wovon ich das Passende für mich ja entnehmen konnte. U.a. sagte er mit vor Wut tatsächlich schäumendem Munde, die Kommunisten seien ihm tausendmal lieber als diese "Bande, die täglich ausgepeitscht werden müßte."

Viel schlimmer als diese Wutausbrüche der Gauleitung empfand ich die mehr oder minder versteckten Unverschämtheiten und die passive Resistenz nachgeordneter Behördenleiter, die sich als 150 % ige Nationalsozialisten fühlten und daher glaubten, sich der Regierung gegenüber alles herausnehmen zu können, da sie sich ja stets durch die Gauleitung und auch die Berliner Centralstellen gedeckt fühlten. Was konnten ihnen also schon so ein paar überlebte und oppositionell eingestellte Bürokraten-seelen der sogenannten Regierung anhaben! Besonders trat diese Einstellung bei dem Polizeipräsidenten Engel in Erscheinung. Es war noch viel, wenn er die einfachsten Formen der Höflichkeit so gerade noch beachtete. Meist tat er selbst dies nicht mehr, sondern brachte unverhohlen bei jeder ihm seitens des Regierungspräsidenten oder mir erteilten Weisung zum Ausdruck, daß es ganz von seiner Gnade abhängt, ob er ihr nachkommen würde; täte er es nicht, so würde dies bestimmt die Billigung der maßgebenden Stellen, unter welcher er Gauleitung und Geheime Staatspolizei verstand, finden. Davon war ich allerjüngst auch überzeugt! Der Polizeipräsident in Stettin war nämlich zugleich Leiter der Staatspolizei für Pommern. Als solcher unterstand er

Institut

aber dem Regierungspräsidenten nur noch dem Namen nach, in Wahrheit unmittelbar der Gestapo in Berlin, an deren Spitze Herr Diels stand, und die die einzelnen Stapostellen mit unmittelbaren Weisungen versah, von denen die Regierung meist überhaupt nichts erfuhr. Engel konnte also nach Belieben in ganz Pommern Verhaftungen vornehmen, ohne daß ein Mann danach krächte. Erhoben wir einmal dagegen Einspruch, so wurde folgende Methode angewandt: Engel teilte in Berlin mit, es sei ihm gottlob gelungen, mehrere gefährliche Staatsverbrecher festzunehmen. Natürlich nähme die Regierung an diesen Strauchdieben oder diesen "Gesöck" (ein Lieblingsausdruck von Engel), wie gewöhnlich, das wärmste Interesse und verlange ihre Freilassung. Was also geschehen sollte? Selbstverständlich war die Gestapo entrüstet über die Querstreiberereien der "bürokratischen" und "demokratischen" Regierung und verbot die Freilassung der "Staatsfeinde". Engel hatte also nur nötig, mir zu melden, meine Verfügung auf Freilassung des So und So könne leider nicht ausgeführt werden, da die Gestapo es verboten hätte; im Übrigen sei diese sehr erstaunt darüber gewesen, daß ich mich so eifrig für diesen berüchtigten Staatsfeind eingesetzt hätte. Die Gauleitung erfuhr es natürlich binnen einer halben Stunde, daß ich wieder einmal einen erbitterten Feind des "Nationalsozialismus begünstigt hätte.

In diesen Tagen bekam ich eine Einladung von Graf Helldorff auf sein schwiegerväterliches Gut zu einer Jagd bzw. dem Jagddiner. Wenn ich nicht irre, war es Gerzlow im Kreis Soldin, welches jetzt dem Bruder von Gräfin Helldorff, einem Grafen Wedel gehörte, den ich aber noch garnicht kannte. Ich wurde trotzdem von den Geschwistern der Gräfin Helldorff besonders nett und herzlich aufgenommen und verlebte einen in jeder Beziehung sehr hübschen Abend. Nach dem Essen beim Kaffee hatte ich Gelegenheit, mich lange mit Helldorff auszusprechen, und das tat ich rückhaltlos. Vor allem hielt ich zum ersten Mal meine Befürchtungen nicht zurück, daß alle die zu Tage tretenden Mibstände, die in Stettin bedeutend schlimmer seien als in Potsdam, nicht auf irgendwelche Unzulänglichkeiten örtlicher Stellen oder von Einzelpersönlichkeiten zurückzuführen seien, sondern daß das Übel in der Wurzel oder richtiger gesagt in der "Spitze" läge, denn diese schrankenlose Partei- und Willkürherrschaft könne sich nach meinem Dafürhalten nicht überall in einem so antichristli-

chen Geiste austoben, wenn dieser Geist nicht auch an den höchsten Stellen herrsche. Helldorff hörte recht aufmerksam zu und wurde sehr nachdenklich. Wenn er es auch nicht mit dürren Worten aussprach, so stimmte er mir doch wohl im Allgemeinen zu, besonders hinsichtlich der pommerschen Zustände, über die er ziemlich genau orientiert war. Allerdings meinte er, daß diese Zustände auch den höchsten Stellen ein Dorn im Auge seien, vor allem Goering. Seine Abneigung gegen den Gauleiter Karpenstein sei ja kein Geheimnis, was schon daraus hervorgehe, daß dieser nicht zum Oberpräsidenten ernannt wäre; und ich könne sicher sein, daß, solange Goering lebe, diese Ernennung auch nicht erfolgen würde. Ich weiß nicht genau, ob der Ministerpräsident Goering damals auch noch das Innenministerium verwaltete oder ob er es bereits an Frick abgegeben hatte. Ich glaube, daß dies im Jahre 1934 erfolgte. Davon jedoch abgesehen, behielt Goering die maßgebende Entscheidung über die Ernennung der Oberpräsidenten, so daß ich die beruhigende Gewissheit von dieser Unterredung mitnahm, daß wir vor Karpenstein als Oberpräsidenten bestimmt verschont bleiben würden. Im Übrigen sprach sich Helldorff mit einer verblüffenden Offenheit und einer sarkastischen Nüchternheit über die Partei und die Parteigrößen aus, wie er es bisher, als wir noch in Potsdam zusammenwirkten, jedenfalls nie getan hatte. Viel blieb nicht übrig von der Strahlenden Größe, auf die sich nach dem äußeren Anschein das 1000jährige oder "ewige" neue Reich gründen sollte. Nur von Hitler selbst und z.T. auch von Goering sprach er mit einer gewissen Achtung.

Bemerkenswert war hierbei, daß er gewissermaßen die Ansicht aussprach, daß die Bewegung den führenden Männern über den Kopf gewachsen sei, und daß diese die für den Kampf von ihnen selbst erzeugte Dynamik des Überschwangs und der Überspitzung nicht mehr aufzuhalten vermöchten. Also mit anderen Worten "Die Geister, die ich rief...!" Ich war nicht dieser Ansicht und warf ein, daß nach meinem Dafürhalten ein Wort des Führers genügen würde, um in der Juden-, Kirchen-, der Rassen- u. der Parteifrage dem sich immer weiter ausbreitenden Wahnsinn Einhalt zu gebieten. Helldorff meinte: "In der breiten Masse vielleicht; aber wie würde die Wirkung eines solchen Wortes auf seine Umgebung, auf die er sich stützen muß? Sie sehen eben nicht hinter die Kulissen."

Ich sprach selbstverständlich über diese vertrauliche

Institut

Unterredung nicht; aber dem Regierungspräsidenten Göppert und Borok machte ich Mitteilung, daß wir wohl mit einer Ernennung von Karpenstein zum Oberpräsidenten nicht zu rechnen hätten. Aus anderen guten Quellen hatten Göppert und Borok dies auch schon kombiniert, aber ganz sicher erschien es immer noch nicht. Die "Oberpräsidentenlose Zeit" konnte ja für Pommern schließlich nicht ~~für immer~~ ad infinitum weitergehen, und es gab viele Stimmen, die sehr wenig von der Partei im Allgemeinen und dem Gauleiter im Besonderen hielten, die aber seine Ernennung zum Oberpräsidenten als das kleinere Übel ansahen, da nach ihrer Meinung dann wenigstens der Dualismus zwischen Partei und Regierung beseitigt werden würde. Wir waren anderer Auffassung.

Mit Polizeipräsident z.D. Borok sprach ich alle Probleme, die uns hier im Großen wie im Kleinen bewegten, rückhaltlos durch. In unsern Anschauungen herrschte stets eine seltene Einigkeit. Bald machte ich ihn natürlich auch Familienbesuch und wurde zum Abend eingeladen. Wie viele weitere gemütliche Stunden im Hause Borok sind dieser ersten Einladung gefolgt! Seine Familie bestand aus seiner Frau, einer Holsteinerin, zwei Töchtern von etwa 16 und 8 Jahren und einem Neffen, den er als Pflege-sohn angenommen hatte. Frau Borok hatte etwas ausgesprochen Hausmütterliches an sich; sie kam mir mit großer Wärme und Herzlichkeit entgegen, so daß ich mich gleich vom ersten Augenblick an heimisch und gemütlich in ihrer Häuslichkeit fühlte. In ihrem ruhigen, oft fast phlegmatischen wirkendem, heiteren Wesen und ihrem noch jugendlichen Aussehen lag ein ausgesprochener Charme, der durch den Holsteinschen Dialekt, den sie nicht verleugnete, noch erhöht wurde. Auch mit den vergnügten, hübschen und netten Töchtern Barbara und Melanie biederte ich mich sehr schnell an, und zumal letztere wurde meine erklärte "Spezialfreundin".

Borok war ein begeisterter alter Stettiner, und seine genauen Kenntnisse von Land und Leuten leistete mir gute Dienste. Er steckte voll der schönsten Geschichten aus dem alten Stettin, aus seiner Offizierslaufbahn, seiner langjährigen Abgeordneten-tätigkeit und aus aller Welt. Wenn man über irgend eine Persön-lichkeit, noch dazu, wenn sie aus Pommern stammte, etwas erfahren wollte, und keiner einen Auskunft zu geben vermochte, so konnte man sicher sein, sie von Borok zu erhalten. In allen Kreisen erfreute er sich einer großen Beliebtheit, und die Empörung war noch groß in Stettin, daß man ihn als Polizeipräsidenten abge-

Institut

setzt und ihm eine Persönlichkeit wie Herrn Engel als Nachfolger gegeben hatte. Sehr beachtlich war auch seine Menschenkenntnis. Er gab sich hinsichtlich der lieben Mitmenschen keinen Illusionen hin; aber er nahm sie, wie sie waren, und war weit entfernt, Menschenverächter zu sein, sondern entdeckte in ihnen meist immer mehr gute, als schlechte Eigenschaften. Seine kurzen und treffenden Bemerkungen brachten mich öfters bei feierlichen Gelegenheiten aus der Fassung, so daß ich nur mit Mühe wieder würdigen Ernst in mein Gesicht bringen konnte. Eine ausgesprochen christliche Grundeinstellung gab seiner Häuslichkeit das Gepräge, und daher fanden wir uns auch in unserer gemeinsamen Abneigung gegen die "deutschen Christen" und die "Gottgläubigen." Unter dem letzten Namen verbergen sich neuerdings sämtliche antichristlich Eingestellten und in erster Reihe die Atheisten. Da Atheismus oder "Gottlosigkeit" zu sehr an Bolschewismus erinnerten, und daher nicht gern gesehen waren, wurde "Gottgläubigkeit" zum Sammelbegriff für alle antichristlichen, antikirchlichen und atheistischen Mächte und fast schon zum Zeichen guter nationalsozialistischer Weltanschauung. Wie es noch vor einem Jahr zum guten Ton gehört hatte, in die Kirche einzutreten, so war jetzt das Gegenteil der Fall geworden, und mehr und mehr konnte ich in den Personalbogen der Beamten unter der Rubrik "Religion" zu meinem Schmerz das Wörtchen "gottgläubig" lesen. Bei den Lehrern und Polizeibeamten wurde es häufigsten der Fall.

Auch beim Regierungspräsidenten in dessen hübscher, an den großen Sitzungssaal grenzender Dienstwohnung war ich sehr oft eingeladen, nicht nur zu feierlichen Abendessen, sondern auch im engsten Familienkreise. Borkes waren auch oft dort, und das "Triumvirat Göppert, Bork, Stutterheim" wurde durch den engen Familienverkehr noch fester geschmiedet, was der Partei selbstverständlich nicht verborgen blieb. Im Übrigen hatte ich in Stettin zu Anfang nicht so sehr viele Bekannte, jedenfalls nicht entfernt so wie in Breslau und Potsdam. Für das Land galt das Gleiche. Obgleich im Allgemeinen von den ostpreußischen zu den pommerischen Landfamilien die Beziehungen enger waren als zu den schlesischen, war bei mir das Gegenteil der Fall. Zudem bestanden diese ostpreußischen Beziehungen hauptsächlich auch zu den Ostpommern. Dies gehörte aber nicht mehr zum Regierungsbezirk Stettin und war ausserdem von dieser Stadt weiter entfernt als Ostpreußen. Jedenfalls war ich in meiner ersten Stettiner

Institut

Zeit verhältnismäßig selten bei Bekannten auf dem Lande.

Was die nachgeordneten Dienststellen in der Provinz betrifft, so hatte man natürlich am meisten mit den Landratsämtern zu tun und wurde somit auch mit den Landräten am schnellsten bekannt; in zweiter Linie galt dies von den kreisfreien Städten des Bezirks und ihren Oberbürgermeistern (kreisfrei hießen die größeren Städte, deshalb, weil ihre Verwaltung nicht der Aufsicht des Landrats, also des Kreises, sondern der der Regierung unmittelbar unterlagen). Im Bezirk Stettin gab es 4 kreisfreie Städte, nämlich Stettin, Stargard, die Universitätsstadt Greifswald und das schöne, am Meer gelegene Stralsund. Die Landräte gehörten noch fast durchweg zur "alten Schule" und waren nur zum kleinen Teil durch "künftige Parteigenossen" ersetzt. Als politische Aufpasser und "Korsettstangen" hatten sie ja die Kreisleiter ^{nahm sich} sitzen. In einer Hand vereinigt waren beide Ämter lediglich in Swinemünde durch den Kreisleiter und Landrat Lange, weswegen wir denn auch mit diesem Kreis mehr Ärger, Aufregung und Arbeit hatten wie mit den andern Kreisen zusammengenommen. Während wir bei den Landratsämtern immer noch als vorgesetzte Behörde respektiert wurden, betrachtete der von Sach- und Fachkenntnissen nicht belastete sogenannte Landrat in Swinemünde in Wirklichkeit natürlich nur den Gauleiter als seinen Vorgesetzten, während er der Regierung lediglich ein Schein-Aufsichtsrecht bon gré, mal gré einräumte.

In der "Ulanenstadt" Demmin war ein Corpsbruder von mir, Freiherr von und zu Gilse, Landrat. Er hatte ähnlich wie der ostpreussische Landrat von Poser in Ortelsburg sämtliche Regierungssysteme überdauert und fand sich nunmehr auch mit dem "dritten Reich" ab. Er war Junggeselle und hatte eine wunderhübsch eingerichtete Wohnung im Kreishaus, wo ich oft von ihm gastlich aufgenommen wurde. In Demmin traf ich auch mit meinem Regimentskameraden Gerhard Klitzing, der m.W. dort eine reiterliche Tätigkeit hatte, wieder zusammen; und wie in Schlesien, sahen wir uns hinfert auch in Pommern öfters und besuchten uns gegenseitig.

Dem Landkreis Stettin, der den Namen "Kreis Randow" trug, verwaltete Landrat Schöne, ein Freund des Regierungspräsidenten Göppert. Sein Bruder, Professor Schöne, ein namhafter Chirurg, war hier Chefarzt des Städtischen Krankenhauses. Da er der Partei nicht passte, sollte er von hier fort. Man hielt es bis da-

Institut für...

hin nicht für möglich, daß Parteifragen, auch in der ärztlichen Kunst eine Rolle spielen sollten. Hier wurde man eines Besseren belehrt. Mit einem Eifer, der einer besseren Sache würdig gewesen wäre, betrieben die Parteistellen, - allen voran natürlich Gauleiter und Oberbürgermeister- die Entfernung des ausgezeichneten Arztes, um den die Stadt Stettin beneidet wurde, und setzten sie auch durch, nachdem alle Bemühungen des Regierungspräsidenten, Professor Schöne zu halten, vergeblich geblieben waren. Dieser nahm darauf einen Lauf nach Berlin/Charlottenburg an.

Landrat des Kreises Greifenberg war Herr von Holstein, ein Neffe oder Großneffe der "graunen Eminenz", dieser unheimlichen und merkwürdigsten Persönlichkeit der neueren deutschen Geschichte. Landrat von Holstein, der Saxoborusse war, hatte in seiner Jugend jenen berühmten alten Onkel noch in Berlin besucht, bewahrte aber keine sehr freundliche und sonnige Erinnerung an diesen Mann, der Jahrzehnte lang im Verborgenen die deutsche Außenpolitik geleitet hatte. Im Gegensatz zu diesem war der Neffe ein frischer, offener Mensch, dessen jugendliches Aussehen durch sein schneeweißes Haar noch stärker hervorgehoben wurde.

Nicht zu verwechseln mit Greifenberg, nordostwärts von Stettin, ist Greifenhagen im Süden der Provinzialhauptstadt. Landrat war dort Dr. Mehliß. Ausserdem wohnte in Greifenhagen ein Baron Buddenbrock, ein Neffe meiner Potsdamer Gönnerin. Diese war einige Zeit bei ihrem Neffen, der Witwer war und irgend eine industrielle oder kommerzielle Tätigkeit hatte, zu Besuch und schrieb mir, ich müßte unbedingt nach Greifenhagen, das ziemlich nahe an Stettin lag, herauskommen. Dieser Einladung folgte ich auch und verlebte einen sehr netten, vergnügten Sonntag dort. Buddenbrock, der m.W. Pasewalker Kürassier und mit einer Heyden verheiratet gewesen war, machte einen sehr netten Eindruck und empfing mich liebenswürdig und gastfrei. Seine Tante war ganz auf der Höhe und besonders gut disponiert. Mit einer tiefen christlichen Frömmigkeit verband sie einen fast etwas unchristlichen Haß gegen Nationalsozialismus und "deutsche Christen" sowie einen köstlichen Humor. Sie steckte daher auch voll der niedlichsten Geschichten, und an diesem Sonntag kam ich wirklich aus dem Lachen nicht heraus. Unter anderem erzählte sie, wie vor nicht langer Zeit ein entfernter Bekannter sie aufgefordert hätte, mit ihm zusammen das Grab seiner verstorbenen Frau zu besuchen, was sie auch getan hätte. Mit tränenden Augen sprach der

Institut

Mann am Grabe von seinem vergangenen Glück und- machte dann der guten alten Fräulein Buddenbrock einen Heiratsantrag. Sie beschloß diese Erzählung mit den sinnenden Worten: "Ja, ja, ich bin eben eine zweite Ninon ~~von~~ de Lenclos."

In der alten, am Meer gelegenen Bischofstadt Cammin residierte als Landrat Dr. Schuster, ein Älterer, äußerst tüchtiger und kenntnisreicher Verwaltungsbeamter, der besonders auf dem Gebiet des Kommunalrechts als Koryphäe galt. Auch jetzt war Cammin wieder zur Bischofstadt erhoben worden, indem nämlich der von den deutschen Christen eingesetzte Bischof von Pommern, Thom den Titel "Bischof von Cammin" führte, während er seinen Amtssitz in Stettin hatte. Ich hatte von ihm kürzlich einen Artikel gelesen, in welchem sich der Satz befand: "Die evangelische Kirche steht und fällt mit dem Nationalsozialismus." Als ich in mehreren Rundfahrten sämtlichen Behördenchefs Stettins meine offizielle Antrittsvisite machte, war ich natürlich auch bei Bischof Thom. Bei dieser Gelegenheit konnte ich es nicht unterlassen, ihn zu fragen, was er sich bei diesem Satz gedacht hätte. Nach meiner bisherigen Ansicht sei die Kirche doch 2000 Jahre alt, und der Teil von ihr, den wir "evangelische Kirche" nennen, auch immerhin schon 400 Jahre. Man könne dann doch nicht gut behaupten, die Kirche stehe und falle mit einem Gebilde, das erst ein Jahr alt sei. Bischof Thom, der im Übrigen keinen unsympathischen Eindruck machte, gab mir eine lange Erklärung, wie er den Satz gemeint habe, wovon mir aber nichts mehr im Gedächtnis geblieben ist. Verstanden habe ich seine Erklärung jedenfalls nicht.

Landrat von Pyritz (nicht zu verwechseln mit der Kreisstadt Kyritz, die in meinem bisherigen Bezirk Potsdam lag) war Herr Delbrück. Ob und wie er mit den zahlreichen, bekannten Staatsmännern gleichen Namens verwandt war, weiß ich nicht. Auch er war ein tüchtiger, eifriger und geschickter Verwaltungsbeamter von freundlichem Wesen und mit immer lächelndem Gesicht, welches oft- im guten Sinne- an das eines Fuchses erinnerte, zumal bevor er eine kleine sarkastische Bemerkung machte. Sein rotblondes Haar trug zu dieser Ähnlichkeit vielleicht auch bei.

Als letzten der Landräte nenne ich den Grafen Gottfried Bismarck, Enkel des Altreichskanzlers und Sohn des Fürsten Herbert Bismarck. Ihm gehörte das aus der Familie seiner Großmutter, der Fürstin Johanna Bismarck geb. v. Puttkamer stammende Gut Reinfeld in Ostpommern. Er hatte sich schon früh der Partei

angeschlossen, war Kreisleiter und dann Landret der Insel Rügen mit dem Dienstsitz in Bergen geworden. Ob er damals ~~nicht~~ auch noch zugleich Kreisleiter in Bergen war, weiß ich nicht mehr. Trotz seines Werdeganges galt Bismarck bei uns doch nicht als ausgespochener "Partei-Landrat", was mit anderen Worten bedeutete, "ungelernt" und von keiner Sachkenntnis getrübt. Vor diesem Ruf bewahrte ihn schon seine Abstammung von einer Familie bedeutender Staatsmänner. Außerdem war er sehr klug und hatte m.W. auch das juristische Referendar-Examen gemacht. Trotzdem hatte ich ein leises Mißtrauen gegen ihn und vermöchte es nicht zu begreifen, wie man sich als Enkelsohn des alten Fürsten Bismarck mit Haut und Haar der Partei verschreiben konnte.

Von den Oberbürgermeistern stand ich mich am besten mit dem Stralsunder. Er war ein sehr kluger, würdiger und distingierter älterer Herr namens Heydemann, der mir einen gewissen Respekt einflößte, und der sehr gut zum Oberhaupt dieser wundervollen, alten Seestadt, die ich besonders liebte, passte. Vor allem schwärmte ich immer für die herrliche Silhouette, die die Stadt mit ihren alten Kirchen und sonstigen schönen Baulichkeiten darbot, wenn man mit dem Schiff über die schmale Meerenge, die vom Festland-Rügen vom Festland trennt, auf Stralsund zu herüberfuhr. Ich hatte dauernd die Befürchtung, daß dieses einzigartige Städtebild durch die Errichtung neuer Speicher am Hafenviertel verschandelt werden könnte. Nun mußte die Regierung die Zustimmung für die Errichtung solcher Baulichkeiten erteilen. Bei Stralsund hatte ich mir diese Genehmigung selbst vorbehalten, und jedem Antrag der Stadt auf den Bau eines neuen Speichers folgte daher zunächst in meinem Dienstzimmer ein langes Palaver, zu dem ich die zuständigen Regierungs- und Bauräte hinzuzog, und wo ich mit allen Kräften versuchte, wenn irgend anging, den Bau zu verhindern. Einige Male glückte es mir jedoch nicht. In einem Fall war die Errichtung eines neuen Speichers eine so zwingende wirtschaftliche Notwendigkeit, daß ich mich diesen, vom Oberbürgermeister selbst vorgetragenen Gründen kaum zu verschließen vermochte. Trotzdem lieferte ich noch im Interesse der weltberühmten "Stralsunder Silhouette" ein hartnäckiges Rückzugsgefecht in der Hoffnung, den Bau aufschieben und dann doch noch verhindern zu können. Da sprang schließlich der mir sonst ^{schon} wohlgesinnte Oberbürgermeister auf und sagte: "Herr Regierungsvizepräsident, Sie wollen aus Stralsund ein Museum machen. Meinetwegen! Aber

dann sorgen Sie dafür, daß alle Lebewesen aus der Stadt entfernt werden, und machen Sie mich dann zum Museumsdirektor. So lange ich aber noch Oberbürgermeister bin, muß ich dafür sorgen, daß die Menschen in der Stadt auch leben können und dazu ist der Speicher erforderlich." Ich mußte laut lachen und trat in eine neue Besprechung ein. Diese führte dann zu dem Ergebnis, daß zwar nicht das verliegende Projekt, aber ein anderes, geschmackvolleres zur Ausführung kommen sollte; und der Zorn des Herrn Oberbürgermeisters war verraucht. Der unidöse Speicher fügte sich nachher übrigens sehr gut in das Stadtbild ein, wenn er auch die unvergleichlichen alten Kirchen ein wenig erdrückte. Ich weiß nicht mehr, ob es jetzt oder etwas später war, daß ich wieder einmal auf einer Dienstreise die Überfahrt von Rügen nach Stralsund machte und entzückt von der Stadtsilhouette war, als sich ein ganz merkwürdiges Naturschauspiel unsern Blicken bot. Vom Himmel aus gingen zwei breite, strahlende Streifen bis zur See und zum Lande herunter und rahnten das wundervolle Stadtbild gewissermaßen ein. Alle Anwesenden, einschließlich des Kapitäns, behaupteten, Ähnliches noch nie gesehen zu haben, und aufgeregt wurde die Frage erörtert, um was es sich bei diesem eigenartigen Naturwunder handeln könne. Unzählige Hypothesen wurden aufgestellt: Fata morgana, Meeresspiegelung, Luftspiegelung, Brechung von Sonnenstrahlen u.s.w. Ich beendete die Debatte, indem ich sagte: "Die Sache ist doch ganz klar; das sind natürlich die Ketten, mit denen Stralsund an den Himmel geschmiedet ist." Ich muß selbst sagen, es war ein ganz guter und witziger Einfall, und alles lachte laut, am meisten ein paar junge Regierungsassessoren und-Referendare, die mit mir auf dem Schiff waren. Auf der Fahrt im Auto von Stralsund aus begleitete mich der kleine Regierungsassessor v. Natzmer. Plötzlich sagte dieser: "Herr Vizopräsident machten erst auf dem Schiff eine Bemerkung über Ketten, an die Stralsund geschmiedet sei; ist das ein Witz? Wir haben es alle nicht verstanden." "Erstens"- sagte ich-; "seid Ihr jungen Assessoren und Referendare eine ganz unwissende Gesellschaft, die noch mal auf die Schulbank müßte, und zum zweiten scheint ihr auch noch unaufrichtig zu sein, denn ihr habt doch erst alle *aus* vollem Halse gelacht?" Nachträglich amüsierte ich mich nun selbst am meisten über die *sch*salve bei einem unverstandenen Witz des Herrn Vorgesetzten. Genau wie beim Militär! Den kleinen Natzmer mochte ich recht gern. Ich weiß nicht mehr, welches Dezer-nat er hatte; aber er teilte das Los sämtlicher junger Asses-

soren auf den Regierungen, etwas den Galopin und "Mädchen für alles" spielen zu müssen. Er war ebenso klein wie sein Vater, der als Admiral a.D. auch hier in Stettin lebte. Wie kleine Leute oft, konnte er ungeheuer cholerisch sein; und wenn er sich ärgerte, lief er rot an wie ein gekochter Krebs.

Im umgekehrten Verhältnis, wie die Regierungsbehörden immer mehr an Macht zu Gunsten der Partei einbüßten, wurde umso betonter bei allen Dienststellen das Kollegialsystem vom bürokratischen Prinzip abgelöst. Statt des letzteren Ausdrucks, der einen unangenehmen Doppelsinn haben könnte, sagte man heutzutage "Führerprinzip". Ich habe über den Unterschied beider Systeme bereits im 6. Kapitel gesprochen. Man kann ihn kurz dahin zusammenfassen, daß nach dem Kollegialsystem ein Gremium, nach dem bürokratischen System ein Einzelner, nämlich der Chef der Behörde, die Entscheidung trifft und damit die Verantwortung übernimmt. Wie ich am Beispiel der Regierungen gezeigt habe, neigte in Preußen die Tendenz der Verwaltungspraxis schon vor dem "nationalsozialistischen Umbruch" zum bürokratischen System. Nicht mehr "die Regierung" entschied z.B., sondern "der Regierungspräsident". Jetzt wurde dieses Prinzip immer weiter ausgebaut und auf sämtliche Behörden ^{nicht die Kommunalbehörden} ~~wie~~ Provinz, Kreis und Gemeinde, übertragen. In den Gemeinden entschied also nicht mehr der "Magistrat", sondern der Bürgermeister bzw. Oberbürgermeister, in den Kreisen nicht der "Kreisrat", sondern der Landrat, und bei den Regierungen fiel nunmehr auch in der IIten und IIIten Abteilung, wo es bisher noch bestanden hatte, das Kollegialsystem fort, und an seine Stelle trat auch hier "der Regierungspräsident". Ich begrüßte diese Entwicklung; denn es war nicht zu leugnen, daß hierdurch das Verantwortungsbewußtsein des Behördenchefs erheblich geschärft und gestärkt wurde, und daß er sich nun nicht mehr hinter ein unangreifbares Gremium verstecken konnte. Dieses an sich gesunde Prinzip innerhalb der Behörden hatte kaum etwas zu tun mit den autokratischen und diktatorischen Tendenzen des Nationalsozialismus, die zur Tyrannei geordnet waren. Nicht darin lagen die Gefahren, daß innerhalb der Verwaltungsbehörden statt eines Kollegiums ein Einzelner entschied, sondern darin, daß die Kontrollorgane in Gestalt von frei gewählten und mit freiem Wort ausgestatteten Körperschaften fehlten, seien es Stadtverordnetenversammlung, Kreistag, Landtag oder Reichstag. Letzterer bestand zwar noch, aber als blutige Karikatur einer

Institut

Volksvertretung. Freiheit! "Welch schönes Wort und welch hohes Gut, und wie gering hatte man sie geachtet, als man sie noch hatte! Wie oft mußte ich in diesen Tagen an Chamisso's Geschichte von Peter Schlemihl denken, der seinen Schatten an den Satan verkaufte, weil er ihn für nichts achtete, und es nachher spüren mußte, daß er ohne Schatten kein menschenwürdiges Dasein führen konnte. Die meisten Deutschen, ich mit eingeschlossen, kamen mir als arme hereingefallene Peter Schlemihls vor! Wie oft philosophierte ich über alle diese Probleme, am meisten und offensten mit Borck. Insonderheit beschäftigte mich eine spezielle Frage; nämlich ob dieser schrankenlose Machthunger und diese brutale Unterdrückung jeder anderen Meinung im Nationalsozialismus begründet seien oder in der Natur der Menschen lägen. Zum Beispiel legte ich Borck, der doch jahrelang deutschnationaler Abgeordneter gewesen war, einmal die konkrete Frage vor, wie sich die Deutschnationalen verhalten würden, wenn ihnen plötzlich durch ein Wunder die ganze Macht im Staate zufallen würde. Er wurde etwas nachdenklich, meinte aber dann doch entschieden, daß sie keinesfalls die Freiheit unterdrücken und eine schrankenlose Tyrannei aufrichten würden. Selbst aber dann, sagte er weiter, wenn ein autokratisches Regiment aufgerichtet würde, sei damit noch lange nicht gesagt, daß es, so lange es sich an Gott gebunden fühle, Willkürakte, Ungerechtigkeiten und Grausamkeiten sanktioniere. Das war das, worauf es ankam; und dies entsprach fast völlig meinen eigenen Gedankengängen und den Erkenntnissen, die mir in jenen Tagen wurden. Ich drückte sie nur etwas anders aus. Ich sagte nicht "an Gott gebunden". Gott ist eine weiter, nebelhafter Begriff, den sich jeder anders auslegt. In Indien gibt es eine Gottheit, der lebende Kinder geopfert werden müssen, und die Menschen folgen gutgläubig diesem Befehl. Wer sagte es mir, ob nicht Hitler und "Übbelä" und der neue Prophet Rosenberg sich durchaus an Gott gebunden fühlten, nämlich an ihren Gott, den der Rasse, des Blutes und des Vernichtungswillens, der die Arier zu Herren und die anderen zu Sklaven geschaffen hatte. Ich sagte daher statt "an Gott gebunden" lieber "an Christus gebunden", in dem sich ja die ganze Fülle der Gottheit offenbart hat. Daher wurde mir auch, wie nie zuvor, klar, daß das autokratische Regiment an sich erst ein Übel zweiter Ordnung war. Daß sich dieses Regiment aber nicht mehr an den in Christus erschienenen Gott gebunden fühlte, das war der Übel größtes;

und was wir jetzt täglich und stündlich in Stettin erlebten, das entsprang diesem Übel.

Hohe Übergriffe der S.A., offene Willkür- und Gewaltakte erlebte man hier weniger, aber dafür Schlimmeres: Illegale Handlungen der Behörden selbst, die zum Hüter von Recht und Ordnung bestellt waren, vor allem des Polizeipräsidiums; aber was das Allerschlimmste war; Diese Handlungen geschahen unter dem Deckmantel der Gesetzmäßigkeit und andererseits so verborgen, so unauffällig, daß sie nach außen hin kaum in Erscheinung traten und völlig unangreifbar zu sein schienen. Verhaftungen gingen am laufenden Band vor sich, natürlich ohne jede Mitwirkung der Gerichte, und ohne den Verhafteten Gelegenheit zu geben, richterliche Entscheidung zu beantragen. Dabei fand außer einige unverbesserlichen "Bürokraten" und "Meckerern" kaum ein Mensch mehr etwas. Es handelte sich ja lediglich um "polizeiliche Schutzhaft", die völlig "legal" war und zudem "Volks- und Staatsfeinde" betraf, für die einzutreten selbst schon ein fluchwürdiges Verbrechen war und hoffentlich keinem anständigen Menschen einfallen würde. Uns auf der Regierung, Göppert an der Spitze, fiel es aber doch ein; und wir gingen, so weit es überhaupt möglich war, jeder Verhaftung nach. Meist wurde diese Nachprüfung seitens des Polizeipräsidenten und seiner Schergen sehr schnell damit beendet, daß kurzerhand erklärt wurde, er hätte diese Verhaftung nicht in seiner Eigenschaft als Polizeipräsident, sondern als Leiter der Staatspolizeistelle- kurz Stapoleiter- vorgenommen und zwar auf unmittelbaren Befehl des Geheimen Staatspolizeiamtes Berlin. Daß dieser Befehl selbstverständlich bestellte Arbeit und durch ein Ferngespräch erst in Berlin eingeholt war, stand auf einem anderen Brett. Auf fernmündliche Anfragen in Berlin wurde uns von der Gestapo auch stets bestätigt, daß der pflichtbewusste und eifrige Polizeipräsident Engel natürlich im Recht wäre und nur auf Weisungen des Geheimen Staatspolizeiamtes handle. Die gleiche Auskunft wurde uns bei mündlichen Rücksprachen. Berlin war ja mit dem D-Zug in knapp 2 Stunden zu erreichen, und so sprach sich ich öfters, teils auf Weisung des Regierungspräsidenten, teils aus eigener Initiative dort vor, um gegen die Verhaftungen zu remonstrieren und die Zustände zu schildern, die auf dem Polizeipräsidium herrschten, einige Male sogar bei dem allmächtigen Leiter der Gestapo, Herrn Diels selbst, aber stets mit negativem Erfolg. Dabei wurde einem zu verstehen gegeben, welch ein Erstaunen es

Institut

ED 129-2-95

in Berlin errege, daß die Regierung in Stettin sich stets für üble Persönlichkeiten wie Hoch- und Landesverräter, Kommunisten und Reaktionäre sowie asoziale Elemente einsetze und damit dem so besonders pflichtbewußten und tüchtigen Polizeipräsidenten Engel und seinen Helfern dauernd in den Arm fiele. Der beste Beweis dafür wäre der, daß die Gestapo ein „völlig objektives Urteil“ über das Stettiner Polizeipräsidium und seine Tätigkeit bei der Gauleitung eingeholt hätte, und dieses geradezu glänzend gewesen wäre. Insonderheit hätte der Gauleiter persönlich die große Tüchtigkeit, Treue und nationalsozialistische Zuverlässigkeit des Polizeipräsidenten Engel dabei hervorgehoben.

Bei dieser Rückendeckung, die das Polizeipräsidium bei den höchsten Stellen fand, läßt es sich also leicht denken, wie Verfügungen und Anweisungen der Regierung im Allgemeinen dort aufgenommen wurden. Es war schon immer beachtens- und anerkennenswert, wenn zuweilen einer Dienstverfügung überhaupt nachgekommen wurde, ohne daß der Polizeipräsident nicht von vornherein erklärte, sie sei undurchführbar oder widerspreche höheren Anweisungen. Beim Oberbürgermeister war dieses nicht in ganz so hohem Maße der Fall! Bis zur Perfektion war bei den Stettiner Stellen - insonderheit bei Engel - eine Methode ausgebildet, die ich bereits gestreift habe, und von der ich mir damals einbildete, sie sei eine nationalsozialistische Erfindung, bis ich dahingekommen bin, daß es eine besonders raffinierte Methode sämtlicher Demagogen ist: Nämlich einen Tadel, einen Angriff oder eine heikle Frage auf ein ganz anderes Gebiet zu lenken, sich dort hinter gekrümmte Unschuld zu verschanzen und aus dieser Deckung heraus blitzschnell selbst zum Angriff überzugehen. Es ist merkwürdig, wie viele, auch kluge, Menschen auf diese plumpe und üble demagogische Methode, die im Nationalsozialismus ihre glänzendsten Triumphe feierte, immer wieder hereinfallen. An einigen Beispielen aus dieser „Großkampfzeit“ möchte ich dieses zeigen. Ich beanstandete Engel gegenüber, daß dauernd Verhaftungen nicht von Polizeibeamten, sondern von S.S.-Männern ohne jede staatliche Funktion vorgenommen würden. Ohne auf den Grund der Beanstandung einzugehen, rief Engel mit Emphase und voll edler, sittlicher Empörung aus: „Ja, ich weiß, es handelt sich um die Verhaftung eines Zuhälters und vielfachen Einbrechers, der zum Glück endlich gefasst ist. Und daraus wollen Sie mir einen Vorwurf machen, Herr Vizpräsident? Die Regierung maßregelt mich also, weil end

Institut für
 Sozialforschung
 Berlin

lich die Menschheit von so einem Scheusal befreit ist! Nein, das ist wirklich zu stark! Ich tue meine Pflicht bis zum Äußersten und gönne mir keinen Augenblick Ruhe, und als Dank bekomme ich dann den Tadel, daß ein Einbrecher festgenommen ist. Mordversuch liegt bei ihm übrigens auch vor! Wie vielen Menschen ist durch seine Festnahme das ~~Le~~ Leben gerettet! Verzeihen Sie, Herr Vizepräsident, wenn ich da offen erkläre, daß ich darin ganz anderer Ansicht wie Sie bin. Mit liegt das Leben des geringsten Einwohners dieser Stadt mehr am Herzen, als die Freiheit eines Zuhälters, Einbrechers und Mörders. Aber ich bin gern bereit, mich der Entscheidung der nächsthöheren Dienststelle zu unterwerfen. Mag sie entscheiden, ob ich, wie die Regierung es wünscht, die Einbrecher und Zuhälter zu schützen oder ob ich sie unschädlich zu machen habe." Ehe ich bei dem Wortschwall überhaupt zu Wort kommen konnte, hatte sich bei den Zuhörern - auf die die Rede ja gemünzt war, natürlich längst der Eindruck festgesetzt, daß die Regierung in unverantwortlicher Bürokratie und Humanitätsduserei den edlen nationalsozialistischen und volksfreundlichen Polizeipräsidenten daran hindere, die menschliche Gesellschaft vor Einbrechern, Zuhältern und Mördern zu schützen. Daß es sich bei der ganzen Frage um etwas völlig anderes gehandelt hatte, nämlich ob Verhaftungen nur von Polizeiorganen oder auch von beliebigen Privatfreunden Engels vorgenommen werden dürften, war dagegen über der langen Predigt längst vergessen, desgleichen, daß sich unter hundert unzulässigen Verhaftungen - wenn überhaupt - höchstens eine eines Einbrechers und Zuhälters befand.

Oder ich beanstandete einzelne Willkürakte gegen Stettiner Juden: Mit bewundernswerter Geschicklichkeit und im Handumdrehen war das Gespräch auf bolschewistische Greuelstun gegen Deutsche im Baltikum während der russischen Revolution gedreht, und mit rührendem Augenaufschlag beklagte Engel so viel Herzenshärte der Regierung, die diesem Unglück deutscher Volksgenossen völlig gefühllos gegenüberstehe, aber ein warmes Herz für einen Stettiner Juden, zeige, der nachweislich gestohlen hätte. Wie wirkungsvoll diese raffinierte Demagogiemethode ist, erkannte ich daran, daß ein sonst ganz vernünftiger Mann, der Ohrenzeuge dieser Unterredung gewesen war, mir nachher sagte, er sei zwar grundsätzlich ganz meiner Ansicht, aber daß ich die bolschewistischen Greuelstun in Rußland verteidige, könne er doch nicht ganz verstehen, und ebensowenig, daß ich die Polizei tadele, weil sie

Institut

einen jüdischen Dieb festgenommen hätte! Selten wurde mir die furchtbare Macht einer verantwortungslosen Demagogie so klar wie in diesem Augenblick. So vernebelt waren die Sinne eines durchaus gutgläubigen Mannes durch eine einzige Rede worden, daß er nach 10 Minuten es garnicht mehr wußte, und merkte, daß 1.) vorher von der bolschewistischen Revolution überhaupt nicht die Rede gewesen war, ich also erst recht nicht ihre Greuelthaten hatte verteidigen können, 2.) die bolschewistische Revolution vor 17 Jahren ja sicherlich nicht von den heutigen Stettiner Juden veranlaßt worden war, 3.) daß ich die massenhaften Willkürakte gegen die Juden beanstandet hätte, nicht aber die Festnahme irgend eines jüdischen Diebes, von der ich überhaupt nichts ahnte, 4.) und hauptsächlich aber, daß sich die Beanstandung auf Willkürakte bezog, diese aber stets und ausnahmslos unzulässig sind, ohne Rücksicht darauf, ob sie sich gegen einen Unschuldengel oder einen Raubmörder richten.

Wenn diese beliebte demagogische Darstellungsweise aber schon bei Gutgläubigen eine derartige Sinnenvernebelung hervorrufen konnte, so vermochte ich mir sehr wohl vorzustellen, wie sie auf die Gestapo in Berlin und die Gauleitung in Stettin wirkten. Für jede Differenz und jeden Disput mit dem Polizeipräsidenten Engel bekam ich dann auch meist sofort die Quittung von dem Gauleiter in Gestalt ungnädiger Bemerkungen oder einer besonderen Nichtachtung, die mir die Mitglieder der Gauleitung bis zum unbegreiflichsten Schreiber herunter in mehr als unzweideutiger Weise zu zeigen beliebten. Der Gauleiter Karpenstein hatte in diesen Tagen einem Bekannten von mir gegenüber-ich glaube, es war Borck- ein langes Loblied auf Engel gesungen und daran die nicht mißzuverstehende Drohung geknüpft: "Wer Engel angreift, greift mich an." Wenn ich nicht sehr irre, hatte er diese Warnung mir noch ausdrücklich bestellen lassen.

Die massenhaften Verhaftungen von Persönlichkeiten, die "nicht auf Vordermann gingen", wie man damals zu sagen pflegte, waren schon niederziehend und schlimm genug; doch mußte man dies, wie so viele andere Unbegreiflichkeiten, als ein Factum hinnehmen, das man meist nicht ändern konnte, und worauf einem, wie ich geschildert habe, jeder Einfluß entzogen war. Schlimmer aber noch war es, daß uns innerhalb und außerhalb der Regierung Gerüchte zu Ohren kamen, wonach die verhafteten Personen in Polizeigefängnis schweren Mißhandlungen durch S.S. - Männer ausgesetzt wären; zumal bei den Verhören würden geradezu

oft mittelalterliche Torturen angewandt. Diese Gerüchte verstärkten sich und liefen in der ganzen Stadt und im Lande umher. Borek hatte von ihnen gehört, und ebenso auch Göppert wie ich selbst. Zunächst schenkte ich den Gerüchten keinen Glauben und wies sie in das Gebiet der Fabel, zumal auch Nachforschungen, die ich unauffällig bei einigen Polizeiwachtmeistern und Beamten des Polizeipräsidiiums anstellte, keinerlei Anhaltspunkte dafür boten. Wenn "die Schreie der Gemarterten durchs ganze Haus gellten", wie Frau Fama erzählte, so hätten schließlich die zahlreichen im Präsidium wohnenden Beamten und ihre Familien, die ja nicht durchweg selbst Folterknechte sein konnten, einmal etwas davon hören müssen! Aber niemand wollte etwas davon wissen. Nun konnten diese Nachforschungen ja nur unter den allergrößten Vorichtsmaßnahmen erfolgen; denn einmal ging es bei den Beamten und Angestellten um ihre Existenz, wenn sie Aussagen gegen ihren Chef, den allmächtigen Stapo-Leiter und Intimus des Gauleiters machten; zum anderen war es aber auch für uns auf der Regierung, besonders für Göppert, Borek und mich, eine mehr als heikle Angelegenheit, solche Verköre anzustellen, denn erfuhr der Polizeipräsident Engel davon, so mußte dies unabsehbare Folgen für den Regierungspräsidenten und die ganze Regierung haben; denn dann konnte Engel mit einem gewissen Recht behaupten, seine vorgesetzte Dienststelle frage hinter seinem Rücken seine Untergebenen gegen ihn aus, was ein unerhörtes Verfehren darstelle.

Ein weiteres Gerücht tauchte auf, und dieses wurde bald zur Gewissheit: Der Polizeipräsident und seine S.S.-Männer hatten eine Art von privatem "Konzentrationslager" eingerichtet und zwar auf dem Gelände der ehemaligen "Vulkan-Werft" an der Oder in dem Stadtteil Bredow. Es wurde erzählt, die behaupteten Gefangenemißhandlungen seien weniger im Gefängnis des Polizeipräsidiiums als vielmehr auf dem schwer zugänglichen Gelände der Vulkan-Werft in Bredow und in den dort befindlichen Bunkern erfolgt. Da an der Wahrheit dieses Gerüchts nicht mehr gezweifelt werden konnte, war hier die Möglichkeit unseres Eingreifens gegeben. Der Polizeipräsident wurde unmittelbar zu dieser Frage gehört. Nachdem er zunächst einen der üblichen Tobsuchtsanfälle wegen der dauernden Verleumdungen gegen ihn, denen die Regierung Glauben schenke, bekommen und dadurch Zeit gewonnen hatte, sich seine Taktik zu überlegen, spielte er plötzlich den freundlich Harmlosen und sagte, es wundere ihn, daß die Regierung erst jetzt von dieser sagenreichen Einrichtung in Bredow erfah-

ren habe; sie sei kein "Lager", sondern lediglich eine Filiale des überfüllten Polizeigefängnisses, nur weit humaner als dieses, da die armen Gefangenen hier viel mehr Bewegungsfreiheit hätten. Es sei eine völlig legale und offizielle Angelegenheit; der Gauleiter hätte längst Kenntnis von ihr und sei entzückt davon. Daß dort Mißhandlungen vorkämen, würde wohl hoffentlich selbst die Regierung nicht glauben. Ob allerdings bei einem renitenten Verbrecher den Bewachungsmannschaften nicht vielleicht hier und da einmal die Geduld reißt, und sie ihrem berechtigten Zorn durch ein paar Hiebe Luft machen, könne er nicht garantieren. Er vermöge allerdings auch nicht, wie die Regierung, ein so heißes Mitleid für die Einbrecher, Diebe, Zuhälter und Mörder aufzubringen, sondern dünkte mehr an die braven Mannschaften, die Tag und Nacht ihr Leben aufs Spiel setzten und sich in treuer Pflichterfüllung aufopferten" u.s.w. u.s.w. in endlosen Wiederholungen. - Wir ließen uns durch die Tireden jedoch nicht einschüchtern, sondern fragten nur kurz und präzise, aus welchem Grunde die Bewachungsmannschaften im Lager Bredow, das ja nach seiner eigenen Angabe lediglich ein erweitertes Polizeigefängnis darstelle, nicht aus ordentlichen Polizeibeamten, sondern aus S.S.-Männern ohne amtliche Befugnisse bestände. Wieder erfolgte ein endloser Redeschwall mit sittlicher Entrüstung, bitterem Augenaufschlag, gekränkter Unschuld und nationalsozialistischen Weisheiten. Der Refrain war stets, wir möchten uns doch selbst das sogenannte Lager in Bredow ansehen und uns von seinem tadellosen Zustand überzeugen, oder wir sollten doch die Entscheidung der Berliner Centralstellen, des Innenministeriums oder des Geheimen Staatspolizei-Amtes einholen. Die Unterredung mit Engel endete jedenfalls, wie sämtliche Unterredungen mit ihm, nämlich völlig ergebnislos.

Ogleich der Gedanke, die Entscheidung der Gestapo in Berlin anzurufen, etwa dasselbe bedeutete, wie bei einem Zwist mit dem Satan die Entscheidung von Beelzebub, des obersten der Teufel, ^{einzuhalten} so ließen wir uns doch keine Mühe verdrießen und liefen Sturm gegen das Lager in Bredow sowie gegen Herrn Engel und seine Methofen, vor allem die völlig illegale Übertragung amtlicher, insoderheit polizeilicher, Befugnisse auf die S.S.-Männer. Es war so weit gekommen, daß die ordentlichen, richtigen Beamten auf dem Polizeipräsidium fast völlig ausgeschaltet waren und nur noch S.S.-Männer staatliche Funktionen ausübten, auszuüben

schiene. Besonders war es hier ein S.S.-Führer Hoffmann, der die größte Rolle spielte, die rechte Hand des Polizeipräsidenten war, selbständig Verhaftungen vornahm und sogar Berichte an die Regierung unterschrieb. Wer war er? Kein Mensch wußte es. Wer waren die zahlreichen anderen Freunde Engels, die plötzlich überall als Beamte auftauchten und sich staatliche Befugnisse anmaßten? Es waren S.S.-Männer und gute Nationalsozialisten; außerdem waren es eben Freunde von Engel; Engel aber war identisch mit dem Gauleiter Arpenstein, wie dieser ja laut und deutlich erklärt hatte. Das mußte also der Regierung genügen! Es genügte uns aber nicht, und daher hatten wir die Vermessenheit, einen riesigen Fragenkomplex immer von Neuem in Berlin aufzurollen. Die Kardinalfragen, deren Bedeutung weit über das Weichbild von Stettin und die Provinz Pommern hinausging, waren folgende:

- 1.) Durfte der Polizeipräsident, nur weil er zugleich höherer S.S.-Führer war und sich der Freundschaft des Gauleiters erfreute, eine Art von "Privatgefängnis" eröffnen, in welches er nach Belieben Leute einsperrte, ohne daß ein Hahn danach krächte?
- 2.) Welche "Eigenschaft hatte dieses "Gefängnis" in Bredow? War es ein staatliches Polizeigegefängnis, wie Engel behauptet hatte, dann unterstand es ja zweifellos auch der Dienstaufsicht des Regierungspräsidenten; dann mußte das Bewachungspersonal aber selbstverständlich auch aus staatlicher Polizei bestehen und durfte sich nicht aus S.S.-Männern zusammensetzen, die der Aufsicht des Regierungspräsidenten nicht unterstanden.
- 3.) Wie und wo war die Grenze zwischen dem Tätigkeitsbereich des Polizeipräsidenten als solchen und dem des Stapoleiters? Gab es überhaupt eine solche Grenze, oder war die Geheime Staatspolizei nicht vielmehr, wie schon der Name bezeichnet, auch eine Sparte der örtlichen Polizeiverwaltung? Wenn es sich so verhielt, dann unterlagen die gesamten Funktionen des Polizeipräsidenten auch als Leiters der Staatspolizeistelle gleichfalls der Aufsicht und der Befehlsgewalt des Regierungspräsidenten; dann war es aber auch ein Unding, daß er seine Weisungen unmittelbar vom Geh. Staatspolizeiamt über den Kopf der Regierung hinweg erhielt, und daß er gleichfalls über den Kopf der Regierung hinweg nach Berlin berichtete, oder daß er sogar Befehle von der Geuleitung, also einer außerstaatlichen Stelle, erhielt und befolgte; umso unmöglicher in einem Staat, in dem das Führerprinzip nach militärischem Muster auch in der Civilverwaltung zum Idol erhoben war.

Beim Militär hätte diese Handhabung aber etwa dem entsprochen, daß ein Schwadronschef seinem Regimentskommandeur nach Belieben erklärt hätte, die Regimentsbefehle leider nicht ausführen zu können, da er anderweitige Anweisungen von der Brigade oder der Division unmittelbar erhalten hätte.

4.) War der Polizeipräsident berechtigt, seine Freunde oder andere Privatpersonen nach Belieben mit staatlichen Funktionen zu beauftragen, ja sogar einen derselben (Herrn Hoffmann) als seinen "Vertreter" zu bezeichnen oder ihn, wie es inzwischen geschehen war, die Leitung des "Polizeigefängnisses" in Bredow anzuvertrauen?

Diese Fragen waren es in erster Linie, die wir hartnäckig und immer wieder von neuem mündlich und schriftlich in Berlin zur Sprache brachten, und über die wir Entscheidung erbat, ohne sie zu bekommen!

Wenn jemand dies nach Jahren liest, so wird er wahrscheinlich schnell darüber hinwegfliegen, etwa unter dem Eindruck, daß es ja wohl nichts Außergewöhnliches gewesen sei, wenn ein Regierungspräsident und seine Mitarbeiter Entscheidungen vorgesetzter Dienststellen einholten, oder auch, wenn sie Konflikte mit nachgeordneten Behörden und mit der Partei hatten. Was dieser Kampf um das Lager in Bredow im Winter und Frühjahr 1934 den Hauptbeteiligten, nämlich uns von der Regierung, aber kostete an Nervenanspannung, Aufregungen, Ärger, Hoffnungen und Enttäuschungen, was er umschloß an scheinbar vergeudeter Arbeitskraft, Reisen nach Berlin, Besprechungen und Berichten, was er für unsere ganze Existenz bedeutete, das begreift völlig nur der, welcher es selbst miterlebt hat. Obgleich die 9 Kriegsjahre, die ich hinter mir habe, im Allgemeinen auch keine friedliche Sommerfrische darstellten, so muß ich jene Stettiner Kampfzeit den Kriegsjahren doch beinahe gleichsetzen. Wenn mir damals jemand gesagt hätte, daß es auch hier in Stettin um Leben und Tod ginge, so hätte ich wahrscheinlich herzlich gelacht über diesen pathetischen Ausdruck, und doch hätte er eine gewisse Berechtigung gehabt, wie ich aus der Rückschau deutlich erkenne. Vorgreifend möchte ich zu diesem "Kampf um das Lager Bredow", der ja nur ein Teilabschnitt aus dem Krieg gegen die Gewaltherrschaft der nationalsozialistischen Partei war, bemerken und feststellen, daß es uns dabei so ging, wie nach dem Wort eines Engländers den Deutschen im ersten Welt-

Institut

krieg: Wir haben diesen ~~Krieg~~ Kampf gewonnen, aber den Krieg verloren!

Was in dem Lager auf der Vulkanwerft im Einzelnen vor sich ging, ob dort tatsächlich unerhörte Mißhandlungen erfolgten, ja ob sogar Gefangene umgebracht wurden und, wie die Fama erzählte, des "achts Leichen in die Oder geworfen würden, wie viele Gefangene sich überhaupt dort befanden, und ob diese bei den Verhören mittelalterlichen Torturan unterworfen wurden, das alles waren für uns zunächst einmal Fragen zweiter Ordnung. Bei der Raffiniertheit, mit der auf dem Polizeipräsidium vorgegangen wurde, war für uns unter den erwähnten Umständen vorläufig doch jede Möglichkeit verbaut, Licht in diese dunkle Angelegenheit zu bringen. Der Polizeipräsident hatte uns ja zwar aufs Gütigste eingeladen, das Lager doch einmal selbst zu besichtigen und uns von seinem tadellosen Zustand zu überzeugen, und dieser Plan wurde auch im Schoße der Regierung als sehr naheliegend erörtert. Ich sprach mich jedoch entschieden dagegen aus, und der Regierungspräsident stimmte meinen Argumenten völlig zu. Erstens hätte der Regierungspräsident durch eine Besichtigung des Lagers selbst anerkannt, daß es eine ihm unterstehende Institution sei, für die er die Verantwortung trüge. Zweitens aber war die Verschleierungstaktik bei Engel und seiner Umgebung so vorzüglich ausgebildet, daß es bei einer solchen "Besichtigung" niemals gelungen wäre, den wahren Zustand des Lagers zu erforschen. Ich hatte darin meine Erfahrungen! Der beste Beweis dafür war der, daß wir von einem Dezerenten der Regierung- es kann auch ein Offizier der Schutzpolizei gewesen sein- der sich das Lager angesehen hatte, den Bericht erhielten, es schiene tatsächlich alles darin in Ordnung zu sein. Vor allem hätten die Gefangenen auf seine Frage sämtlich erklärt, sie seien stets gut und human behandelt worden! Da wir ja andererseits auch keinerlei positive Angaben über Mißhandlungen erhalten hatten, wäre eine solche offizielle Besichtigung durch den Regierungspräsidenten oder mich ausgelaufen wie das Hornberger Schießen, Engel hätte Oberwasser bekommen und hätte sich zudem mit Recht über unerhörte Verdächtigungen seitens der Regierung beschweren können. Daher beschränkten wir uns nach wie vor darauf, gegen das Bestehen des illegalen Lagers als solchen Sturm zu laufen und immer wieder vom Innenministerium Entscheidung zu verlangen

Institut

Es war nun bald ein Vierteljahr her, daß der Regierungspräsident den ersten sehr eingehenden Bericht über das Bestehen dieses illegalen Lagers erstattet hatte, und wie viel andere schriftliche und mündliche Berichte waren diesem ersten gefolgt! Ende Januar hatte ich noch einmal wieder dem Staatssekretär Grauert persönlich über die Angelnheit Vortrag gehalten. Wie stets, versprach er Untersuchung des Falles; aber dabei blieb es. Wir hatten auf der Regierung den Eindruck, daß Grauert durchaus guten Willens war und mit unserer Ansicht übereinstimmte, daß er sich indessen selbst anscheinend nicht gegen geheime Mächte innerhalb des Ministeriums durchzusetzen vermochte. Der "Polizeigeneral" Dalüge und der Chef der Geheimen Staatspolizei Diels gehörten nach unsern Vermutungen vornehmlich zu diesen quertreibenden Mächten. Bezeichnend war es, daß Diels mich endlich einmal zum persönlichen Vortrag bestellte. Ich war glücklich über diese Gelegenheit, dem Gestapo-Gewaltigen reinen Wein über Herrn Engel und seine Methoden einschenken zu können. Auf's höchste überrascht und aufs unangenehmste berührt war ich schon, im Vorzimmer-Engel anzutreffen. Dann wurden wir beide gemeinsam heringebeten, und nun war es nicht so, daß der Polizeipräsident sich wegen der ihm von der Regierung gemachten Vorwürfe zu verantworten gehabt hätte, sondern ich saß auf der Anklagebank, während Engel in scheinheiliger Weise sich bitter über die andauernden Verdächtigungen und Angriffe der Regierung gegen ihn beschwerte, wobei er geschickt andeutete, daß dieses seiner zuverlässig nationalsozialistischen Gesinnung gelte. Herr Diels sagte salbungsvoll, auch er bedaure diese Spannungen zwischen der Regierung - insonderheit mir- und dem Polizeipräsidenten Engel, und er hätte uns daher zusammen zu sich gebeten, um uns zu "versöhnen". Ich erwiderte, eine solche Versöhnung sei durchaus nicht erforderlich, denn es handele sich hier nicht um einen persönlichen Streit zwischen Herrn Engel und mir, sondern um die vom Regierungspräsidenten dem Innenministerium zur Entscheidung vorgelgte Frage, um was für eine Einrichtung es sich bei dem "Gefangenenlager" Bredow handele. Herr Diels tat sehr erfreut, daß ich diese Frage anschnitte, und da wolle er mir doch sagen, daß wir nach seiner Ansicht hierin zu bürokratisch dächten. Dieses sogenannte "Lager" sei nichts anderes als ein erweitertes Polizeigefängnis, von dem er nur Gutes gehört hätte, und wofür wir Engel nur Dank schuldeten. Daß bei der Bewachung zur Unter-

stützung der Polizisten noch S.S.-Männer herangezogen würden, könnten wir diesen und dem "S.S.-Führer" auch nur danken. Ich sagte, eine Unterstützung durch S.S.-Männer sei nicht erforderlich, da in Stettin ausreichende Polizeikräfte vorhanden wären, und im Übrigen müsse ich auf dem Standpunkt verharren, daß die Regierung dieses durch S.S.-Männer bewachte Lager nicht als staatliches Polizeigefängnis betrachten könne und daher jede Verantwortung dafür ablehne. Wie vorauszusehen war, verlief diese Besprechung bei Diels völlig ergebnislos. Er beendete sie mit dem Bemerkten, er würde in Kürze durch eine Besichtigung des Lagers sich selbst davon überzeugen, ob unsere Angriffe dagegen berechtigt wären, und mit dem Theatercoup, daß er Engel und nicht bat, uns die Hand zu reichen. Dies sollte wohl eine "Versöhnung" darstellen. Herr Diels erschien auch in Stettin, besuchte nach Besichtigung des Lagers den Regierungspräsidenten und äußerte dabei, wie wir nicht anders erwartet hatten, daß er hoch befriedigt von seinen dort empfangenen Eindrücken sei, und daß er hoffte der Regierungspräsident würde in Zukunft nicht noch einmal den tollen Gerüchten über Gefangenemishandlungen Glauben schenken.

Diese "tollen Gerüchte" verstärkten sich jedoch mehr und mehr, und meist wurden sie nach wie vor mit dem mysteriösen S.S.-Führer Dr. Hoffmann, der rechten Hand des Polizeipräsidenten, in Zusammenhang gebracht. Damit das Kind einen Namen hatte, war er inzwischen plötzlich vom Innenminister zum Regierungsrat ernannt worden. Dadurch war er also offizieller Beamter des Polizeipräsidiiums geworden, und der eigentliche Vertreter des Polizeipräsidenten, Regierungsrat Dr. Vitzdamm, noch mehr in den Hintergrund geschoben. Verzweiflungsvoll war es nur für uns, daß wir keinerlei Beweise für diese Gerüchte, von deren Wahrheit wir bereits lange überzeugt waren, in die Hand bekamen. Die Gefangenen selbst bestritten jede Mishandlung, etwaige Tote konnten nicht mehr reden, und die Beamten schwiegen sich hartnäckig aus, Vitzdamm an der Spitze, was ich ihm damals etwas verübelte. Sowie aber jemand einmal den Mund auf tat, fügte er angsterfüllt hinzu, er wolle um Gotteswillen nichts gesagt haben, er habe nur ein Gerücht weitergegeben und keinerlei Beweise in der Hand.

Da ereignete sich Folgendes: Eines Abends spät, als ich auf der Regierung noch in meinem Dienstzimmer arbeitete, und in meinem Vorzimmer kein anmeldender Geist mehr vorhanden

war, klopfte es plötzlich, und ein mir nur ganz flüchtig bekannter Beamter des Polizeipräsidiams trat herein. Wie er hieß, weiß ich nicht mehr; nicht einmal, ob es ein Polizeiwachmeister oder ein Verwaltungsbeamter war. Der Mann war in furchtbarer Aufregung. Nachdem er sich vergewissert hatte, daß wir allein waren, und sich auch niemand im Vorzimmer befand, fragte er, ob er offen mit mir sprechen könne, und ob ich ihm feierlich verspräche, seine Eröffnungen bei mir zu behalten. Ich sagte ihm, er könne offen mit mir reden, aber das verlangte Versprechen könnte ich ihm nicht geben, da ich ja garnicht wisse, worum es sich handele. Er schien sehr niedergeschlagen und sagte: "Dann kann ich also auch hier nicht sprechen. Es handelt sich um Vorgänge im Polizeipräsidium; aber wenn jemand von meinem Besuch bei Ihnen erfährt, bin ich geliefert." Ich wußte jetzt, worum es ging und erkannte die Berechtigung seiner Furcht an; denn was die Anzeige eines kleinen Beamten gegen den allmächtigen Stapo-Leiter und damit gegen den noch allmächtigeren Gauleiter für ihn bedeutete, wußte ich nur zu genau. Ich sagte ihm daher, dem Regierungspräsidenten müßte ich von seinen Mitteilungen Kenntnis geben, aber ich verspräche ihm, daß sein Name nicht genannt würde. Er schien etwas beruhigt und sagte dann stockend und nach mehrmaligen Ansatz: "Herr Regierungsvizepräsident, auf dem Polizeipräsidium und im Lager Bredow gehen fürchterliche Dinge vor sich;" und dann erzählte er von so entsetzlichen Mißhandlungen und Torturen, denen die Gefangenen ausgesetzt wären, daß mir die Haare zu Berge standen. Das hatte selbst ich nicht erwartet, und manches hielt ich für übertrieben. Seine Angaben, trotzdem sie im Allgemeinen den Stempel der Wahrheit trugen, waren zudem sehr ungenau und fast jedem Satz fügte er hinzu: "Aber um Gottes Willen sprechen Sie nicht darüber, Herr Regierungsvizepräsident, sonst bin ich ein verlorener Mann."

Noch in derselben Nacht machte ich dem Regierungspräsidenten Meldung von dem Vorfall. Auch er war erschüttert, aber er sagte nur: "Ich hatte es nicht anders erwartet." Beide waren wir uns einig darüber, daß auch mit diesen Angaben zunächst noch nicht viel anzufangen wäre; aber der Stein war in's Rollen gebracht, und wir hatten statt der bisherigen Vermutung nunmehr die Gewißheit, daß an den Gerüchten über die Mißhandlungen im Lager Bredow viel Wahres sein müsse. Unsere Aufmerksamkeit war nun noch mehr geschärft, und noch intensiver richteten wir unser

Augenmerk darauf, was im Polizeipräsidium und auf der Vulkan-
werk vor sich ging. Die Ereignisse rollten sich jetzt verhält-
nismäßig schnell ab; aber bevor die Bombe platzte, passierte
noch ein Vorfall, der mich höchstpersönlich betraf. Vorweg muß
ich hierzu bemerken, daß ich seit längerem mein Zimmer gewech-
selt hatte. Wie ich bereits erwähnt habe, behagte mir mein Dienst-
raum auf der Regierung sehr wenig. Ich war eben "Besseres er-
wähnt." *Hier* hatte ich überhaupt kein eigenes Vorzimmer, so-
dem Regierungspräsidenten dicht auf der Pelle, und niemals hatte
ich jemand schnell zur Hand, wenn ich diktieren wollte oder sonst
etwas brauchte. Aus eigener Machtvollkommenheit bezog ich daher
ein großes schönes Zimmer im Erdgeschoß, das mir schon lange in
die Augen gestochen hatte, und das mit einem kleinen Vorzimmer
zusammen ein sehr nettes, gesondertes Appartement bildete. Die
Hauptsache aber war, daß ich mit dem Glücksgriff, der mir meist
zu eigen war, ein Tippfräulein auswählte, das wirklich die Krone
aller Tippfräuleins und Vorzimmerdamen war. Sie hieß Fräulein
Tesch, war nicht mehr ganz jung, aber recht elegant und von ei-
ner außerordentlichen Gewandtheit. Sie war mir treu ergeben und
erfreute sich, was man nicht von allen Vorzimmerdamen sagen kann,
auf der Regierung großer Beliebtheit. Die junge Frau in Potsdam,
die das gleiche Ehrenamt bei mir ausübte, habe ich in dieser
Schrift allerdings auch bereits als die "Krone aller Tippeusen"
bezeichnet; aber ich wirkte nur ein halbes Jahr mit ihr zusam-
men und habe sogar ihren Namen vergessen; und zudem: Warum soll
es nicht zwei Kronen unter den Vorzimmerdamen geben! Doch nun
zu dem Vorfall, der sich in diesen Tagen ereignete, und der mir
noch so gegenwärtig ist, als hätte er sich gestern zugetragen!

Das Benehmen von Engel mir gegenüber war immer anmes-
sender und unerträglicher geworden. er konnte sich mir gegenüber
ja auch alles heraushehmen, da er bei der Gauleitung stets Rück-
kdeckung fand, und diese jede Widersetzlichkeit und Unver-
schämtheit von ihm selbstverständlich nach Kräften unterstützte.
Eines Tages wurde mir nun gemeldet, daß ein harmloser Mann- ich
glaube, es war ein Stahlhelmer- irgendwo auf dem Lande nach be-
rühmtem Muster auf Anstiften der Partei mit einem Schandplakat
um den Hals herumgeführt worden sei, daß aber die Geheime Staats-
polizei, wie üblich, nicht gegen gegen die Anstifter dieser Ge-
walttat vorgegangen wäre, sondern das Opfer derselben festge-
setzt hätte. Auf meinen Anruf im Polizeipräsidium wurde mir dies

mit der Meldung bestätigt, es handele sich um einen "reaktionären Quertreiber", dem eine kurze Schutzhaft nichts schade. Auf meine Anfrage, was der Mann denn getan hätte, wurde mir keine genügende Auskunft gegeben, und in einem Anfall von "Ebenmut" ordnete ich daher seine Haftentlassung für den nächsten Tag an. Der Polizeipräsident war verreist, was ich schon daran merkte, daß mir nicht binnen einer Stunde mitgeteilt wurde, das Geheime Staatspolizeiamt hätte meinen Befehl aufgehoben und die weitere Inhaftierung des Mannes angeordnet. In Vertretung von Engel machte der Herrnhute "Doktor" Hoffmann telephonisch am anderen Tage verschiedene Einwendungen gegen die Haftentlassung; aber ich blieb fest und - um meinem Befehl auch den Schein einer Willkür zu nehmen - ordnete ich an, daß mir der Stahlhelmer vorgeführt sei, damit ich ihn vernehmen und mich von seiner Schuld oder Unschuld selbst überzeugen könne. Herr Hoffmann, den ich markwürdiger Weise noch nie von Angesicht zu Angesicht gesehen hatte, war äußerst höflich am Telefon und sagte, er würde mir den Delinquenten selbst vordrehen. Ich war äußerst gespannt, diesen düstern Hoffmann, von dem mir schon so viel Schauerliches berichtet war, bei dieser Gelegenheit kennen zu lernen. Inzwischen hatte die Verhaftung des Stahlhelmers Aufregung hervorgerufen, und ich war bereits fernmündlich von einigen prominenten Persönlichkeiten, die für seine Freilassung plädierten, angerufen worden. Ich hatte viele Empfänge an diesem Vormittag, und unter vielen anderen wurde mir auch von meiner "Perle", Fräulein Tesch, "Herr v. Bismarck" gemeldet. Nun gibt es in Pommern so viele Bismarcks, daß mir der Name nicht viel sagte; aber während der Besucher schon in der halb geöffneten Tür stand, hatte das gewandte Fräulein Tesch noch Gelegenheit, mir zuzuflüstern, "Herr Vizepräsident, ich glaube, es ist der Staatssekretär von Bismarck." Ich dachte, mich rühre der Schlag, und fassungslos starrte ich dem Eintretenden entgegen. Der von den Nazis gestürzte Staatssekretär v. Bismarck galt in Pommern - ob mit Recht oder Unrecht, will ich dahingestellt sein lassen - als der erbitterteste Feind des Nationalsozialismus, der an angeblicher Gefährlichkeit vielleicht nur noch mit Herrn von Rohr-Bemmin wetteiferte. Zumal die hiesige Gauleitung hatte den ehemaligen Staatssekretär, der sie hier in Pommern anlässlich war, wie die Sünde. Ihn bei mir zu empfangen, bedeutete etwa dasselbe, wie ein Plauderstündchen mit einem russischen Bolschewistenführer abzuhalten. Der Staats-

sekretär war bereits im Zimmer, stellte sich vor, und ich begrüßte ihn sehr höflich und freundlich. Er ging gleich in medias res und beschwerte sich aufs erbittertste über die Festnahme des Stahlhelmers, der ein Großbauer aus seiner Nachbarschaft war. Ich genierte mich doch, einzugestehen, daß ich auf die Festnahme von Personen durch die geheime Staatspolizei etwa nur den gleichen Einfluß hätte wie der Pförtner der Regierung; aber ich sagte Herrn von Bismarck, daß ich mich bereits mit dem Fall beschäftigt hätte, daß ich den Stahlhelmer heute nachmittags selbst hier vernähmen und dann entscheiden würde, ob er entlassen werden könne; ich hoffte aber nach allem, was ich bisher gehört hätte, daß dies möglich sein würde. Bismarck erwiderte, daß er ebenfalls fest damit rechne und sich nachmittags nochmals nach dem Stand der Dinge erkundigen würde, während er jetzt noch seinen alten Bekannten Bork aufsuchen wolle.

Die Befürchtung, daß die "Feindseite" von dieser Intervention des Staatssekretärs von Bismarck bei mir erfahren würde, brauchte ich nicht zu haben; denn Fräulein Tesch war ja verschwunden wie das Grab, und anderen war der Besuch wohl kaum bekannt geworden. Der Nachmittag, an dem der berüchtigte Herr Hoffmann mir den Stahlhelm-Delinquenten vorführen sollte, kam heran, und zur festgesetzten Zeit betrat ein junger, hübscher, blond-er S.S.-Mann mit treuherzigen blauen Augen zusammen mit dem Gefangenen mein Zimmer und machte zackig und mit erhobenem Arm eine Meldung, die ich nur zum Teil verstand. Ich begrüßte beide mit Handschlag und sagte dann etwas ungnädig: "Ich dachte, Herrr Doktor Hoffmann wollte selbst mit dem Gefangenen kommen." Der hübsche junge Mann blickte mich erstaunt an und sagte: "Ich bin doch selbst Dr. Hoffmann, Herr Regierungsvizepräsident. Ich traute meinen Ohren nicht und konnte nur mühsam mein maßloses Erstaunen verbergen. Dieser harmlose, treuherzige Junge sollte der erbarmungslose Kerkermeister sein, von dem die Fa-na schauerliche Geschichten erzählte? Das war ja schlechterdings unmöglich! Ich kann nur sagen: "Glücklicher Weise" hatte mich dieser Unschuldengel mit den ehrlichen blauen Augen bereits einmal nachweislich so angelogen, daß sich die Balken bogen; denn anderenfalls hätte ich, der ich kein sehr guter Psychologe bin, jetzt beim Anblick dieses biederen, treuherzigen Jungen, dem "Brutalität" ein unbekannter Begriff zu sein

Institut

schien, jede Verdächtigung seiner Person auf Gefangenemischandlungen und andere Greuelthaten in den Bereich der Fabel verwiesen. Nachdem er mich aber so belogen hatte, war ich skeptisch geworden. Als ich mich von meinem Erstaunen etwas erholt hatte, ließ ich mir von dem gefangenen Stahlhelmmann, der einen guten Eindruck machte, aber dessen Namen ich vergessen habe, seine Geschichte erzählen. Nebenbei bemerkt: Ich sagte später einmal zu Borek: "Wenn ich sämtliche Namen in meinem Leben vergesse, so doch niemals den dieses Stahlhelm-Mannes, und sollte ich 100 Jahre alt werden." Aber nun ist es doch geschehen, obgleich ich noch lange nicht 100 Jahre alt bin! Der gute Mann brach in Tränen aus, als er mir von den erlittenen Demütigungen und der ihm widerfahrenen Schmach erzählte, die zunächst darin bestanden hatte, daß man ihn mit einem Schandplakat um den Hals herumgeführt und dann wie einen Verbrecher auch noch ins Polizeigefängnis gebracht hatte. Ich tröstete ihn, so gut ich konnte, hielt ihm dann aber ~~nach~~ mit Rücksicht auf die Anwesenheit von Hoffmann und noch einem anderen bewachenden S.S.-Mann eine kleine Ermahnungsrede, in der ich ihn bat, in Zukunft vorsichtiger zu sein und nicht dauernd gegen den neuen Staat zu opponieren. Als Zeugen zu dieser Unterredung hatte ich noch den politischen Dezerenten, den herzensguten, aber ach! so unpolitischen Regierungsrat Deutschbein mit der charnavollen sächsischen Sprache, den ich oben schon geschildert habe, hinzugezogen. Oh, hätte ich es nicht getan!

Nach meiner Ermahnungsrede, die sich auch Herr Hoffmann und sein S.S.-Kamerad höflich und harmlos angehört hatten, sagte ich zu dem Stahlhelmer, nach Untersuchung des Falles könnte ich einen Grund für seine weitere Inhaftierung nicht mehr einsehen, und daher sei er nunmehr frei. Herr Hoffmann blickte freundlich und treuherzig drein, und ich verabschiedete mich liebenswürdig von ~~dem~~ ^{Stahlhelmer} und den beiden S.S.-Männern, denen ich zugleich die Weisung gab, den Gefangenen nunmehr zu entlassen, was sie höflich und durch zackiges Zusammenschlagen der Hacken zur Kenntnis nahmen. Alles war also in "scheenster Harmonie", wie mein Bursche Paul Horn gesagt hätte! In diesem Augenblick- ich glaubte, mich rühre der Schleg- stürzte Herr Deutschbein in überströmender Güte auf den Stahlhelmer zu und sagte: "Ich freue mich, Herr So und So; über Ihre Freilassung und gratuliere Ihnen dazu; aber noch mehr wird sich der Herr Staatssekretär v. Bismarck freuen, der sich ja so warm beim Herrn Regierungsvizepräsidenten für Sie ein-

gesetzt hat, und der schon seit heute früh hier nebenan auf Sie wartet, um Sie in Empfang zu nehmen." Blitzartig erkannte ich es. Das bedeutete für mich die Katastrophe! Ich verzog mein Gesicht zur lächelnden Grimasse, murmelte etwas davon, daß ich hiervon gar nichts wisse und sank dann, nachdem die ganze Gesellschaft das Zimmer verlassen hatte, vernichtet in meinen Stuhl zurück. Der unglückselige Deutschbein geleitete die Herren noch bis ins Vorzimmer und kam dann fröhlich lächelnd zu mir zurück. Ich fürchte, ich benahm mich nicht sehr fein. "Deutschbein, sind Sie irrsinnig geworden?" schrie ich ihn an mit vor Wut bebender Stimme, "Wie kommen Sie dazu, den Leuten da zu erzählen, daß der Staatssekretär v. Bismarck hier nebenan seit dem Vormittag auf den Stahlhelmer wartet? Wissen Sie denn nicht, was das für mich bedeutet?" Der brave Deutschbein sah mich erschrocken und völlig verständnislos an. "Ich habe doch nur die Wahrheit gesagt, Herr Vizepräsident," meinte er, "der Herr Staatssekretär v. Bismarck ist tatsächlich seit heute Vormittag hier und wartet jetzt im Zimmer von Herrn Polizeipräsident Borck. Was ist denn aber so Schlimmes dabei?" Ich sagte nur resigniert und wenig liebenswürdig: "Ach, Deutschbein, Sie verstehen es ja doch nicht worum es hier geht, selbst wenn ich es Ihnen stundenlang erklären würde; aber das müßten selbst Sie sich doch denken können, daß spätestens morgen die Gauleitung von allem hier unterrichtet ist, und daß sie doch den Eindruck gewinnen muß, ich schmiedete hier mit ihrem erbittertesten Feinde, Bismarck, zusammen Pläne gegen sie und ihre Maßnahmen." Nein, Deutschbein verstand es nicht, und ich gab es als hoffnungslos auf, ihn von seiner grenzenlosen Unbesonnenheit zu überzeugen. Dafür wurde sie mir aber umso klarer, und Borck, mit dem ich die ganze Sache natürlich sofort durchsprach, wurde sie es erst recht. Es war wirklich der Gipfel der Harmlosigkeit, diesen Schergen des Polizeipräsidenten und der Gauleitung mitzuteilen, daß ich den Gefangenen auf Veranlassung des Staatssekretärs von Bismarck entlassen hätte, und daß dieser nun nebenan warte, um mit dem Befreiten gewissermaßen im Triumph heimzufahren, ganz abgesehen davon, daß es nicht einmal stimmte; denn mein Entschluß, den Stahlhelmer frei zu lassen, stand schon längst fest, und daß *Bismarck*, den ich vorher nie gesehen hatte, seit dem Vormittag hier auf der Regierung geblieben war, ahnte ich überhaupt nicht.

Wie sich das Bild jetzt aber auf der "Feindseite" malen würde, stand Borek und mir plastisch vor Augen: Auf Veranlassung von Partei und Staatspolizei wird ein rebellischer Stahlhelm-Mann angeprangert und festgenommen. Natürlich setzt sich der notorische "Staatsfeind" v. Bismarck sofort für den Mann ein, fährt zu seinem "Freund", dem Regierungsvizepräsidenten v. Alt-Stutterheim und bestimmt diesen, die Maßnahmen der Staatspolizei zu durchkreuzen und in Abwesenheit des treuen Polizeipräsidenten Engel den rebellischen Stahlhelmer aus der Haft zu entlassen. Die innige Verbundenheit zwischen dem Regierungsvizepräsidenten v. Alt-Stutterheim und dem ehemaligen Staatssekretär v. Bismarck ist schon dadurch dokumentiert, daß dieser einen halben Tag bei ihm auf der Regierung zubringt, wie der politische Dezernent es ja selbst bestätigt hat."

Die Folgen des Streiches, den mir der gute Deutschein gespielt hatte, ließen denn auch nicht lange auf sich warten. Engel war inzwischen aus Berlin heimgeliehet; und schon etwa eine Stunde nach Entlassung des Stahlhelm-Mannes, die er ja nun nicht mehr rückgängig machen konnte, rief er mich telephonisch an und tobte dabei seine ganze Wut aus; das heißt, er wahrte durchaus die Form, aber seine ganzen Ausführungen waren so gespickt mit versteckten Drohungen, daß sie kaum mehr Überboten werden konnten. Er sagte, daß ich selbstverständlich das Recht gehabt hätte, die Entlassung des politischen Gefangenen anzuordnen, und daß er sich auch nicht anmaße, Kritik an diesem Befehl zu üben. In meinem Interesse wolle er mich aber nur gehorsamst darauf aufmerksam machen, daß ich nun auch die volle Verantwortung für die Maßnahme trüge; sie sei ja wohl leider auf Veranlassung antinationalsozialistischer und staatsfeindlicher Kreise erfolgt; hoffentlich sei ich mir im Klaren darüber, welchen Eindruck dies beim Gemeinen Staatspolizeiamt und bei der Gauleitung machen, und welche Folgen daraus für mich persönlich entstehen würden u. s. w. u. s. w. Da ich ja auf diesen Anruf vorbereitet war, blieb ich zum Glück ganz ruhig und sagte nur, ich sei es gewohnt, für meine Handlungen stets die Verantwortung selbst zu übernehmen, wüßte aber im Übrigen nicht, welche Folgen es in einem Rechtsstaat für mich haben sollte, einen Gefangenen, von dessen Unschuld ich mich überzeugt hätte, aus der Haft zu entlassen. Bald darauf - ich glaube, am nächsten Tage - erfolgte ein Anruf

der Gauleitung und zwar des Gauleiter-Stellvertreters Gravenstein höchst persönlich. Seine Ausführungen waren noch massiver. Ein Wort gab das andere, und leider verlor ich diesmal etwas die Ruhe. Als er vollends einen ganz unverschämten Ausdruck gebrauchte, hing ich einfach ab, und das Gespräch war beendet.

Es war noch kaum eine Stunde seit dieser gemächlichen Plauderei am Telephon vergangen, als mir ein Bote von der Gauleitung einen Brief brachte. Ich weiß seinen Inhalt noch wörtlich auswendig. Er lautete: "Die Partei bricht den Verkehr mit Ihnen ab, da ja auch Sie lieber mit den erbitterten Gegnern des Nationalsozialismus verkehren, als mit den Parteigenossen. Sie selbst waren ja überhaupt nie Nationalsozialist, sondern in Wahrheit stets ein Feind der Partei! Dann erfolgte eine sehr kräftige Bedewendung wegen meines Abbruches des Gesprüches. Unterschrieben war der Brief von dem Gauleiter-Stellvertreter Gravenstein. Ich vermochte mir so recht seine schäumende Wut vorzustellen, als ich heute das Gespräch abgebrochen hatte, und dieser Gedanke erfüllte mich, wie ich gestehen muß, selbst in diesem Augenblick mit einer stillen Freude. Im Übrigen war ich mir über meine Lage aber völlig im Klaren. Gegen diesen Brief war ja der Telephomanruf von Gauleiter Kube, der mir schon meine Stellung in Potsdam gekostet hatte, ein sanftes Säuseln! Was nun? Ich besprach die Sache zunächst einmal mit Borck, der auch recht bedenklich war. Vor Allem beschloß ich strenge Geheimhaltung des Schreibens; denn wenn auch nur ein Wort davon durchgesickert wäre, so wäre meine Stellung hier sofort unhaltbar geworden. Der Stil des Schreibens erinnerte mich auffällig an den anonymen Brief, den ich bald nach meiner Anknüpfung in Stettin bekommen hatte. Ich beschloß, zunächst einmal "totes Kaninchen zu spielen," das heißt - garnichts zu unternehmen. Dem Regierungspräsidenten machte ich natürlich sofort nach seiner Rückkehr Meldung. Den Brief zerriß ich in kleine Stücke und verbrannte sie nach Luthers Vorbild feierlich in meinem Ofen. Wir waren uns alle darüber klar, daß die Lage für mich sehr ernst war; wie ernst, das ahnte ich damals aber selbst wohl kaum. Allerdings hatte ich einen großen Pluspunkt für mich zu buchen; das war der Umstand, daß die Stettiner Gauleitung selbst an den höchsten Stellen ihre Feinde hatte. Es war ein offenes Geheimnis, daß Goering den Gauleiter Karpstein sehr wenig schätzte, was ^{ja} schon daraus hervorging, daß

ED 129-2-1113

dieser immer noch nicht zum Oberpräsidenten von Pommern ernannt worden war. Es war daher sehr zweifelhaft, ob der Gauleiter es auf einen offenen Bruch mit der Regierung würde ankommen lassen. In diesem Fall aber war ich "die Regierung"; denn der Regierungspräsident stellte sich mit seiner ganzen Person in diesem Konflikt vor mich.

Inzwischen vollten die Ereignisse hinsichtlich des Lagers Bredow in einer geradezu atemberaubenden und sich überstürzenden Weise ab. Ich muß es noch einmal hersetzen: Den tollen Wirbel dieser Tage und die sich in einander verwirrenden Geschehnisse streng chronologisch zu schildern, ist unmöglich. Berge von Akten sind darüber entstanden; aber selbst aus ihnen würde ein Uneingeweihter nur schwer die ordnungsgemäße Folge der Ereignisse entwirren können. Ich muß mich daher darauf beschränken, die markantesten Punkte, wie sie sich in meinem Erleben widerspiegelten, und in meinem Gedächtnis haften geblieben sind, an einander zu reihen.

Wie ich bereits ausgeführt habe, waren wir bei der Regierung- und unter "Regierung" verstehe ich ~~verstehe~~ ich in diesem Zusammenhang den Regierungspräsidenten Göppert und seine beiden engsten Mitarbeiter, Borck und mich-, nunmehr fest davon überzeugt, daß in dem Lager Bredow schauerliche Dinge vorgefallen wären und vielleicht auch noch vorfielen; nein, seit jenem nächtlichen Besuch des Polizeibesamten bei mir wußten wir es; doch immer noch nicht hatten wir Beweise in der Hand, um zuschlagen zu können.

Da kam eines Tages plötzlich und unvermutet die Bombe zum Platzen. Nie werde ich dieses Datum vergessen. Es war Sonntag, der 4. März 1934, um ganz genau zu sein: Der Sonntag Oculi. Für viel bedeutete dieser Sonntag den Tod!

Ich arbeitete nach der Kirche auf meinem Dienstzimmer, als mich der Regierungspräsident zu sich bitten ließ. Ich traf ihn in einer Besprechung mit einer größeren Anzahl von Herren - alle mit sehr ernstesten Gesichtern. Es war mir sofort klar, daß Ungewöhnliches vorgefallen sein mußte; und so war es denn auch. Zum ersten Male hatte der Regierungspräsident positive Meldungen über Mishandlungen, die im Lager erfolgt waren, erhalten, und zwar hatte sie der Polizeioberst Mader an den stellvertretenden Polizeipräsidenten, Regierungsrat Vitzdamm, erstattet und dieser hatte sie an den Regierungspräsidenten weitergegeben. Der Zufall

wollte es, daß die erste Nachricht, die Mader über Mißhandlungen von Gefangenen erhalten hatte, sich auf Körperverletzungen bezog, die im Polizeigefängnis, - also nicht im Lager Bredow - erfolgt und verhältnismäßig noch leichter Natur waren. Diesen Nachrichten war Oberst Mader nachgegangen, und sobald hatte er mehrere Meldungen auch von Gefangenen aus dem Lager, die inzwischen wohl Mut bekommen hatten, erhalten, so daß er nun ein positives Material vorlegen konnte. Meines Wissens war der Polizeipräsident an diesem bedeutsamen Tage von Stettin abwesend und das war ein großes Glück, denn er hätte zum Mindesten eine Untersuchung un-
gemein erschwert.

Mit großer und mutiger Energie ergriff Regierungspräsident Göppert nun sofort die Initiative und ordnete eine strenge Untersuchung an. Zunächst entsandte er eine Kommission in das Lager Bredow mit der Weisung, die Untersuchung vor Allem auf den körperlichen Zustand der Gefangenen zu erstrecken. Zu dieser Kommission gehörten n.W. Regierungsrat Vitzdamm, Oberst Mader, ein Kriminalrat und der Polizeiarzt. Zugleich versuchte Göppert jedoch vergeblich - Verbindung mit dem Gauleiter zu bekommen. Er teilte ihm daher brieflich die Vorkommnisse mit.

Die Duplizität der Ereignisse wollte es, daß ~~am gleichen Tage~~ der Generalfeldmarschall v. Mackensen ebenfalls Briefe von Gefangenen, die sich hilflos an ihn wandten, bekommen hatte, und er durch seine Adjutantur diese Briefe heute dem Regierungspräsidenten übersandte, ^{mit der Anfrage,} ob ein Einschreiten der Behörden zu erwarten wäre. Der Regierungspräsident dehnte die Untersuchung nun auch gleich auf die vom Feldmarschall mitgeteilten Fälle aus. In späteren Zeiten hörte ich einige Male die Ansicht vertreten, die Aufdeckung des Skandals im Lager Bredow sei wohl hauptsächlich auf -- dem Eingreifen Mackensens zu verdanken gewesen. Da ich den Feldmarschall besonders verehrte, und ein Widerspruch leicht so ausgesehen haben könnte, als wolle ich sein Verdienst zu Gunsten der Regierung schmälern, so ließ ich meist die Leute bei ihrer Ansicht, aber innerlich mußte ich doch darüber lächeln, wie leicht sich die Menschen diese "Aufdeckung des Skandals" dachten, und wie sehr sie es verkannten, was sie für uns Beteiligten und in erster Linie den Regierungspräsidenten Göppert bedeutet hatte. Und die größten Aufregungen begannen erst jetzt, nachdem die Bombe geplatzt war.

Am späten Nachmittag dieses Sonntages erstattete die

Kommission Bericht über ihre erste Untersuchung im Lager. Es war ein erschütterndes Bild, was sie aufrollte. Die Körper der Gefangenen hatten fast durchweg die Spuren der entsetzlichsten Mißhandlungen und Torturen gezeigt, und man konnte bereits voraussagen, daß die weiteren Untersuchungen noch schlimmere Dinge zu Tage fördern würden. Noch am gleichen Tage meldete sich der Regierungspräsident zum Vortrag bei Staatssekretär Grauert an.

Der Zufall wollte es, daß noch ein anderes, unerhörtes Ereignis an diesem Tage vor sich ging: Der Polizeiamtman Humke, der als Fachschaftsleiter in der Partei eine große Rolle spielte und mit Engel durch Dick und Dünn ging, hatte die Frechheit, einen unserer Abteilungsdirigenten, den Regierungsdirektor Hannke, aus irgendwelchen politischen Gründen verhaften zu wollen. Im letzten Moment vermochte es der Regierungspräsident zu verhindern; aber man konnte daraus ersehen, was ein mittlerer Beamter einer nachgeordneten Behörde, der die Partei hinter sich hatte, glaubte, sich seinem höchsten Dienstvorgesetzten gegenüber herausnehmen zu können. Auch wegen dieser Angelegenheit, die großen Staub aufwirbelte, und uns unendlich viel Arbeit und Aufregung kostete, hielt der Regierungspräsident Vortrag in Berlin.

Die nächsten Tage waren voll von fast unerträglichen Spannungen. Was würde von Berlin aus erfolgen? Würden endlich Goering oder Hitler selbst durchgreifen? Bald schien es so, bald bekam die gegnerische Seite Oberwasser. Dementsprechend wechselte bei uns himmelstürmende Hoffnung mit tiefster Niedergeschlagenheit. Der Regierungspräsident war in dieser Woche nicht weniger wie 3mal in Berlin zu persönlichen Vorträgen. Sobald wir einmal den Eindruck hatten, endlich würde von Berlin scharf durchgegriffen und gegen das Stattiner Partei-Unwesen vorgegangen werden, kam am nächsten Tage die kalte Dusche hinten nach. Der unverschämte Polizeiamtman Humke, der einen unserer Regierungsdirektoren verhaften wollte, wurde telegrafisch seines Amtes enthoben; aber am nächsten Tage widerfuhr dem Opfer dieses Anschlages, Hannke, das Gleiche. Erklärt wurde, es müsse gerecht vorgegangen werden! Dieses Prinzip entsprach etwa der gleichen "Gerechtigkeit", als wenn man nach der Festnahme eines Verbrechers den Polizisten, der die Verhaftung vorgenommen hatte, um der Parität willen auch einsperren würde.

Die Gauleitung benahm sich unverschämter denn je. Ber

Regierungspräsident berichtet dem Gauleiter täglich in rührender Gewissenhaftigkeit über den Stand der Dinge, bis der Gauleiter-Stellvertreter ihm sagen ließ, seine Berichte wären nicht erforderlich, da die Gauleitung schon von anderer Seite besser informiert würde!! Während jeden Tag haarsträubendere Dinge über das Lager Bredow aufgedeckt wurden, versah Engel ruhig weiter seinen Dienst, als ob nichts passiert wäre.

Die Tage gingen dahin, aber aus Berlin erfolgte nichts, und unsere Depression erreichte ihren Höhepunkt. Um uns ein wenig auf andere Gedanken zu bringen, hatte ich den Regierungspräsidenten und den Polizeipräsidenten z.D. Borek am 8ten März zum Abend eingeladen. Das "Triumvirat" war also in meiner Wohnung versammelt. Fräulein Beyer hatte uns ein sehr schönes Abendessen vorgesetzt, und nach demselben versuchten wir, unsere trüben Gedanken ein wenig in Alkohol zu ersäufen. Wir waren in tiefsinnige Gespräche über unsere mehr als prekäre Lage vertieft, als etwa um 11 Uhr Nachts mein Telephon auf dem Schreibtisch schrillte. Ich ging an den Apparat, und die Stimme eines Wachtmeisters meldete: "Fernspruch des Herrn Ministerpräsidenten Goering persönlich." Ich horchte hoch auf: "Einen Augenblick!" - "So, aufnahmebereit; bitte, durchsagen!" Zufällig liegt der Fernspruch vor mir. Er lautete: "An den Regierungspräsidenten von Stettin. Ich habe mit sofortiger Wirkung den Polizeipräsidenten Engel beurlaubt und ihm jede dienstliche Ausübung untersagt. Ich befehle Ihnen, sofort einen energischen Beamten als seinen Stellvertreter zu beauftragen. Des Weiteren beauftrage ich Sie, sofort alles Notwendige zu veranlassen, um eine strenge Untersuchung bezüglich des Konzentrationslagers Bredow und der dort vorgekommenen Misshandlungen durchzuführen. Das Konzentrationslager Bredow ist sofort durch Landespolizei unter Bewachung zu stellen; jede andere Bewachungsmannschaft ist abzulösen. Soweit geringster Verdacht seitens bisheriger Wachmannschaften besteht, Misshandlungen ausgeführt zu haben, sind diese sofort zu verhaften. Der Chauffeur des Polizeipräsidenten, der sich angeblich an den Misshandlungen beteiligt hat, ist ebenfalls zu verhaften. Soweit Schwierigkeiten auftreten, ist die Landespolizei rücksichtslos heranzuziehen. Ich schicke morgen Beamte der geheimen Staatspolizei und der Zentralstaatsanwaltschaft zwecks Untersuchung der Vorgänge. Der Ministerpräsident Goering."

Wir konnten alle einen Jubelschrei nicht unterdrücken,

als ich Göppert und Borsch dieses Staatstelegramm vorlas, und dann sanken wir uns - meines Wissens wörtlich verstanden- gerührt in die Arme, von einer furchtbaren Spannung befreit. Wir waren in einer Hochstimmung sondergleichen. Wir hatten den Kampf gewonnen! Die höchste Stelle im Lande Preußen hatte sich auf unsere Seite gestellt. Nun mußte sich alles, alles wenden!

Diese Nacht in meiner Wohnung glich einem Großkampf bei einem Armeoberkommando; und wir rechneten auch ganz ernsthaft mit blutigen Zusammenstößen. Sofort wurde gehandelt. Zunächst bestellte ich den Kommandeur der Landespolizei, der uns ja nicht mehr unterstand, "auf Befehl des Herrn Ministerpräsidenten" in meine Wohnung. Etwa um Mitternacht erschien er, und nun wurde ein Schlachtplan entworfen. Der Hauptinhalt war, die gesamte Landespolizei zu alarmieren, aber nur eine Hundertschaft zur sofortigen Besetzung der Vulkanwerft zu kommandieren, jeden Widerstand der S.S. mit Waffengewalt zu brechen und verschiedene S.S.-Männer zu verhaften. Herr Hoffmann war übrigens bereits in Berlin verhaftet worden und wurde m.W. in dieser Nacht nach Stettin transportiert. Das Unternehmen gegen das Lager sollte der Major der Landespolizei Strecker leiten. Ein anderer Major wurde auf meinen Vorschlag vom Regierungspräsidenten mit der vorläufigen Führung des Polizeipräsidioms beauftragt. Dieser ließ ich schon vorher durch Landespolizei besetzen. Engel war von Stettin abwesend.

Etwa um 3 Uhr morgens verließen wir unser Hauptquartier von meiner Wohnung in das Regierungsgebäude. In der Stadt war alles ruhig. Auf der Regierung hatten wir nur die Chauffeurs, unsern Major der Schutzpolizei und den Polizeidezernenten alarmiert. Vor dem Polizeipräsidium standen bereits Doppelposten der Landespolizei. Mit begreiflicher Spannung warteten wir der Dinge, die da kommen sollten und wünschten nur heiß, daß die Hundertschaft bald marschieren würde. Um 4 Uhr morgens hörten wir denn auch endlich den dröhnenden Gleichschritt der breiten Kompanie und uns wurde wohl! Eine halbe Stunde später erfolgte Meldung von Major Strecker: "Lager Bredow schlagartig besetzt. Kein Widerstand. S.S.-Bewachungsmannschaften zum Teil aus dem Lager gewiesen, zum Teil verhaftet." Uns wurde noch wohl! Mein Apparat stand nicht still. Die Meldungen aus der Stadt und die Fernsprüche aus Berlin überstürzten sich. Plötzlich war Polizeipräsident Engel am Apparat. In seiner Stimme zitterte noch der Schrecken nach.

Institut

Mit fast weinerlicher Stimme sagte er demütig: "Herr Regierungspräsident, man verwehrt mir den Eintritt in mein Dienstzimmer. Ich muß mir Einiges daraus holen. Wollen Sie nicht so gütig sein, und dem diensttuenden Offizier die Weisung geben, mir das Betreten des Dienstzimmers zu gestatten. Meine Amtsentsetzung beruht ja doch ohnehin ~~ausgeschlossen~~ nur auf einem Mißverständnis, das sich hoffentlich bald klären wird." Ich sagte: "Ich glaube nicht, daß Ihre Amtsentsetzung auf einem Mißverständnis beruht, Herr Polizeipräsident, und die Genehmigung zum Betreten Ihres Dienstzimmers kann ich Ihnen zu meinem Bedauern nicht geben. Ich werde aber dem diensttuenden Offizier die Weisung geben, daß er Ihnen Ihre persönliche Sachen, soweit es sich nicht um Akten handelt, herausgibt."

Wir konnten es nicht begreifen, daß die Verhaftung von so Vielen angeordnet war, aber der Hauptakteur, der für das Lager verantwortlich war, der Polizeipräsident Engel, frei herumlief. Es kam aber noch besser: Nach einigen Tagen wurde Engel wieder in Amt und Würden eingesetzt, und zwar mit der ~~Begründung~~-klassischen Begründung Goerings, daß der Chauffeur Engels sich gernicht an den Mißhandlungen im Lager beteiligt hätte! Abgesehen davon, daß dieses doch stimmte, und der Chauffeur sich wohl an den Mißhandlungen beteiligt hatte, war dieser Umstand hinsichtlich des Verhaltens Engels im Grunde ja völlig gleichgültig.

Zwei Tage nach seiner Wiedereinsetzung als Polizeipräsident wurde durch abermaligen Erlaß Goerings die Stapostelle in Stettin aufgelöst und eine neue Stapostelle mit unmittelbarer Unterstellung unter das Geheime Staatspolizeiamt eingerichtet. Mit seiner Leitung wurde der Regierungsassessor Dengler beauftragt, mit dem wir in diesen Tagen viel zu tun hatten. Dengler sollte noch nach Jahren als ein mir unterstellter Landrat meinen Weg kreuzen.

Als der von Goering bestellte Staatsanwalt in dem sich jetzt abspielenden großen Prozess wegen des Lagers Bredowtraf der junge Staatsanwaltschaftsrat von Haake in Stettin ein und setzte sich sofort mit uns in Verbindung. "trotzdem ihm Goering seinen persönlichen Schutz zugesichert hatte, war es eine mehr als heikle Angelegenheit für ihn, als öffentlicher Ankläger gegen die Schützlinge von Partei und S.S. aufzutreten. Wie gefährdet sein Leben war, habe ich erst später erkannt. Damals betrachtete ich seine diesbezüglichen Befürchtungen für etwas übertrieben. So hielt er Besprechungen mit mir z.B. hauptsächlich in irgend einem Lokal ab, das er mündlich mit mir verabredet hatte, während er sich te-

lephonisch kurz vorher mit mir auf ein anderes Lokal geeinigt hatte, um die spionierenden Abhörer unseres Ferngesprächs irrezuführen. Ich lächelte etwas ungläubig über diese Vorsichtsmaßnahmen, bis Haake mir eines Tages sagte: "Nun gut, treffen wir uns doch heute wirklich in dem Lokal, das wir telefonisch verabredet haben. Ich garantiere Ihnen, daß wir dort sofort überwacht werden." Wir taten so und verabredeten uns fernmündlich in einer halben Stunde in einem Lokal am Hohenzollernplatz, wo ich wohnte. Nachdem wir dort Platz genommen hatten, vergingen noch nicht 5 Minuten, als ein Herr das Lokal betrat und neben unserm Tisch Platz nahm, während einige Minuten später ein zweiter Herr folgte, und den Tisch an unserer anderen Seite wählte. Zufällig erkannte ich in diesem eine der Kreaturen der Gauleitung. Haake sagte lediglich, indem er eifrig die Speisekarte studierte; "Voilà". Daß wir uns an diesem Tage über alles unterhielten, nur nicht über das Lager Bredow und den Prozess, lag auf der Hand. Haake mußte während dieses Prozesses natürlich oft im Kraftwagen nach Berlin aufbrechen; und da hatte er den Regierungspräsidenten gebeten, sofort Nachforschungen nach ihm anzustellen, sobald er nicht binnen 3 Stunden seine Ankunft in Berlin fernmündlich Göppert gemeldet hätte.

Der Prozess konnte jedoch ohne nennenswerte Zwischenfälle durchgeführt werden, förderte gräßliche Dinge zu Tage und endete mit der Verurteilung der Angeklagten zu mehrjährigen Freiheitsstrafen. Hoffmann bekam 13 Jahre Zuchthaus. Der Hauptverantwortliche, Engel, ging leer aus, ja war überhaupt nicht angeklagt.

Vor der Urteilsverkündung zog jedoch das liebe Osterfest herauf, und ich fuhr wieder in die Heimat. Größere Kontraste, als diese furchtbaren Vorgänge in Stettin und die friedliche Osterzeit im lieben alten Sophienthal kann man sich wohl nicht gut vorstellen. Wie waren diese Zeiten immer schön; jene im Jahre 1934 besaß ders! Niemals im ganzen Jahr denke ich mit brannenderer Sehnsucht der Heimat, als zu Ostern, in dieser ersten Frühlingsperiode, wenn die Stare vor meinem Fenster auf dem Balkonsch und den alte Kastanien zwitscherten, wenn die Kibitze auf den Wiesen und Koppeln aufgereggt und wenig melodisch schrillen und die Lerchen auf den grünen Beeten desto melodischer ihren Osterchoral sangen, senkrecht sich in den blauen Himmel hineinschraubend, wenn der Waldboden mit einem einzigen blauen Teppich von Leberblümchen

bedeckt war, in den sich ein Muster von weißen und gelben Anemonen hereinwob, wenn die erste Sommersaat gestreut wurde (in Sophienthal immer noch mit der Hand!) und wenn in Wald und Park gepflanzt wurde. Niemals wie in dieser Zeit fühlte ich mich so in meine Kindheit zurückversetzt. Ich war regelrecht aufgeregt in der Spannung, an welchem Tage die Störche ihr altes Nest auf dem Scheunendach gerade gegenüber der Vorfahrt beziehen würden, oder ob^{er}gar, was zuweilen passiert war, ein anderes Nest, welches sich auf der rechten Seite der langen Scheune befindend, bevorzugen würden, ob es gar schon verlassen gäbe, und an welcher Stelle im Park sie zuerst aufblühen würden. Das erste Grün an den wilden Johannisbeersträuchern hinten im Park am "Sinai" war geradezu eine Offenbarung, und ein noch bedeutsameres Ereignis war es, als ich in diesem Jahr ^{im Wald} an einer Stelle rote Leberblümchen fand - ein Naturwunder, das in Sophienthal noch nie vorgekommen war. An einer Stelle im Kertensdorfer Park hatte es solche in meiner Kindheit gegeben, und mich hatte stets brennender Ehrgeiz erfüllt, daß diese auch in Sophienthaler Wald wachsen möchten, aber nie war dieser Ehrgeiz gestillt worden. Und nun fand ich diese begehrten roten Leberblümchen mit 44 Jahren doch im Sophienthaler Wald. Meine Überraschung und Freude waren so groß, daß ich gleich einige Pflanzen ausgrub und im Park anpflanzte, wie denn überhaupt mein ganzes Bestreben war, in Sophienthal viele Pflanzen einzubürgern, die es dort nicht oder nur spärlich gab, die mir aber gerade deswegen in meiner Kinderzeit ganz besonders begehrenswert erschienen waren; dazu gehörten u. a. vor allem Himmelsschüssel und Waldmeister; auch Trauerweiden fielen in diese Kategorie. Ich glaube, Barones Bahl hielt mich öfters schon geradezu für kindisch, und ich genierte mich beinahe ein wenig vor ihr. Auch ich selbst kam mit manchmal in dieser Hinsicht fast albern vor; das Einspinnen in die Vergangenheit lag mir ohnehin schon von Jugend an im Blut. In Sophienthal und Waldeck verstärkte sich dieser Hang noch erheblich. Ich merkte dies sehr wohl und lächelte innerlich über mich selbst bei dem Gedanken, daß ich mit 60 Jahren wohl schon wieder mit Bleisoldaten und Bauklötzen spielen würde. Aber schön war dieses Zurücksinken in die Kinderzeit in Sophienthal doch! Dazu gehörte auch mein Entzücken, wenn ich in dem alten Glasschrank im Bücherzimmer wieder einmal ein Kinderbuch entdeckte, das ich als Junge verschlungen hatte, seien es die al-

ten Jahrgänge von Auerbachs Kinderkalendern oder die schauerlich-schönen Geschichten von Hauff, seien es Grimms und Andersens Märchen in ihren dicken Originalausgaben oder seien es in Waldeck die moralisch-lehrhaften, aber doch aufregenden Jugendbücher von Gustav Hieritz und Hoffmann, an denen sich schon unsere Großeltern als Kinder ergötzt hatten. Die Daheimkalender, Romane der Heimbürg und David Copperfield von Dickens gehörten, wenn auch nur sehr bedingt, zu derselben Klasse. Auch die alten Kommoden im Bücherzimmer mit ihren Tagebüchern, Briefen und Dokumenten der Vergangenheit bildeten eine unerschöpfliche Fundgrube. So war mir das kleine Bücherzimmer in Sophienthal- Wohlwollende nannten es "Bibliothek"- im ganzen Haus fast der anziehendste und interessanteste Raum, in dem ich beinahe täglich neue Entdeckungen machte, und sei es auch nur, daß ich das Menu vom Hochzeitsdiner meiner Eltern oder ähnliche "historische Dokumente" fand. Mit dem Menu, das wohl so seine 36 Gänge enthielt, ging ich heimtückisch zu meinem Vater und sagte: "Du, Vater, ich muß dir doch einmal ~~das~~ Menu aus alter Zeit vorlesen! Mein Vater hörte interessiert zu und fragte: "Wo war denn diese ekelhafte Fresserei?" - "Auf Eurer Hochzeit", sagte ich nur kurz, und amüsierte mich königlich, daß er mir dies nicht glauben wollte, sondern sich erst durch den Augenschein von der Richtigkeit überzeuete.

Ostern fiel an diesem Jahr auf den 1. April, Palmsonntag auf den 25. März. Mit diesem ersten Tage der heiligen Woche begann, wenn auch nicht im kirchlichen Sinne, die Osterzeit. Jeder Tag in ihr hatte in Ostpreußen einen besonderen Namen: Palmsonntag, Blaumontag, weißer Dienstag, krummer Mittwoch, Gründonnerstag, Karfreitag und stiller Sonnabend. Die Leute nannten auch den Karfreitag meist "Stillfreitag". Nebenbei möchte ich hierzu bemerken, daß die Scherzbezeichnung "blauer Montag" hinsichtlich eines Mannes, der am Montag wegen Katers die Arbeit schenzt, ursprünglich dem Namen des Montags der stillen Woche entlehnt ist. Zum Palmsonntag konnte ich in diesem Jahr noch nicht in der Heimat eintreffen, dafür aber zum Gründonnerstag, der auch außerhalb der Kirchenmauern - zumal früher in Ostpreußen eine große Rolle spielte und schon ein bißchen als Feiertag galt. Im nördlichen Ostpreußen herrschte auch heute noch - wie ehemals überall - von Mittag ab Arbeitsruhe; wenn auch

nicht offiziell, so war dies in meiner Kindheit doch praktisch auch bei uns noch der Fall; denn da der größte Teil der Gutsleute am Karfreitag zum Hl. Abendmahl ging und der Beichtgottesdienst dazu am Gründonnerstag nachmittags war, stand die Wirtschaft ohnehin von Mittag ab still.

Meine Geschwister Plehwe aus Dwarischken mit ihren Kindern kamen, wenn ich mich nicht sehr irre, in diesem Jahr auch zum Fest nach Sophienthal, und wir trafen alle sein et sauf, vergnügt und munter am Gründonnerstag im Älternhaus ein. Die größte Feierlichkeit dieses Tages war die Vespermahlzeit, die nach guter alter Sitte stets an der langen Tafel im Esszimmer eingenommen wurde, und zu der es den obligaten Gründonnerstagkringel gab, der in keinem ostpreußischen Hause fehlen durfte. Den Weihnachtsbaum hätte man dem Ostpreußen zur Not nehmen können, aber niemals den Gründonnerstagkringel. Das wundervolle Gebäck, eine Fülle von Rosinen und Korinthen enthaltend, dick mit Zuckerguß überkrustet und in der Form einer riesigen 8 gebacken, wurde auf einer großen Holzplatte, frisch aus dem Ofen kommend, serviert und schmeckte zu dem exquisiten Kaffee mit Schlagsahne und allem Zubehör wundervoll. In jedem Hause war das Rezept anders, aber natürlich hielt man dasjenige aus Sophienthal und Waldeck für das unübertrefflichste; nur Etta fand selbstverständlich seit ihrer Verheiratung das Mertzendorfer noch schöner. Die Hausleute, Knechte und einige andere Gutshonoratioren erhielten je einen kleineren, gekauften Kringel, von denen in den Bäckereien unvorstellbare Massen für den Gründonnerstag hergestellt wurden. Als Kinder hatten wir in Sophienthal und auch in Waldeck, sofern wir zum Fest dort waren, das Ehrenamt, diese an die Leute zu verteilen; und ich will nicht übertreiben, aber ich glaube, ich war bereits wohlbestallter Fiedow- Dragoner in Lüben, als ich noch persönlich auf Geheiß der grand'mère der guten alten Juste, dem Kutscher Schwetling und anderen Faktoten ihre Kringel hinbrachte.

Wie steht mir die gemütliche Kaffeetafel im Älternhaus am Gründonnerstag-Nachmittag, mit dem Ostern nach unsern Begriffen eigentlich bereits begann, und die "Osterstimmung" einsetzte, so lebhaft vor Augen! Mein Vater präsierte, wie stets, am Ende des langen Tisches, der riesige Kringel war bis auf einen kümmerlichen Rest vertilgt, der gute Kaffee hatte unsere Lebensgeister nach anstrengender Reise wieder neu ge-

stärkt (wobei die Frage offenbleibt, ob meine Fahrt von etwa 600 km anstrengender war als die Reise für Plehwas von Dwarischken mit nur 150 km, aber 36 maligen Umsteigen), Cigarren und Cigaretten wurden zur letzten Tasse Kaffee gereicht, worauf mein Vater allen Widerständen zum Trotz glücklicher Weise immer darauf streng hielt, und dann mußten wir ihm von unsern Erlebnissen berichten, was ihm stets die größte Freude war, zumal wenn er seine Kinder "zu hundert %" wie er ja stets sagte, "um sich versammelt hatte"; denn die Mertensdorfer waren natürlich zu dieser sacralen Mahlzeit und zu Ehren unserer Ankunft auch erschienen. In solcher Stunde versanken dann die ganzen Stettiner Schreckenisse mit den Partei-Intrigen, mit Karpenstein und Gravenstein und selbst mit Herrn Engel und seinem Konzentrationslager, das ja zum Glück nun auch aufgelöst war, in weitenweite Fernen, und zurück blieb nur die Freude, wieder zu Hause und im Besitz einer solchen Heimat zu sein. - Karl-Elmar war nun bereits junger Leutnant, und selbst Paula Victoria, das "Polinchen", wie mademoiselle Barberause sagte, war zur 19 jährigen Jungfrau erblüht. Diese Ostern war sie allerdings, soweit ich mich entsinne, nicht mitgekommen, sondern in Berlin geblieben.

Am Karfreitag erfolgte dann Fahrt zur Kirche mit Gang zum Hl. Abendmahl. Aus der schwarzen Drapierung der Kirche hoben sich unsere purpurroten Samtsessel aus dem großväterlichen Tanzsaal noch hoffärtiger und weltlicher hervor als für gewöhnlich, und ich konnte bei diesem Gedanken ein inneres Lächeln nie ganz unterdrücken, genau wie in der Georgenauer Kirche beim Anblick des Bildes vom Urgroßvater, dem "wilden Mann", der ausgerechnet als einziger "Heiliger" die Kirche zierte. Für meinen Schwager Karl war es in Deutsch-Wilten stets ein Quelle der Freude, vor dem schon beschriebenen Glockenturm zu fast ebener Erde die gewaltigen Anstrengungen des Mannes oder der Frau, die die Glocke in Bewegung setzten, zu beobachten. Er bildete darin den Gegensatz zu unsern Pferden, die wieder von Entsetzen erfüllt wurden, als die Glocken auf 3 Meter Entfernung zu dröhnen begannen, und blieb beharrlich vor dem Glockenturm stehen, bis Ika etwas ärgerlich und ungeduldig sagte: "Karlchen, nun komm doch endlich in die Kirche. Die Pferde sind so scheu und werden dem Robert wieder durchgehen." Sehr logisch und berechtigt sagte Karlchen: "Aber, mein Katzchen, das stimmt wirklich nicht; die Pferde scheuen doch vor dem Glockenläuten, aber nicht, weil ich mir das ansehe." Auch Ika konnte sich dieser streng logischen Schluß-

folgerung ihres Mannes nicht verschließen.

Ich konnte mich noch immer nicht an den leeren Sporwitter Kirchenstand uns gegenüber gewöhnen, wo nun eine riesige geschnitzte Gedenktafel für Herrn und Frau von Stach mit Wappenschild einen wehmütigen Ersatz bildete für die große Familie, die ehemals Sonntag für Sonntag mit andächtigen Gesichtern uns gegenüber saß und selbst bei der größten, unfreiwilligen Komik in der Predigt unseres guten alten Pfarrers keine Miene verzog, während meine Schwestern - nach dem Ausspruch meiner Mutter längst nicht so gut erzogen wie die Sporwitter Töchter - ihre Gesichter wie in einem plötzlichen Erstickungsanfall hinter ihren Taschentüchern verbargen.

Diese Gefahr bestand bei den Predigten von Pfarrer Sprang nun nicht mehr. Er sprach stets mit so larmoyanter Stimme wie auf einem Leichenbegängnis, und heute am Karfreitag paßte dies ja auch sehr gut; aber am Ostersonntag, dem höchsten Freudenfest der Kirche, predigte er in ebenso klagenden Tonfall, wenn auch alles, was er sagte, einwandfrei und gut war.

Wie schön war der Ostermorgen zu Hause! Allerdings holte ich nun nicht mehr vor Sonnenaufgang mit den Leuten Osterwasser aus dem Sprind auf der Waldwiese (dem einzigen natürlichen "Quellwasser" in Sophienthal, was ja Bedingung war), um das Osterlamm in der Sonne tanzen sehen zu können; aber ich hatte auch jetzt noch immer den Eindruck, daß die Sonne am heiligen Osterfest leuchtender und strahlender ihre Bahn zog, als an gewöhnlichen Tagen, und daß die Lerchen einen ausgesprochenen Osterchoral sangen. Daher war mir auch stets der liebste Osterchoral das alte Lied, das ich einmal in der Friedländer Kirche von einem schönen Chor zu Beginn des Gottesdienstes singen hörte, und dessen erste Strophe lautete:

"Wandle leuchtender und schöner, Ostersonne, deinen Lauf,
Denn dein Herr und mein Versöhner stieg aus seinem Grabe auf.
Als das Haupt er sterbend beugte, bargst du dich in mächt'gem
Flor;
Doch jetzt komm hervor und leuchte, den auch Er stieg längst
empor."

Die materiellen Vorzüge des Osterfestes waren aber auch sehr bedeutsam, und dazu gehörte vor allem die reich gedeckte Frühstückstafel mit dem großen, mit Moos und Frühlingsblumen ausgestatteten Nest voll bunter Ostereier in sämtlichen

ED 129-2-125

Farben als Mittelpunkt und point de vue.

Am ersten oder zweiten Feiertag fand das übliche Verwandten- und Nachbarendiner statt. Eine Tischordnung von dem Ostermahl dieses Jahres liegt mir zwar nicht vor, aber daß sich die Tischgäste aus den Häusern Mertensdorf, Georgenau, Gostehne und Pr. Wilten sowie der guten Frau von Huebbenet (Onkel Werner selbst kam seit über 3 Jahren nicht mehr nach Sophienthal) zusammensetzten, kann ich auch ohne Tischordnung versichern, ebenso, daß mein Vater die "Fürstin-Mutter" oder Frau von Huebbenet zu Tisch führte und bestimmt wieder gesagt hatte: "Setzt mir nur die schöne Frau gegenüber, damit ich etwas Hübsches zum Ansehen habe." Im Grunde war ja mit geringen Abweichungen in dieser Beziehung alles geblieben wie es in der konservativen Friedland/Domnauer Ecke immer gewesen war. Trudchen Stach hielt Ika bis auf diesen Tag noch immer vor, daß sie einmal als junges Mädchen zu einer der Sporwitter Töchter gesagt hätte: "Weißt du, unsere Gegend ist ja ganz nett, aber jede Gesellschaft immer nur mit den Verwandten und den Sporwittern ist doch ziemlich langweilig."

Ebenso kann ich, auch ohne daß mir ein Menu des Festdiners vorliegt, versichern, daß es als ersten Gang nach der Suppe den obligaten, in keinem ostpreußischen Hause fehlenden "Osterschinken" gab. Das war ein herrliches Gericht: Ein riesiger, in Burgunder gekochter Schinken, der u.a. mit gebäunten Zwiebeln und einer Fülle von harten Eiern, die mit Gewürznelken gespickt waren, garniert war.

Der Morgen des zweiten Feiertages war in Ostpreußen dem "Schmäckostern" vorbehalten; eigentlich eine etwas barbarische Sitte, die darin bestand, daß die Kinder das Recht hatten, mit grünen Zweigen, die schon wöchentlich vorher nur zu diesem Zweck in Wasser gestellt waren, die Respektpersonen nach Herzenslust zu verprügeln. In Abbarten z.B. war es üblich, daß der Gutsherr, ehemals also mein Großvater, mit einem dicken Pelz angetan, sich in der Halle am frühen Morgen des zweiten Feiertages dieser Prozedur unterwerfen mußte, wozu die Kinder sämtlicher Abbarter Güter und Vorwerke zusammenströmten. Dafür, daß sie den Gutsherrn verprügeln durften, bekam dann jedes Kind obendrein noch 50 Pfennige und 3 gefärbte Ostereier. Bis in die letzten Tage von Abbarten hatte sich diese Sitte erhalten; und noch vor drei Jahren war mein Vetter Fritz in Abbarten von

sämtlichen Dorfkindern "schmackostert" worden. Er dabei im Chor gescheiene Spruch der Jugend war nicht sehr geistreich. Er lautete:

"Schmackoster, schmackoster,
drei Eier, ein Stück Speck,
eher geh ich nicht weg."

Für alle jugendlichen Mitglieder der Familie war es am Abend des ersten Ostertages ihre dringlichste Aufgabe, sich heintürkisch den Schlüssel zu den jeweiligen Schlafzimmern der Onkel, Tanten, älteren Vettern und Cousinen zu bemächtigen, damit diese sich nicht durch Einschließen dem Schmackostern entziehen konnten. Für mich als Jungen waren Werner und Gert die beliebtesten Objekte dieser gemütvollen Ostersitte; an die würdigeren Onkels oder gar die Eltern und die grand'mere wagte ich mich doch nicht heran.

Außerdem fand am zweiten Feiertag das große Ostereiersuchen für alle Dorfkinde r statt. Das war sowohl in Sophienthal als auch in Waldeck stets eine große feierliche Angelegenheit, an die ich noch die schönsten Erinnerungen habe. Für uns selbst fand daran anschließend bis in unsere sehr gereiften Jahre hinein das Ostereier-Suchen in großen Waldecker Saal statt. Hier versteckte die Großmama höchstpersönlich und mit ihren Trabanten Ostereier aus Chokolade und Marzipan. Merkwürdiger Weise habe ich hieran nicht so ungetrübte Erinnerungen, weil ich mich meist ärgern mußte, daß meine findige Schwester Ika uns stets fast sämtliche Eier vor der Nase wegschnappte, worin ihr Gert nicht viel nachstand; nicht, daß ich ihnen ihre Funde nicht gönnte! Aber ich ärgerte mich immer über meine mangelnde Findigkeit und meine Unbeholfenheit. Daß auf Geheiß der gerechten Großmama Ika und Gert nachher ihren Raub mit uns andern teilen mußten, verletzte nur noch mehr meinen Stolz und konnte mich über meine Minderwertigkeitskomplexe nicht hinwegtrösten.

Das Ostereiersuchen der Dorfkinde r fand in diesem Jahr nicht mehr statt. Unmerklich war die Sitte in Fortfall gekommen. Ich weiß nicht, ob Gräfin Bülow oder Frau von Martitz sie abgeschafft hatten.

In den Tagen nach Ostern erstreckte sich meine ganze Passion auf die Anpflanzungen in Wald und Park, worin mir mein guter Vater ziemlich freie Hand ließ. Nur umgekehrt hatte ich stets einen schweren Kampf auszufechten, wenn Bäume aus dem

Park herausgenommen werden sollten; aber auch dies mußte oft sein, zumal seit mehr als einem Jahrzehnt kaum je die heilsame Art an einen einzigen Baum im Park gelegt worden war. Aber nunmehr hatten wir vereinten Geschwister - wahrscheinlich mit Vera Lisa- dieses doch durchgesetzt. Es war in diesem Jahr, daß mein Vater kummervoll und resigniert zu einer Nachbarin gesagt hatte: "Jetzt holzen mir meine Kinder auch noch meinen ganzen Garten ab."

Dafür wurde aber in diesem Frühjahr 1934 eine größere Neuanpflanzung am Ende des Parks und des alten Obstgartens angelegt, wozu mein Vater einen schmalen Streifen der an den Park stoßenden Koppel- unseres Champignonfeldes- freigegeben hatte. Die Neuanpflanzung, bei der ich meine ganze Phantasie spielen lassen konnte, und ich jeden Baum bestimmte, machte mir einen ungeheuren Spaß. Natürlich wurde sie so angelegt, daß der Blick von dem Aussichtsplatz meines Vaters, dem "Sinai", wie er ihn nannte, frei blieb. Ich glaube, ich weiß heute noch den Stand jeder einzelnen Kastanie, Birke, Linde und Eiche inmitten eines Fichten-"Puddings", wie Vera Lisa die abgerundete Anhäufung von Bäumen und Sträuchern nannte.

Selten wurde mir der Abschied von der Heimat so schwer wie dieses Mal, gleich als ob ich es ahnte, daß es das letzte Osterfest gewesen wäre, an dem der Vater noch unter uns weilte. Es erfolgte die kontrastreiche Rückkehr aus dem Friedensasyl in das kampfduchtochte Stettin, wo ich mit der Nachricht über die inzwischen erfolgte und bereits erwähnte Verurteilung der Angeklagten im Prozess "Lager Bredow" empfangen wurde. Gleichzeitig erfuhr ich zu meiner Genugtuung, daß mein Spezialfreund, der Polizeipräsident Engel, nunmehr endgültig abgesetzt sei, allerdings unter Betreuung mit einem Posten bei der Stadtverwaltung Berlin, wo ihm die Leitung der Müllabfuhr übertragen wurde. Ich war so froh, daß dieser unsympthische und brutale Bursche aus meinem Blickfeld verschwand, daß ich mich nicht einmal zu den billigen und sehr naheliegenden Witzen über seine neue Tätigkeit beteiligte. Der Gauleiter Karpenstein, der sich ja idtisch mit Engel und seinem Konzentrationslager erklärt hatte, war in dem Kampf gegen uns unterlegen! Daß er diese Niederlage nicht vergessen und sich bei der ersten Gelegenheit an uns rächen würde, war uns sonnenklar, dem Regierungspräsidenten in erster Linie.

DER BLUTSOMMER 1934.

Der Sieg, den der Regierungspräsident mit uns erfochten hatte, und der so viele Unglückliche befreite und unzählige andere vor einem furchtbaren Schicksal bewar^ate, hatte für mich persönlich einen ungeheuren Vorteil, nämlich daß der Schlag, den die Gauleitung gegen mich mit dem unerhörten Schreiben Cravensteins geführt hatte, ohne Folgen blieb. Zu anderer Zeit hätte der schriftliche Vorwurf des Gauleiters^a Stellvertreters, daß ich "in Wahrheit ein Feind des Nationalsozialismus" sei, den dienstlichen Tod, wenn nicht Schlimmeres bedeutet. Jetzt lenkte die Gauleitung zunächst einmal ein und suchte wieder Fühlung mit der bisher so verachteten Regierung. Eines Tages bat der Gauleiter plötzlich Borck, den auf seine Veranlassung abgesägten Polizeipräsidenten, zu einer Besprechung zu sich. In dieser Unterredung, die mir Borck gleich nach seiner Rückkehr brühwarm schilderte, war Karpenstein von bestrickender Liebenswürdigkeit gewesen, hatte Borck mehrere Elogen gemacht und der Hoffnung auf ein enges und vertrauensvolles Zusammenarbeiten zwischen Gauleitung und Regierung Ausdruck gegeben. Der gewiegte Politiker Borck ließ sich natürlich nicht einen Augenblick durch diese Sirenenklänge irreführen; aber auch er war wie ich der Ansicht, daß diese Anbiederungsversuche ihre großen Vorteile für uns hatten. Der mir durch den Brief Cravensteins ange-tane Affront war allerdings noch immer nicht aus der Welt geschafft, aber auch dies sollte nicht mehr lange auf sich warten lassen, und eines Tages bat der Gauleiter auch mich zu einer Besprechung zu sich. Da er den berüchtigten Brief ja nicht selbst unterschrieben hatte, benutzte er diesen Umstand geschickt, um von dem Schreiben abzurücken und mir zu erklären, es befänden sich darin einige bedauerliche Entgleisungen, die aber mit der großen Erregung Cravensteins, in die er über meinen abrupten Abbruch des bewußten Telefongesprüches geraten wäre, entschuldigt werden müßten. Er setzte mir dann in längerer Ausführungen auseinander, daß mein Dienstfeifer und meine Gerechtigkeitsliebe nur anzuerkennen wären, daß aber auch die Ge-

rechtigkeit übertrieben werden könnte, zumal wenn sie sich zum Schaden des Nationalsozialismus auswirke, und daß sie dann leicht in Bürokratie ausarte. Zum Schluß sagte er lächelnd: "Verzeihen Sie, Herr Vizepräsident, wenn ich Ihnen offen erkläre, wofür ich Sie halte. Es handelt sich um einen Scherzausdruck, den ich richtig zu verstehen und nicht Übel zu nehmen bitte. Sie sind aber wirklich das, was man gemeinhin als "Ordnungs- und Gerechtigkeitsbestie" zu bezeichnen pflegt." Selten hat mich das größte Lob so erfreut wie dieser Tadel aus dem Munde Karpensteins. Im Übrigen stellte er mir in Aussicht, daß Cravenstein selbst bei der nächsten Gelegenheit mit mir sprechen, und mir dabei auch erklären würde, daß er die bedauerlichen Ausdrücke in seinem Brief lediglich in seiner großen Erregung gebraucht hätte und nicht aufrechterhalten könnte. Im Hinblick auf den Absolutismus der Partei und den bei ihr herrschenden Verkehrston war dies also eine genugtuende Entschuldigung, wie sie formeller nicht gedacht werden konnte. Der Gauleiter-Stellvertreter Cravenstein nahm dann auch bald Veranlassung, - m.W. bei einer Gelegenheit auf der Regierung- zwar nicht sich zu entschuldigen, aber mir herzlich die Hand zu schütteln mit dem Bemerkten, es bestünde nun hoffentlich zwischen uns Beiden wieder die "ehemaligen guten Beziehungen." Anscheinend hielt er seinen Ausspruch, daß meine Gesinnungsgenossen "eigentlich täglich ausgepeitscht werden müßten," für durchaus vereinbar mit den "ehemaligen guten Beziehungen."

Dieser neue Wind des Friedens und der Eintracht wehte nicht lange. Zwar rein äußerlich war das Benehmen der Partei-Gewaltigen konzilianter und höflicher; sogar der jugendliche Oberbürgermeister Molsen nahm öfters Weisungen der Regierung entgegen, ohne gegen sie zu remonstrieren; aber in Wahrheit brütete der ganze Klüngel eifrig Rache. Wenn wir dies nicht ohnehin gewußt hätten, so wäre uns der schlüssige Beweis dafür durch eine Äußerung des S.A.-Gruppenführers v. Heydebreck mit erfrischender Deutlichkeit vor Augen geführt worden. Eines Tages erschien nämlich ein Beamter sehr aufgeregt bei mir und berichtete von einer S.A.-Besprechung, die Heydebreck mit seinen Unterführern abgehalten hätte. Wer der betreffende Beamte war, vermag ich nicht mehr anzugeben; ich vermute aber, Deutschbein; denn dieser hatte eine seltene Kunst, mir in aller Harmlosigkeit Dinge-au- stets unangenehme Dinge zu sagen. Ich bekam schon immer

Institut

leichte nervöse Anfälle, sobald mir der gute Deutschbein "vertrauliche Eröffnungen" machte. So war es auch jetzt wieder. Er berichtete nämlich sehr empört, Heydebreck hätte auf der erwähnten S.A.-Führerbesprechung ausgeführt, die nationalsozialistische Revolution sei noch längst nicht abgeschlossen, und es müsse noch sehr viel mehr Blut fließen; die S.A. würde bald die Gelegenheit haben "aufzuräumen", und die eraten, die hier in Stettin gehängt werden würden, seien der Regierungspräsident Göppert und der Vizepräsident v. Alt-Stutterheim. Woher Deutschbein seine Weisheit hatte, ahne ich nicht; es gibt ja überall Leute, die nicht dicht halten können und die Ausführungen "streng vertraulicher" Besprechungen sofort weiter kolportieren. Ich tat Deutschbein gegenüber so, als ob mir die Sache völlig gleichgültig wäre und sagte etwas von oben herab, aus solche Klatschereien gäbe ich garnichts, und was Herr v. Heydebreck redete, sei mir total wurscht. Im Innern erschien mir die Angelgenheit aber doch recht bedenklich; wie bedenklich sie war, wurde mir allerdings erst später klar. - Vorweg sei bemerkt, daß das Schicksal Heydebreck erreichte, ehe er seine menschenfreundlichen Pläne durchführen konnte, indem nämlich schon wenige Wochen später nicht ich, sondern er gehängt oder vielmehr erschossen war. Ich mußte Herrn von Papen zustimmen, der in dieser Zeit das Wort prägte: "Wer am lautesten nach der Guillotine schreit, kommt am ehesten darauf." An jenem Tage, als ich die liegenschwüdrige Äußerung Heydebrecks hörte, stand er jedoch noch auf der Höhe seiner Macht und war neben dem Gauleiter der unumschränkte Herrscher Stettins und ganz Pommerns. Trotzdem bemühte ich mich, seine Äußerung als bramsbasierendes Geschwätz zu betrachten, das noch nicht einmal bewiesen war, und von dem ich daher meines Wissens sogar dem Regierungspräsidenten keine Kenntnis gab. Völlig unbefangen und kindlich-harmlos Heydebreck gegenüber fühlte ich mich allerdings doch nicht, als ich ihn am Abend dieses Tages bei einer Gelegenheit in Swinemünde an der Tafel gegenüber saß, und er mit einem heiteren Scherzwort auf mein Wohl trank.

Wenn ich erst gesagt habe: Karpenstein und Heydebreck waren die unumschränkten Herrscher Pommerns, so galt dies nicht für einen Faktor - die Reichswehr; aber diese stand, Gewehr bei Fuß, da und kümmerte sich im Allgemeinen nicht um die Ereignisse des bürgerlichen Lebens, wenn sie dieselben auch scharf be-

obachtete. Kommandierender war der General der Infanterie von Bock, das Vorbild eines jugendlichen, eleganten und brillant aussehenden Generals. Ich war eines Tages sehr überrascht und erfreut, als ich plötzlich eine Einladung zum Abendessen in seine Dienstwohnung im Generalkommando erhielt. Er entschuldigte sich mehrfach, daß er mich einfach eingeladen hätte, ohne daß wir in "Hausbeziehungen" ständen. Ich fand es im Gegenteil sehr nett von ihm und freute mich über die Einladung. Da Bock Witwer war und einen frauenlosen Haushalt führte, gab er einen Herrenabend, der sich durch ein erstklassiges Menu auszeichnete und auch sonst für mich sehr anregend und interessant war, zumal ich bei dieser Gelegenheit eine ganze Anzahl hoher Militärs kennen lernte, und ich auf gute Beziehungen zur Reichswehr ja besonderen Wert legte. In diese "guten Beziehungen" war ich sehr bald hereingekommen. Es freute mich richtig, als Regierungspräsident Göppert mich eines Tages darum bat, irgend etwas auf dem Generalkommando zu besprechen und dabei sagte: "Sie sind doch der Hauptverbindungsmann zwischen Militär und Regierung." Mir wurde es in Stettin auch leicht gemacht; denn seit Ende des Jahres war Oberst von Salmuth hier Chef des Stabes. Seine Frau war ja unsere Nachbarstochter, Lise=Lotte Meßling aus Kapsitten, auf deren Hochzeit im Jahre 1923 ich noch wie ein Wasserfall getanzt hatte. Jetzt hatten sie schon 2 nette, ~~halbwüchsige~~ halbwüchsige Jungens. Natürlich war ich auch öfters bei ihnen in ihrer hübschen Wohnung im Generalkommando. Auch mit Salmuths Vorgänger, Oberst Liebe, hatte ich mich gut gestanden. Aber gerade wegen meiner guten und nahen Beziehungen zur Wehrmacht hüftete ich mich davor, diese auszunutzen und das Generalkommando in den Streit zwischen Regierung und Gauleitung hineinzuziehen. Daß alle maßgebenden Männer vom Militär, der alte Feldmarschall v. Mackensen an der Spitze, innerlich völlig auf unserer Seite standen, wußte ich ohnehin. Schon das Bewußtsein, einen großen Bruder, der Waffen in der Hand hatte, auf seiner Seite zu haben, gab einem ein gewisses Gefühl der Sicherheit. Die Gauleitung hatte daher denn auch diesen "großen Bruder" nach Kräften, was sich nach aussen dahin dokumentierte, daß der Gauleiter grundsätzlich allen Veranstaltungen fern blieb, an denen die Reichswehr beteiligt war. Die S.A. sang ganz offiziell Spottlieder auf's Militär. Dies war günstig für uns; denn dadurch wurde dem Genralkommando Gelegenheit gegeben, aus seiner Reserve herauszutreten und über die Stettiner Zustände in Berlin zu

berichten.

ED 129 - 2 - 132

Eines schönen Tages, als ich in Arbeit vertieft in meinem Dienstzimmer saß, meldete mir ein Amtsgehilfe: "Der Herr Reichswehrminister Generaloberst von Blomberg." Ich schaute kaum auf und sagte nur: "Ach reden Sie keinen Unsinn! Heut ist doch nicht der 1. April." Inzwischen war aber auch Fräulein Tesch hereingeschlüpft und flüsterte mir aufgeregt zu: "Nein, wahrhaftig, Herr Vizepräsident, der Generaloberst von Blomberg ist da und wünscht Ihnen seinen Besuch zu machen; der Regierungspräsident ist abwesend." Ich begriff, daß es ernst war und stürzte heraus, um den hohen Gast zu empfangen. Dieser war aber bereits in's Dienstzimmer des Regierungspräsidenten gegangen, da es sich herausgestellt hatte, daß Göppert gar nicht abwesend war. Dieser ließ mich sofort zu sich bitten, und wir hatten nun eine etwa halbstündige Unterredung mit Blomberg und dessen Begleiter, General v. Reichenau. Der Name war mir geläufig; es war ja der "Nazi-General"! Jedenfalls galt er bei der Reichswehr als sehr Nationalsozialisten-freundlich.

Blomberg war sehr liebenswürdig. Da er ja Kommandierender General in Königsberg und m.W. auch einige Male bei meinen Geschwistern in Mertensdorf gewesen war, hatte er gleich Anknüpfungspunkte. Dann ging er aber sofort in medias res und fragte den Regierungspräsidenten nach den hiesigen politischen Verhältnissen. Ihm seien natürlich die bedauerlichen Spannungen, die hier zwischen der Partei einerseits und der Regierung sowie jetzt auch der Reichswehr andererseits herrschten, genau bekannt; aber natürlich habe er die Berichte bisher nur von militärischer Seite erhalten; daher wäre es ihm sehr wertvoll, auch einmal die Ansicht der Regierung zu erfahren. Das war für den Regierungspräsidenten natürlich ein mehr als heikles Thema; denn wenn der Gauleiter auch wenig nicht formell unser Vorgesetzter war, so war er es doch de facto, zumal kein Oberpräsident in der Provinz vorhanden war. In sehr geschickter Weise zog sich Göppert jedoch aus der Affaire, indem er dem Reichswehrminister einerseits über die hiesigen Verhältnisse reinen Wein einschenkte, ohne jedoch andererseits den Gauleiter persönlich allzusehr anzugreifen und bloßzustellen. Blomberg hörte sehr aufmerksam zu und fragte dann plötzlich: "Glauben Sie, Herr Regierungspräsident, daß sich die Zustände hier bessern und die Spannungen verschwinden würden, wenn der Gauleiter Karpenstein, wie es doch das Natürliche wäre, zum

Oberpräsidenten von Pommern ernannt würde?" Wie aus der Pistole geschossen, antwortete Göppert: "Auf diese Frage, Herr Generaloberst, ersparen Sie mir, bitte, die Antwort." Reichenau zuckte zusammen, und Blomberg wandte sich dann an mich mit der Frage: "Wie ist Ihre Ansicht, Herr Regierungsvizepräsident?" Ich antwortete lediglich: "Hundertprozentig die gleiche wie die des Herrn Regierungspräsidenten." Damit war dies Thema erschöpft, und nach einigen Höflichkeitworten verabschiedeten sich Blomberg und Reichenau, von Göppert und mir bis zur Treppe geleitet.

Bereits am nächsten Tage erfuhr ich brühwarm von einem Herrn des Generalkommandos von dem Eindruck, den Blomberg von dem Besuch mitgenommen hatte. Ich glaube, beim Frühstück hatte er zum Kommandierenden General v. Bock gesagt, im Allgemeinen hätte er ja zwar von der Regierung das gleiche ungünstige Urteil über die Gauleitung vernommen, wie es ihm aus den Berichten des Generalkommandos stets entgegenklänge; aber auf seine konkrete Frage an den Regierungspräsidenten, wie er sich zu einer Ernennung Karpensteins zum Oberpräsidenten stelle, habe er leider keine klare Antwort bekommen. Hier hatte Reichenau eingegriffen und gesagt: "Herr Generaloberst, ich glaube, eine noch deutlichere Antwort konnte der Regierungspräsident wirklich nicht geben." Blomberg hatte gelacht und erwidert: "Vielleicht haben Sie damit recht, Reichenau!" und er hatte auch wirklich sehr recht damit. Ich übersetzte Blombergs Fragen an den Regierungspräsidenten später Salmuth ins Militärische dahin, als ob er etwa über das Verhalten seines Kommandierenden Generals ausgefragt würde. Salmuth verstand dies sehr genau; und Bock tat es gleichfalls. Ich glaube denn auch, daß die Frage Blombergs, ob wir über die Ernennung Karpensteins zum Oberpräsidenten jubeln würden, auch nur rethorisch aufgefaßt werden konnte, es sei denn, daß wir gemäß dem "Gebet der Witwe" uns gesagt hätten, ein anderer würde vielleicht noch schlimmer sein. In diesem Gedicht betet nämlich eine arme Witwe inbrünstig, daß ihr regierender Graf noch lange am Leben bleibe. Als jemand sie verwundert fragte, warum sie so um das Leben ihres Grafen, der ihr doch eine Kuh weggenommen habe, besorgt sei, antwortete sie: "Ich hatte 4 Kühe. Der Vater des jetzigen Grafen nahm mir 2 fort, sein Sohn nahm mir dann eine und ließ mir noch eine. Kommt nun der junge Graf zur Regierung, so wird er mir auch noch die letzte nehmen. Deswegen bete ich, daß Gott den jetzt regierenden Grafen noch lange am Leben läßt." Hätten wir in

die Zukunft blicken können, so würden wir vielleicht auch den heißen Wunsch gehabt haben, Karpenstein möge noch lange Gauleiter bleiben und sogar Oberpräsident werden!

Es währte nicht lange Zeit, daß die Sttiner Gauleitung uns mit Sammetpfötchen anfaßte. Sehr bald zeigte sie wieder ihre Krallen. Auch in ihrem Kampf gegen die Reichswehr hatte sie zunächst eine Niederlage erlitten. Wahrscheinlich hatte sie auf Veranlassung Blombergs von höchster Stelle in Berlin ein von Donnergrollen begleiteter Blitzstrahl getroffen; denn plötzlich wurde das bei der S.A. gebräuchliche Spöttlied auf die Reichswehr sowohl vom Gauleiter als auch vom S.A.-Gruppenführer von Heydebreck in aller Form verboten, desgleichen bequänten sich beide dazu, dem Generalkommando mit auffallender Höflichkeit zu begegnen und sogar mit den hohen Militärs zusammen an verschiedenen Veranstaltungen teilzunehmen. Daß dieses alles nicht freiwillig geschah, war uns natürlich klar; aber ebenso auch, daß die Rache für diese vielen Niederlagen nicht lange auf sich warten lassen würde. Es erfolgte noch eher, als wir selbst es gedacht hatten.

Am 27. April erhielt der Regierungspräsident Göppert ein Telegramm des Ministerpräsidenten Giesert Goering, worin dieser seine Versetzung nach Köslin zum 1. Mai verfügte. Wir, seine Mitarbeiter, waren über diesen Schlag empört, als der Betroffene selbst. Es war ja das alte Prinzip, das ich ja auch schon in Potsdam am eigenen Leibe zu spüren bekommen hatte: Der Polizist, der ein Verbrechen aufdeckt und die Verbrecher der Wohlverdienten Strafe ausliefert, muß um der Parität willen gleichfalls bestraft werden! Die Gerechtigkeit über alles! Kube hatte ja auch die Fahne mit dem Spruch geweiht: "Gerechtigkeit erhöht ein Volk". Karpenstein allerdings hatte mir auseinandergesetzt, daß Gerechtigkeit niemals übertrieben ^{werden} und vor allem nicht der Partei schaden dürfe. Die Frage war also noch ein wenig ungeklärt.

Daß die Veretzung eines Regierungspräsidenten von der Provinzialhauptstadt in eine kleine, entlegene Mittelstadt natürlich einer Strafversetzung gleichkam, lag auf der Hand und war auch dem jüngsten Schreiberlehrling von 16 Jahren begreiflich.

Uns allen auf der Regierung wurde der Abschied von diesem gerechten und wohlwollenden Vorgesetzten, dem Vorbild des preußischen Verwaltungsbeamten "bester alter Schule", sehr schwer; bei Borok und mir mischte sich in diesen Abschiedsschmerz noch

die etwas egoistische Befürchtung vor dem neuen Chef. Würde er im Fahrwasser Karpensteins und Heydebrecks segeln, oder würde er im Gegenteil mit uns beiden zusammen ein zweites "Triumvirat" bilden?

Nach einem kurzen Interregnum, während dem ich wieder einmal vertretungsweise mit Gerechtigkeit und staatsmännischer Weisheit die Geschicke des Regierungsbezirks lenkte, traf als Nachfolger Göpperts der bisherige Regierungspräsident von Köln, Dr. Zur Bensen, ein.

Daß er Parteigenosse war, sprach in unseren Augen gegen ihn. Sehr gemildert wurde dieses bedauerliche Faktum jedoch durch den ihm vorangehenden Ruf, daß er gläubiger Katholik sei. Der erste Eindruck, den ich von ihm hatte, war mehr als befriedigend. Groß, gut aussehend, gewandt und freundlich begrüßte er mich mit der sprichwörtlichen "rheinischen Liebenswürdigkeit". Vollends aber nahm es meine "Itelkeit gefangen, daß er mir erzählte, er habe als Assessor in Königsberg vor 14 Jahren einmal Regierungsreferendar meines Namens dort kennen gelernt, der ein besonders netter Kerl gewesen sei, und er mich fragte, wie ich mit dem verwandt wäre. Ich mußte es zugeben, daß ich selbst dieser "besonders nette Kerl" sei, und sein ehrliches Erstaunen zeigte mir, daß er mich tatsächlich nicht erkannt hatte, gleich wie auch ich mich erst ~~1888~~ jetzt entsann, mit einem Regierungsassessor Zur Bensen in Königsberg zusammen gewesen zu sein und in der Königshalle am Regierungsmittagstisch gegessen zu haben. Ein Band mit dem neuen Chef war also gleich geknüpft, und daß er mir sofort wider Willen bescheinigt hatte, daß ich ein "besonders netter Kerl" sei, war ebenfalls sehr wertvoll für mich. Unsere dienstlichen und außerdienstlichen Beziehungen wurden denn auch bald so eng und freundschaftlich, wie es zwischen einem Regierungspräsidenten und Vizepräsidenten wohl nur selten der Fall ist. Auch weltanschaulich stimmten wir restlos mit einander überein, hauptsächlich aber in der großen Enttäuschung, die der Nationalsozialismus uns beiden in unserer christlichen Gesinnung gebracht hatte. Das eine war mir vom ersten Tage klar: In unserm neuen Chef würde die Gauleitung keinen Bundesgenossen finden! Von seiner feierlichen Einführung im großen Sitzungssaal unter den Augen der preußischen Könige ist mir noch in der Erinnerung geblieben, daß der Gauleiter-Stellvertreter Cravenstein daran teilnahm, mich bei dieser Gelegenheit auf meinem Dienstzimmer besuchte und dabei von Liebenswürdigkeit überquoll.

Zu Pfingsten stand Stettin ein gewaltiges Ereignis bevor: Das große S.A.-Treffen in Anwesenheit des Stabschefs Röhm "persönlich". Die größten Vorbereitungen wurden dazu getroffen. Der Oberbürgermeister Melsen überschlug sich in Teuer- und Ergebenheitsbezeugungen. Die ganze Stadt wurde geschmückt wie zum Empfang des größten Herrschers aller Zeiten. Nahe der Hakenterrasse zog sich hoch in den Lüften quer über die Straße ein Riesenband mit der Aufschrift: "Heil dem Stabschef Röhm, unserem Retter!" Eine Fülle von Veranstaltungen war geplant, zu denen die Regierung sogar eingeladen war. Mir war dieser ganze Rummel so dequant, daß ich mir lediglich überlegte, wie ich ihm entgehen könnte. Das Pfingstfest bot mir dazu willkommenen Anlaß. Ich erklärte, ich müßte in dringlichen Angelegenheiten nach Hause fahren und könne daher zu meinem größten Schmerz dem Empfang Röhm's nicht beiwohnen. Seitens der Parteigrößen wurde dieser Entschluß mit stiller, aber umso deutlicherer Mißbilligung quittiert. Daß man ein so weltbewegendes Ereignis wie das Stettiner S.A.-Treffen wegen eines so unbedeutenden Nebenumstandes, wie es das Pfingstfest darstellte, versäumen könne, war ohnehin unbegreiflich; aber auch "dringliche Angelegenheiten" waren kein genügender Entschuldigungsgrund. Was konnte es für dringliche Angelegenheiten geben, die ein S.A.-Treffen in Anwesenheit Röhm's aufgewogen hätten!

Ich persönlich war seelenvergnügt, den S.A.-Veranstaltungen in Stettin entronnen zu sein. Da mich der Maître de plaisir des ganzen Festes ja ohnehin als einen der ersten "aufhängen" wollte, konnte man mir diese Freude eigentlich auch nicht einmal verübeln.

An das Pfingstfest 1934 im Einzelnen kann ich mich nicht mehr erinnern, auch nicht, ob Plehwas dazu nach Sophienthal kamen. In Mertensdorf stand ein großes Ereignis bevor. Wittig, der zweite Sohn meines Schwagers, hatte sich mit einer Baltin, Fräulein Ellen Maass, verlobt. Ihr Vater war Pfarrer, und durch ihre Mutter war sie mit einem guten Teil des Kur- und livländischen Adels verwandt. Uns war sie keine Fremde mehr, da sie mit Elisabeth Goltz/Stutterheim befreundet war und lange deren Kinder in Galbunnen betreut hatte. Das baltische Pfarrertöchterchen hatte ein sehr liebliches, anziehendes Wesen, und man konnte den Geschmack von Wittig nur loben. Daß auch er, ebenso wie Dietrich oder noch weniger als dieser, bei seiner

Wahl nicht nach den Gütern dieser Erde gefragt hatte, war auch nur anzuerkennen, zumal er ja als der mutmaßliche Erbe von Mertensdorf auch keine Rücksicht darauf zu nehmen brauchte. Es stand nunmehr nämlich bereits ziemlich fest, daß mein Schwager Mertensdorf seinem zweiten Sohn Wittig geben wollte, während Dietrich das gleichfalls an der Alle gelegenen Nebengut Sortlack bekommen sollte. Ich bedauerte die damals etwas, jedoch lediglich aus dem familienbedingten Grunde, daß ich gerne Elisabeth, die geborene Stutterheim, später als Herrin von Mertensdorf und Nachfolgerin meiner Schwester gesehen hätte und Dietrich ja auch der Ältere der beiden Brüder war. Elisabeth wäre im Laufe von 100 Jahren die dritte Alt-Stutterheim aus dem Abbarter Hause "auf dem Thron von Mertensdorf" gewesen. Allerdings war Sortlack der alte Goltz'sche Besitz, während Mertensdorf erst später durch Heirat in die Familie gekommen war; aber ähnlich wie einst Sophienthal war auch Sortlack im Laufe von 100 Jahren in die Rolle eines Nebengutes und etwas vernachlässigten Stiefkindes herabgedrückt worden. Dies galt insonderheit hinsichtlich des Wohnhauses als solchen. Das Gutshaus war inzwischen abgebrannt und nicht ersetzt worden, und vom Park waren nur noch einige alte Baumgruppen als kümmerliche Reste vorhanden. Rein äußerlich fiel also Sortlack gegen den wundervollen, alten Herrnsitz Mertensdorf doch erheblich ab. Es war nunmehr geplant, daß Wittig im Sommer seine Eltern heimführen, und das junge Paar dann das Inspektorhaus in Mertensdorf dicht neben dem Gutshaus beziehen sollte. Schon jetzt bewirtschaftete er Mertensdorf unter seinem Vater, wohnte aber noch bei den Eltern im großen Haus.

In Sophienthal war insofern eine Änderung zu verzeichnen, als jetzt nicht mehr Eberhard Buhl-Postehenen, sondern Herr Großmann aus Botkeim sogenannter "Treuhand" war. Wie ich oben schon erwähnt habe, war diese Treuhänderschaft eine lediglich mehr oder minder formelle Sache, die bei allen Gütern, die der "Entschuldung" unterliegen, in Frage kam. Ich freute mich im Stillen darüber, daß Eberhard in seiner Energie als Treuhänder für Sophienthal einige Forderungen stellte, die auch ich für unbedingt notwendig hielt, aber ich fürchtete gleich, daß er bei meinem Vater mehr und mehr auf Widerstand stoßen würde. So war es denn auch gekommen, und beide Teile hatten eingesehen, daß ihre Anschauungen über Wirtschaftsführung doch zu weit auseinander liefen. So hatten sie sich denn in aller Freundschaft getrennt.

und die Treuhandschaft von Sophienthal hatte Herr Großmann übernommen. Es war ein freundlicher, netter Mann, den ich noch kaum kannte, da wir nicht in Besuchsverbindung mit einander standen. Als "Treuhand" ist er, abgesehen von einigen formellen Funktionen, wohl kaum je hervorgetreten, aber dadurch war auch die Gefahr von Konflikten mit meinem Vater von vornherein ausgeschaltet.

Mit unserm Nachbargut Botkeim waren im letzten Jahr ziemlich einschneidende Veränderungen vor sich gegangen, wie es denn überhaupt eine recht wechselvolle Geschichte hatte. Von Kindheit an umschwebte in meiner Phantasie Botkeim etwas Geheimnisvolles und Romantisches, daß man es mit seinem uralten Herrenhaus, das dem Klingbecker so ähnelte, und dem ebenso uralten Park als einziges der unzähligen Güter unserer Gegend nie betreten hatte, obwohl es von allen Sophienthal am nächsten lag noch näher fast, als Abbarten und Mertensdorf. Ursprünglich auch Stutterheim'scher Besitz und zu den "Abbatenschen Gütern" gehörend, war Botkeim nach der kurzen Zwischenherrschaft des "unechten" Stutterheim, nämlich des Freiherrn von Schrötter-Stutterheim, diesen in dem Zusammenbruch als einziges der vielen Güter verblieben und von meinem Urgroßvater, dem "tollen Rittmeister" und rechtmäßigen Erben Abbartens nicht übernommen worden. Der Sage nach hatte dieser Schrötter-Stutterheim dann aber auch Botkeim durchgebracht, und zwar angeblich in einer Nacht verjeut. Es kaufte dann ein Dohna-Schlobitten, mit dessen Familie meine Abbarter Großeltern in der Jugendzeit meines Vaters eng befreundet waren. Diese enge Freundschaft hinderte aber den Grafen Dohna nicht, als er einst in einer alten Truhe in Botkeim den Original-Briefwechsel Friedrichs des Großen mit Joachim-Friedrich Stutterheim auffand, diesen in das Archiv nach Schlobitten zu geben, anstatt dorthin, wohin er gehörte, nämlich nach Abbarten an seinen nachbarlichen Freund, den Urkel des Mannes, an den die Briefe Friedrichs des Großen gerichtet waren, meinen Großvater. In dieser Zeit passierte es auch, was mein Vater so unendlich oft schilderte, daß der sonst so gewandte Abbarter Diener "Karlchen", den ich sogar als alten Mann noch gekannt habe, der Gräfin Dohna in Botkeim beim Servieren die gesamte Bratenseuge in den schönen Halsausschnitt kippte und zwar, wie mein Vater stets hinzusetzte, so geschickt daß auch nicht ein Tropfen daneben ging. Vielleicht war es übr-

gens, wie mir soeben einfällt, ein Recheakt des treuen Karlchen gegen die Gräfin, weil ihr Mann seine Herrschaften um die Briefe des alten Fritz begünstert hatte!

Die Jahre gingen dahin, die alten Dohnas starben, und Botkeim kaufte Herr v. Kuenheim, der jüngere Bruder des Majoratsbesitzers von Juditten. Dieser hauste nun in meiner Kinderszeit als Junggeselle in dem alten Botkeim, mit Gott und der Welt und insonderheit seinem vom Glück begünstigteren Juditter Bruder sowie der ganzen mit einander versippten Gesellschaft des Kreises Friedland zerfallen. Mit meinen Eltern hatte er anfänglich noch eine Ausnahme gemacht und diese öfters in Sophienthal besucht; ja, er war sogar der Pate meiner Schwester Ika. Dann hatte er sich aber auch aus Sophienthal zurückgezogen und jeden Verkehr abgebrochen. Seitdem meine Erinnerung einsetzt, war er jedenfalls der "alte, grollende Mann" mit wildem Schnauzbart, der seinen Zorn über die ungerechten Majoratsbestimmungen am gesamten ostpreußischen Adel ausließ, und den man nur mit geheimem Gruseln von Weitem durch seine Felder wandeln sah. Ich weiß es noch wie heute, als ich mich einmal als kleiner Junge über die Botkeimer Grenze gewagt hatte, um Kornblumen zu pflücken und mich plötzlich dem sagenumwobenen Gutscherrn gegenüber sah. Wenn der "tolle Rittmeister", der nach den Erzählungen der Leute ja in unserer alten Lindenallee herumspuken sollte, was ich natürlich auch fest glaubte, mir unversehens erschienen wäre, so hätte mich nicht ein solches Entsetzen packen können wie bei dieser unvermuteten Begegnung mit Herrn von Kuenheim. Ohne nur einmal anzuhalten, jagte ich nach Hause und konnte nur noch atemlos von meinem furchtbaren Erlebnis berichten.

Sehr erhöht wurde der geheimnisvolle Zauber, der sich um Botkeim wob, noch dadurch, daß gerüchtweise dort ein bildschönes junges Mädchen namens Irgard, angeblich eine Nichte von Herrn von Kuenheims Haushälterin, erzogen wurde. Abgesehen von ihrer Schönheit wurden ihr auch noch sonst alle nur denkbaren Vorzüge nachgerühmt; aber zu Gesicht hatte auch diese sagenhafte Schönheit niemand bekommen. So setzte sich in meiner kindlichen Phantasie der Gedanke an eine verwunschene Prinzessin fest, die von dem bösen Herrn von Kuenheim in dem unheimlichen Botkeim gefangen gehalten wurde. Sehr verstärkt wurde diese Annahme noch durch eine Schilderung, die ich in dem mich hoch interessierenden, bereits anfangs erwähnten "Tagebuch vierer

Kinder " gelesen hatte. Dort hatte meine stets poesie- und phantasiebegabte Cousine Madeleine aus Abbarten einen Frühlingsabend beschrieben, wobei sich der schöne Passus befand: "Wir gingen noch nach dem Essen in den Park. Es dunkelte bereits, und nur der Mond übergoß alles mit einem geheimnisvollen Licht. Die Nachtigallen schluchzten, und aus dem Botkeimer Park herüber erscholl der klagende Gesang der schönen Irmgard." Kann man sich etwas Romantischeres vorstellen?

Allmählich wurde mir jedoch der geheimnisvolle Zauber, der sich um Botkeim wob, zerstört. Herr v. Kuenheim heiratete die "schöne Irmgard", und bald- wohl auf ihre Veranlassung- knüpfte er auch die alten Beziehungen zu seinen Verwandten und Nachbarn wieder an. Als ich selbst zum ersten Mal in Botkeim war, -zusammen mit meinem Schulkameraden Erhard Kuenheim aus Stollen- war ich beinahe ein bißchen enttäuscht, in Haus und Park alles genau so zu finden wie auf allen Gütern und garnichts Geheimnisvolles und Unheimliches. Der schreckenerrregende Herr v. Kuenheim entpuppte sich als ein äußerst freundlicher, älterer Herr, und die junge Frau vollends war von einer bestrickenden Liebenswürdigkeit. Daß sie dann sogar einmal ein Vierteljahr lang in netter Weise meinem Vater in Sophienthal den Hausstand führen sollte, ehnte damals meine Seele allerdings noch nicht. Kuenheims hatten einen Sohn, der den alten Kuenheim'schen Familiennamen Eitel-Volmar trug, und den die Eltern zärtlich liebten. Er war etwa im Alter meines Veters Erbst, trat auch während des Weltkrieges als Fahnenjunker in die Armee ein, -m.W. bei den 12ten Ulanen- und war nunmehr Rittmeister beim Reiter-Regiment in Insterburg.

Einige Jahre vor dem Weltkrieg verkaufte Herr v. Kuenheim Botkeim, das noch mehrere Mal den Besitzer wechselte, und sich auch in dieser Hinsicht von fest sämtlichen anderen Gütern unseres so konservativen Kreises Friedland- Bartenstein unterschied.

Wie ich bereits erwähnt habe, hatte Botkeim nur ein Vorwerk, das dicht bei Sophienthal und etwas erhöht gelegene Grünwalde. Niemand bei uns kannte jedoch dieses elende kleine Ding, das nur aus einer baufälligen Strohhütte und einem noch baufälligeren Schafstall bestand, unter jenem schönen Namen; vielmehr wurde das Vorwerk allgemein nur "Kickob" genannt.

Jetzt war dieses Kickob etwas ausgebaut worden, sollte von Botkeim abgetrennt und von dem jüngeren Bruder des Herrn

Großmann als selbständiges, kleines Gut übernommen werden. Alles andere hätte ich mir eher träumen lassen, als daß die 2 oder 3 zusammenbrechenden Strohgebäude auf kehlen Sandhügel noch einmal zu einem Gut mit dem klangvollen Namen Grünwalde erhoben werden sollten. Die Neubauten gingen so rasch von statten, daß ich jedes Mal, wenn ich nach längerer Zeit in die Heimat kam, meinen Augen kaum traute, wenn ich statt des alt-gewohnten Bildes in nächster Nachbarschaft von Sophienthal einen aus dem Boden gewachsenen neuen Gutshof erblickte. Es ging mir jedenfalls mit Kickob/so, wie dem reichen Mann im Märchen, als er eines Morgens die elende Hütte seines Nachbarn, bei dem der liebe Gott eingekehrt war, über Nacht in einen stattlichen Bauernhof verwandelt sah.

Bei meiner Rückkehr nach den Pfingsten 1934, die auf den 20. und 21. Mai fielen, wurde ich in Stettin mit Berichten über den riesigen S.A.-Aufmarsch in Anwesenheit Röhm's überschüttet. Es war aufschlußreich, wie das gleiche Ereignis mir in zwei entgegengesetzten Gesalten dargestellt wurde. Die "Zünftigen" überschlugen sich in heller Begeisterung, der Oberbürgermeister an der Spitze. Diese zusammengeballte Kraft, die sich vor aller Augen entfaltet hätte, sei herrlich und erhebend gewesen. Noch zeugten die Ehrenpforten und die riesigen Inschriften an den Häusern und über den Straßen von dem Übermaß der Begeisterung und des Festjubels. "Heil unsern Errettern", "Heil unsern Befreiern" gehörten noch zu den nüchternsten Begrüßungsworten, die man allenthalben lesen konnte. Ich mußte mich unwillkürlich immer wieder fragen, wovon wir errettet und von wem wir befreit worden wären. Heydebreck und die Gaulietung hatten wieder einmal Oberwasser bekommen, was wir mehr als deutlich zu spüren bekamen.

Von anderer Seite erhielt ich nun allerdings ein ganz anderes Bild von dieser Heerschau. Borck nannte die ganze Sache einen "großen Rummel", sah aber die Entwicklung der Dinge ziemlich bedenklich an. Auch viele andere vernünftige Leute prophezeiten eine "zweite Revolution". Diese Aussicht war insonderheit durch die blutrünstigen Reden Röhm's verstärkt worden, die dieser im "vertrauten Kreise" gehalten hatte, von denen unsere Spione uns aber doch berichteten. Sie entsprachen etwa den freundlichen Zukunftsaussichten, die auch Heydebreck an die Wand gemalt hatte. S.A. war jedenfalls jetzt Trumpf in Stettin, und mehr denn je bekam man beinahe Minderwertigkeitskomplexe, wenn man bei allen Veranstaltungen als fast einziger der "Prominenten" im zivilen

Röckchen erscheinen mußte. Amüsieren tat es mich immer, wenn selbst höchstgestellte Persönlichkeiten bei feierlichen Gelegenheiten in S.A.-Uniform erschienen. Zu diesen gehörte insonderheit der Oberlandesgerichtspräsident Kulenkamp. Borck machte stets dazu seine unbezahlbar komischen Gloschen. Bei einer Feier z.B., deren Beginn sich aus unbekanntem Gründen verzögerte, standen wir geladenen Ehrengäste gelangweilt herum und warteten der Dinge, die da kommen sollten. Endlich betrat der dicke Herr Oberlandesgerichtspräsident, der den Tag wohl der Rangälteste war, schwitzend und in S.A.-Uniform gezwängt, den Festsaal. Plötzlich ertönte die Stimme von Borck: "Es kann losgehen; der S.A.-Rottenführer Kulenkamp ist da." Bei solchen Bemerkungen den erforderlichen, würdigen Ernst zu bewahren, war sehr, sehr schwer.

Der Stolz auf unsere Präsidentenwürde bekam in Stettin übrigens einen erheblichen Dämpfer. Es wimmelte dort dermaßen von Präsidenten und Vizepräsidenten, daß man von ihnen ein Bataillon hätte aufstellen können. Im Gegensatz zu uns waren der Eisenbahn-, Post- und Landesarbeitsamtspräsident sowie unzählige andere unmittelbare Reichsbeamte. Borck nannte sie daher die "Reichspräsidenten". Jedenfalls brauchte ich nicht mehr, wie noch vor einem Jahr in ~~Stettin~~-Breslau, die Befürchtung zu hegen, zu "populär" zu werden und in der Menge aufzufallen.

Der Nachfolger von Engel war ein früherer Polizeioffizier Hermann geworden. Auch er war S.S.-Führer und parteipolitisch natürlich "einwandfrei". Wenn er im Gegensatz zu Engel auch von tadellosen Formen war, so konnte ich mich ihm gegenüber doch nie ganz eines gewissen Mißtrauens erwehren, wozu sein undurchsichtiges, zurückhaltendes Wesen erheblich beitrug. Er wurde mit der Leitung der Stapostelle für Pommern betraut, und schon das verlieh ihm in meinen Augen nach den gemachten Erfahrungen etwas Unheimliches. Im Grunde war er wohl ein anständiger Charakter, aber in gewissem Sinne ehrgeizig; jedenfalls wollte es mir nicht gelingen, ihm unbefangen und frei gegenüberzutreten.

Anfang Juni besuchte mich mein Freund Heinz Finckenstein für ein paar Tage in Stettin. Es war eintrauriger Anlaß, denn er kam von der Beerdigung seines Bruders, meines Regimentskameraden Hilmar, der am 31. Mai in Berlin gestorben war. In den letzten Jahren hatte ich ihn zu meinem Bedauern nicht mehr gesehen. Wegen seiner Heirat, gegen die sich insbesondere der alte Graf ganz entschieden gewandt hatte, war er mit seiner Familie ziem-

lich aus einander geraten und kam daher auch nicht mehr nach Tschistey. Eine Versöhnung hatte wohl inzwischen stattgefunden, aber das alte Verhältnis war doch nicht wieder- ganz wiederhergestellt. Nun war er unerwartet gestorben, und der Tod mildert und verklärt ja stets alles, was gewesen ist. So herrschte denn bei meinen Freunden wohl jetzt auch aufrichtige Trauer über den Tod des Sohnes und Bruders, wie es auch bei mir im Gedanken an alte, schöne Regimentszeiten der Fall war. Mein Zusammensein mit Heinz verlief durchaus harmonisch und nett. Wir stimmten ja auch in unsern Anschauungen weitgehend überein; nur daß er diese auch bei der Partei und seinen S.A.-Freunden immer noch zum Teil voraussetzte, während ich es schon längst nicht mehr tat. Aber bei seinem ausgesprochenen Treue-Bewußtsein und seinem ein wenig sturen Charakter wäre es zu viel verlangt gewesen, daß er alles das, worauf er seine ganze Hoffnung gesetzt und dem er Treue gelobt hatte, jetzt plötzlich verdammen sollte. Ich vermied denn auch, so weit es ging, dieses heikle Thema, sondern frischte lieber gemeinsame, schöne Erinnerungen auf, und deren hatten wir ja als Regimentskameraden und Freunde genug.

Die Übergriffe und Anmaßungen der Gauleitung, die ja jetzt wieder völlig auf der Höhe war, wurden immer unerträglicher und lähmten geradezu meine Freude und Schaffenskraft. Das Niederziehendste an diesem Kampf war, daß man sich mit nur wenigen anderen völlig verlassen auf weiter Flur vorkam. Die Ausprachen mit Borck gewährten mir immer noch die beste Nervenstärkung. Hier konnte man wirklich sich alles von der Leber reden, und oft konstatierten wir, daß der hunderste Teil unserer Ausführungen schon genügen würde, um uns für immer im Konzentrationslager verschwinden zu lassen. In vorhandenen Notizen lese ich aus diesen Tagen: "Am 12.VI. 34 zum Abendessen bei Borcks zusammen mit Deutschbeins sowie Regierungsvizepräsident Honig und Frau." Letzterer war mein Vorgänger in Stettin und Nachfolger in Potsdam, mit dem ich die Stellungen getauscht hätte. Er mußte mir natürlich viel von Potsdam erzählen und behauptete, ich hätte ein sehr gutes Andenken dort auf der Regierung hinterlassen, besonders aber bei meiner Vorzimmer-Dame! Merkwürdiger Weise schied Honig mit dem Regierungspräsidenten Fromm ganz gut auszukommen, was bei mir die Befürchtung entstehen ließ, daß bei meinen Differenzen mit ihm vielleicht doch die Schuld auf meiner Seite gelegen hätte.

Am 20. Juni lautet wieder eine Notiz: "Zum Abendessen bei Boreks zusammen mit Polizeipräsident Hermann und Reichpostpräsident Strassenburg und Frauen."

Hermann war im Familienverkehr ganz nett, aber ich nehme doch an, daß wir an diesem Abend nicht gerade darüber gesprochen haben werden, was uns an meisten auf dem Herzen lag: Die Partei-Tyrannie und unser immer bössartiger werdendes Verhältnis zur Gauleitung! In der Beziehung hatte ich mich nach anderen Bundesgenossen umgesehen, als gerade dem Leiter der Geheimen Staatspolizei-Stelle.

Was die Gegnerschaft gegen die Gauleitung anbetrifft, so konnte man diese in Pommern auch vielfach bei 150-prozentigen Parteigenossen antreffen. Selbst sie waren mir als Bundesgenossen recht, wenn ich auch ehrlich genug war, mir einzugestehen, daß ihre Gegnerschaft meist auf ganz anderen, ja vielleicht entgegengesetzten Gründen beruhte, als die meine, bei der es ja, wie ich jetzt erkenne, viel tiefer ging, und die sich, weit mehr als gegen die Gauleitung und ihre Trabanten persönlich gegen die Parteierrschaft und ihre Prinzipien als solche richtete.

Zu den persönlichen Hauptfeinden des Gauleiters und Heydebrecks gehörte z.B. ein früherer Gendarm und jetziger höherer S.A.-Führer Friedrich. Ich gab mich kaum irgendwelchen Illusionen hin, daß er im Grunde von einer anderen Couleur war wie alle die anderen Parteibonzen, die ich nun sattsam kennengelernt hatte; aber als Bundesgenosse in unserem augenblicklichen Kampf mit der Gauleitung war er mir doch willkommen, und oft schütteten wir unser Herz ziemlich unverblümt über die hiesigen Parteiwirrschaft einander aus, zumal wenn der Alkohol die Zungen etwas gelöst hatte. Immer wieder mußte ich jedoch dabei konstatieren, daß seine Feindschaft gegen den hier herrschenden Klüngel auf rein persönlichen Gründen beruhte, weil er sich nämlich von ihm zurückgesetzt fühlte.

Da stand die Gegnerschaft des Grafen Goltz, mit dem ich in diesen Tagen oft zusammen war, schon auf einem erheblich höheren und sachlicheren Niveau. Dasselbe galt von einem alten Bekannten von mir, den ich hier in Pommern wiedergetroffen hatte. Es war der ehemalige Leutnant von Büнау von den Gardeschützen, mit denen ich mich ja stets seit dem Jahre 1911 eng verbunden gefühlt hatte. Büнау war nicht jedermanns Geschmack. Der typische Allerweltsmann, und ehrgeizig, kannte er alles und jedes und wollte alles. Erst als ich ihn näher kennen lernte, entdeckte ich sei

vielen guten Eigenschaften und spürte es, daß Erhebliches in ihm steckte, und er von den besten Absichten beseelt war. Inzwischen hatte sich der Leutnant von Büнау in den wohlbestellten Rittergutsbesitzer v. Büнау auf Sophienhof, Kreis Regenwalde verwandelt. Schon daß sein Gut etwas mit einer Sophie zu tun hatte - wenn es wohl auch nicht die Sophie de Stutterheim, née de Lettow war -, nahm mich für ihn ein. Wie vorauszusehen war, spielte er auch in der Partei eine gewisse Rolle, war Kreisjägermeister und gut mit Goering bekannt. Mit ihm kam er in Stettin sehr freundschaftlich und nett entgegen und lud mich auch nach Sophienhof ein, wo ich einen hübschen Tag verlebte und von dem ganzen Gut mit seinen, mich sehr interessierenden Baumschulen, besonders aber seiner Frau und dem reizenden Familienleben sehr angezogen war.

Büнау war nun ein ganz großer Rufer im Streit bei dem Kampf gegen die Gauleitung, und dieser Umstand nahm mich natürlich noch mehr für ihn ein. Der Zufall wollte es, daß Goering in diesen Tagen nach Sophienhof kommen wollte, um einen Bock zu schießen. Bei dieser Gelegenheit sollte er nun dahin bearbeitet werden, endlich energisch gegen Karpenstein und seinen Künzgel vorzugehen und überhaupt in Stettin aufzuräumen. Zu Goering hatte ich immer noch einigermaßen das Zutrauen, daß er zum mindesten guten Willens dazu wäre. Aber wie sollte man an ihn herankommen?! Hier bot sich nun endlich die Gelegenheit, und mit Feuereifer wurden die Pläne dazu geschmiedet. Die Ereignisse dieses Frühsummers 1934 kommen mir vor wie eine große Verschwörung, in die man wider Willen verwickelt war. Das verwirrende Auf und Ab dieser Tage nach so langer Zeit chronologisch zu schildern, ist unmöglich. Nur blitzartig tauchen einzelne Episoden dieser Kampfzeit in meiner Erinnerung auf - als deren Hintergrund stets der beherrliche, kaum je erlahmende Sturm lauf gegen das verderbliche Stettiner-Parteiregiment! So kann ich mich noch eines Tages erinnern, an dem mich Herr v. Büнау dringend bat, sofort nach Sophienhof herauszukommen, was ich auch tat. Es fand eine sehr eingehende Besprechung darüber statt, was in den nächsten Tagen Goering bei seiner Anwesenheit vorzutragen sei. Jedes Wort mußte dabei natürlich auf die Goldwaage gelegt werden. Wie viele Beratungen dieser Art fanden in jenen Tagen im "Verschwörerkreis" statt! Nur die Reichswehr hatte ich, wie ich bereits erwähnt habe, stets absichtlich aus dem Spiel gelassen. Nur einmal ging

Institut

Ich von diesem Grundsatz ab. Ich weiß nicht mehr, worum es sich im Einzelnen handelte; jedenfalls wußte ich mir bei einem neuen Gewaltakt der Gauleitung keinen anderen Rat mehr. Kurz entschlossen fuhr ich zum Gegeralkommando und ging geraden Weges zu Salmuth, dem Chef des Stabes. Ich führte mich mit den Worten ein: "Herr v. Salmuth, Sie wissen, daß ich mich bisher noch nie hinter die Reichswehr verkrochen habe; aber heute muß ich endlich einmal die Hilfe des großen Bruders in Anspruch nehmen. Ich kann das umso eher tun, als nach meiner Meinung ein Fall vorliegt, wo die Reichswehr einschreiten muß."

Worum es sich handelte, weiß ich, wie gesagt, nicht mehr, aber es muß doch eine ernstliche Störung der Ruhe und Ordnung durch die Gauleitung vorgelegen haben; denn Salmuth griff die Sache auf, trug sie dem Kommandierenden vor und berichtete m.W. sogar gleich darüber nach Berlin. Salmuth strahlte in seinem ganzen Wesen eine derartige, fast phlegmatische Ruhe aus, daß diese sich auch auf seine Umgebung übertrug. Diese Ruhe verließ ihn auch nicht in den bedenklichsten Situationen, und schon aus diesem Grunde prophezeite ich ihm stets eine Laufbahn als großer Feldherr, der die erste Voraussetzung zu einem solchen bereits mitbrächte.

Über die Verderblichkeit des Stettiner Partei-Regiments war sich wohl jeder Einsichtige mehr oder minder einig; aber es erfolgte keine Änderung, und das war das Niederziehendste! Die Frage, die wir uns tausendfach und in immer neuen Variationen vorlegten, und die zumal Borek und ich ständig erörterten, ging dahin: Wollten die höchsten Stellen in Berlin überhaupt eine Änderung dieser Gewalt-Methoden? Waren sie wirklich nicht einverstanden mit der hiesigen Gauleitung? Oder, wenn dies der Fall war; Basierte dann ihre Unzufriedenheit nicht vielleicht auf ganz anderen Gründen, als wir sie hatten, jedenfalls nicht auf dem Wunsche, Gerechtigkeit, Ordnung, christliche Weltanschauung und die gesuchte Autorität der staatlichen ^{Behörden} wiederherzustellen? Regierungspräsident Zur Bonsen war in dieser Hinsicht seit einer Unterredung, die er kürzlich mit Adolf Hitler gehabt hatte, sehr pessimistisch. Der Führer hatte ihn sehr liebenswürdig empfangen und über alle möglichen Themen mit ihm gesprochen. Dann hatte Zur Bonsen die Frage angeschnitten, die ihm am meisten am Herzen lag, nämlich die Unbegreiflichkeiten, die in religiöser Beziehung geschähen, und den sinnlosen Kampf, den nachgeordnete Parteistellen gegen die Kirche führten. Sofort

war Hitler aufgesprungen, hatte erregt mit den Fingern auf dem Flügel getrommelt und ihn dann sehr kurz und ungnädig verabschiedet, ohne zu der angeschnittenen Frage überhaupt ein Wort zu sagen.

Das alles drückte mich sehr danieder, und ich fühlte mich nach diesem aufregenden halben Jahr im wahrsten Sinne des Wortes erholungsbedürftig. Wozu war mein bewährter Gesundbrunnen, die Nordsee, da? Also hineingestiegen! Auch der Regierungspräsident, der überhaupt um mein Wohl und Wehe sehr besorgt war, redete mir dringend zu, auszuspannen, und so schnürte ich denn Ende Juni 1934 mein Bündel und eilte dem geliebten Hamburg und der noch geliebteren Nordsee zu.

Dieses Mal war Langeoog mein Reiseziel. Ich kannte die kleine, schmale, langgestreckte Insel noch garnicht und war gleich beim ersten Anblick entzückt von ihr. Ob mein obligater Reisegefährte Spener dieses Mal wieder mit von der Partie war, weiß ich nicht einmal mehr; ich glaube es kaum. Dann besuchte ich ihn aber auf dem Hin- oder Rückwege auf seiner Oberförsterei in Brennevörde, wo ich meinen Corpsbruder und ehemaligen politischen Dezernenten aus Potsdam, Freiherrn Schenk zu Schweinsberg, wiedertraf und zwar als wohlbestellten Landrat des Kreises Brennevörde. Es kann sein, daß dies auch erst im nächsten Jahr der Fall war, aber eher glaube ich, daß wir bereits jetzt Wiedersehen feierten; jedenfalls kann ich mich auf 2 sehr nette Abende bzw. Nachmittage teils bei Schenks, teils auf der Oberförsterei mit dem Landratschepaar besinnen. Zu meiner Beruhigung konnte ich konstatieren, daß sich der Herr Landrat und der Herr Forstmeister sehr gut mit einander standen. Karl Spener war noch immer unbeweibt, aber seine beiden Faktoten, die Haushälterin Lisbeth und der Diener-Kutscher-Gärtner-Chauffeur-Jagdgehilfe (alles in einer Person) Christel betreuten ihn weiter mit grosser Fürsorge. Unter einander standen sich die beiden wie Katze und Hund, was sie jedoch nicht daran hinderte, später ein Paar zu werden.

Langeoog war ganz das, was ich mir immer wünschte: Ein netter, ruhiger, sauberer Badeort, genau in der Mitte zwischen der offenen Nordsee und dem Wattenmeer gelegen, nicht so mondäin und turbulent wie Westerland, Norderney oder Borkum, aber auch nicht so tödlich einsam wie Kampen auf Sylt, mit herrlichem, weiten Badestrand, den schönsten und interessantesten Miniatur-

ED 129-2-148

gebirgen aus Dünen sand im Innern der Insel, mit Seehunden, Miniaturinseln und Miniatur-Binnenseen bei Ebbe im Meer, mit guten Konditoreien, netten Bekanntschaften, interessanter Vogel- und Pflanzenwelt, hohem Seegang, mit völliger Ungebundenheit ohne Toilettenzwang, mit anständiger Bevölkerung, mit der Krone aller Gasthäuser, dem "Hotel Flörke" im Mittelpunkt des Badeorts und mit der Krone aller Gastwirte, dem kleinen, dicken, geschäftigen, unterhaltsamen und stets hilfsbereiten Herrn Flörke, der lebendigen Chronik von Langeoog, kurz mit allem, was mein Herz für ein Nordseebad beehrte.

Ich schrieb denn auch sofort begeistert an meinen Vater und meine Schwestern, daß ich in Langeoog endlich das gefunden hätte, wonach ich stets gesucht hätte, daß ich seelenvergnügt hier wäre und mich schon nach den ersten Tagen wie ein neuer Mensch fühlte. Diese Hochstimmung, in der ich mich befand, blieb mir auch weiterhin treu. Mein Kostüm, in dem ich mich ausnahmslos den ganzen Tag bewegte, bestand aus einem kurzärmligen Hemd, Strandhosen und Strandschuhen. Nur zum Abendessen warf ich mich in Kluft und natürlich am Sonntag-Vormittag zur Kirche. Nebenbei bemerkt, hatte der arme Pfarrer einen sehr bedauerlichen Sprachfehler.

Morgens, nach dem sehr opulenten Frühstück, zog ich los, um erst zum späten Mittagessen, durchtränkt von Salz, Seeluft und Sonne heimzukehren. Zu entdecken gab es auf meinen weiten Excursionen über den Parkettboden des durch die Ebbe freigelegten Meeresgrundes, auf denen ich mich gesund lief, stets etwas, sei es ein Seehund, der mir kläglich winselnd wie ein Stubenhündchen nachgewatschelt kam, seien es seltsame, durch die Gezeiten hervorgerufene Küstenformationen, seien es wunderbare Luftspiegelungen, wie ich sie noch nie sah, seien es merkwürdige Seetiere und -Pflanzen, die die Flut auf den Strand geworfen hatte, oder seien es auch nur die Möven und Austernfischer, die in der Nähe ihrer Nester mit wütendem Kreischen auf meinen Kopf stießen, so daß ich mich ihrer kaum erwehren konnte. Dazwischen wurde gebadet; schnell hinein in die tobende Brandung, eine kräftige Wellenmassage und wieder Heraus und, wenn man von der Sonne getrocknet war, abermals hinein! Am Wattenmeer war mir das altgewohnte Schauspiel immer wieder neu: Bei Ebbe auf die endlosen grauen Sumpfflächen zu schauen, um sich dann ein paar Stunden in den Dünen schlafen zu legen; dann wieder hinauszuschauen, und

Institut

nun war plötzlich, wo noch vor kurzem bis an den Horizont Sandflächen gewesen waren, das Meer da und fraß sich mit jedem Wellenschlag einen Meter weiter in's Land herein.

Der Nachmittag war meist einem Ausflug in's Dünengebirge, welches unberührt wie aus Gottes Schöpferhand die ganze Insel bedeckte, vorbehalten. Hier hatte ich die Alpen in Miniatur. Man brauchte noch nicht einmal so phantasiebegabt zu sein wie ich (sic!), um hier alle hundert Schritt einen anderen Kurort der Alpen mitzunehmen; allerdings mußte man sich dazu hinlegen. Dann aber war man mitten im Hochgebirge: um einen herum sanfte Matten und grüne Hügel; im weiteren Umkreis baumbestandene Berge (die Bäume wurden durch Strandhafer ersetzt), über diesen schroffe, kahle Felsen, und hoch über allem in endloser Ferne die ewigen Schneefelder und die Gletscher, in leuchtendem Weiß sich von dem tiefblauen Himmel abhebend. Daß die Schneefelder hier aus blendend weißem Sand bestanden, tut ja nichts zur Sache. 50 Schritt weiter war dann schon wieder ein anderer "Alpenkurort" mit einem ganz neuen Bild und völlig anderen Gebirgsformationen und Felsmassiven. Ich habe tatsächlich nirgends auf der Welt je wieder eine so geradezu verblüffende Miniaturausgabe einer Hochgebirgswelt gesehen wie im Dünengelände von Langeoog. Ich hatte denn auch meine bevorzugten "Kurorte", in denen ich am Nachmittag eine Stunde lang "Kuraufenthalt" nahm, um mich auf dem Rücken liegend, an der Pracht der Alpenwelt zu erfreuen. Nur durften selbstverständlich plötzlich kein Wanderer oder sonstiges Lebewesen auftauchen; denn mit einem Schlage war die Illusion dahin, sobald unversehens auf dem Gipfel des Matterhorns ein Riese erschien und mit ein paar Sprüngen ins Tal herunterhüpfte, oder wenn eine Ziege von den Schneefeldern des Watzmann über das Steinerne Meer zum Hohen Göll herübersprang. Im Allgemeinen aber gab es im Dünengebirge von Langeoog außer Hasen und Möwen keine Lebewesen. Die traf ich vielmehr erst wieder an, wenn ich zur Vesper- sprich wundervollem Bohnenkaffee und noch wundervollerem Kuchen jeder Art- in die kleine einsame Konditorei am Wattenmeer herunterstieg, deren Namen ich unglaublicher Weise vergessen habe, obgleich ich sie täglich frequentierte. In dubio hieß sie "Schloß am Meer". Sie lag 1/2 Stunde von Langeoog entfernt, und die faulen Leute beschränkten ihre Nachmittagsbewegung auf einen Gang zu dieser Konditorei, um dann zu erzählen: "Wir haben heute einen Ausflug nach dem Schloss am Meer gemacht."

Ich hatte eine ganze Menge Bekanntschaften gemacht, aber

alle von der angenehmen Sorte, die einen nicht der persönlichen Freiheit beraubt. Ich weiß es tatsächlich nicht mehr, ob es hier in Langeoog war, daß ich mit dem Ehepaar Strecker aus Stettin zusammentraf. Er war dort Major der Landespolizei und hatte mir stets gut gefallen. Er leitete auch, wie ich erwähnt habe, das heikle Unternehmen gegen das "Lager Bredow". Seine Frau war gleichfalls recht nett, und ich war viel mit dem Ehepaar in kleinerem oder größeren Kreise zusammen, zumal auch des Abends.

So lebte ich wie die Lilie auf dem Felde dahin in seliger Welt-Entrücktheit. Zeitungen las ich nur sehr spärlich; sie waren ohnehin meist schon 3 Tage alt, ehe sie auf die einsame Nordseeinsel kamen. Radio hörte ich erst recht nicht, und antelephoniert wurde man hier auch nicht, also ein paradiesischer Zustand!

Am Sonnabend, dem 30. Juni, dem Geburtstag meines Schwagers Karl Plehwe, dem ich natürlich einen schönen Glückwunschbrief geschrieben hatte, fand abends ein großer Tanz in einem andern Hotel statt. Ich ging auch für ein paar Stunden hin, um mir den Rummel anzusehen. Als ich nachts in mein gutes Hotel Flörke zurückkam, fand ich ein Telegramm auf meinem Nachttisch liegen. Ein Telegramm hat stets ein bißchen etwas Erschreckendes, noch dazu während eines so paradiesisch-ruhigen Aufenthaltes an der See. Ich öffnete es schnell. Es war aus Stettin und lautete: "Rückkehr nicht erforderlich. Herzlichen Gruß. Regierungspräsident Stettin." Komisch! Was bedeutete das? Ich hatte ja noch über 10 Tage Urlaub und durchaus nicht die Absicht, nach Stettin zurückzukehren. Wie kam der Regierungspräsident auf den Gedanken, daß ich meinen Urlaub abbrechen und Hals über Kopf nach Stettin zurückkehren sollte? Es gab nur eine Möglichkeit: In Stettin mußte etwas Außerordentliches passiert sein, etwas so Außergewöhnliches, daß meine Rückkehr an sich erforderlich gewesen wäre, oder zum mindesten nahegelegen hätte. Aber wie konnte zur Binsen voraussetzen, daß ich das hier im entlegenen Langeoog erfahren hätte? Ein neues Rätsel! Messerscharf, mit der Kunst eines Meisterdetektive, schloß ich weiter: Der Regierungspräsident konnte mich nur durch ein Schreiben oder ein vorhergehendes Telegramm von etwas unterrichtet haben, das meine Rückkehr erforderlich mache. Später war er dann zu der Überzeugung gekommen, daß dies doch nicht notwendig sei, und, um mir nicht den Urlaub zu verderben, hatte er dieses Telegramm losgelassen. Die erste Nachricht dagegen mußte verloren gegangen sein. Vielleicht kam sie auch noch verspätet. Aus ihr würde ich ja dann ersehen, was schon wieder in Stettin

Institut

passiert sei. Bei dem Gedanken beruhigte ich mich und schlief friedlich und traumlos den Schlaf des Gerechten.

Als ich am nächsten Morgen- es war Sonntag, der 1. Juli- zum Frühstück herunterkam, merkte ich sofort, daß anscheinend auch hier in Langoog etwas Außergewöhnliches passiert sein müsse. Menschen standen überall in kleinen Gruppen zusammen und sprachen flüsternd, aber aufgereggt auf einander ein, und Herr Flörke eilte geschäftig und mit sorgenvoller Miene von Gruppe zu Gruppe und von Tisch zu Tisch. Als er mich erblickte, kam er auf mich zugestürzt und rief mit gedämpfter Stimme: "Herr Regierungsvizepräsident, was sagen Sie denn zu dem allen?" Ich sah Herrn Flörke erstaunt an und fragte meinerseits: "Was ist denn eigentlich passiert? Ich weiß von nichts." Herr Flörke blickte mich an, als ob ich den Verstand verloren hätte und stammelte nur: "Ja, mein Gott, Herr Regierungsvizepräsident, das ist doch nicht möglich! Seit gestern Abend wird doch von nichts anderem gesprochen! und Sie wissen von nichts? Großer Aufstand der S.A.! Revolution! Der Führer nur mit Not der Gefangennahme entgangen! Alle höheren S.A.-Führer sind erschossen! Der General v. Schleicher und seine Frau ebenfalls! Der Führer ist Herr der Lage!" Seine Worte überstürzten sich förmlich. Wie vom Donner gerührt stand ich mit offenem Munde da. Was im einzelnen passiert war, begriff ich nicht, wohl aber, worum es anscheinend in der Hauptsache ging: Die lang erwartete und ersehnte "Generalreinigung" war vorgenommen worden. Ein Gefühl der Entspannung kam über mich. Mit starker Hand hatte der Führer durchgegriffen und sich von den dunklen Mächten, die ihn in eine zweite Revolution treiben wollten, und die Deutschland terrorisierten, befreit! Dies waren meine ersten Gedankengänge, die wie eine Erlösung von langem Druck wirkten. Daß anscheinend Blut dabei geflossen war, war ja sehr bedauerlich; aber nachdem ich wußte, daß Heydebreck mir zugedacht hatte, mich als einen der ersten zu "hängen", sobald die S.A. die volle Macht hätte, unterdrückte ich dies sentimentale Bedauern. Nun wurde mir auch das Telegramm des Regierungspräsidenten klar!

Zunächst ^{orientierte} ich mich einmal genau über die weltbewegenden Ereignisse des gestrigen Tages. Die Nachrichten durch Radio, Zeitungen und von Mund zu Mund überstürzten sich weiterhin und ergaben ein erschütterndes, aber mich völlig verwirrendes Bild. Der Stabschef der S.A. Röhm - erschossen! Seine Umgebung - er-

Institut für...

ED 129-2-152

erschossen! Heines- erschossen!, desgleichen Ernst, Heydebreck und so fort in einer endlosen Reihe! Aber warum waren General v. em Schleicher und Frau von Schleicher erschossen? Die hatten doch sicherlich nichts mit den düsteren Plänen der S.A. zu tun gehabt! Je mehr man erfuhr, desto verworrener kam mir alles vor. Bald bekam ich die ersten brieflichen Nachrichten aus Stettin, Ostpreußen und Schlesien, aber den ganzen Umfang der Geschehnisse begriff ich erst bei meiner Rückkehr. Ich kam in ein völlig verändertes Stettin. Was war in dieser kurzen Zeitspanne dort alles vor sich gegangen! Die Gauleitung existierte nicht mehr. Was aus Karpenstein, Cravenstein und ihren Konsorten geworden war, wußte kein Mensch. Die wildesten Gerüchte schwirrten umher. Bald hieß es, sie seien auch erschossen, bald, sie seien verhaftet, dann wieder, sie seien entflohen oder befänden sich in voller Freiheit. Dr. Hoffmann und seine S.S.Kameraden, die im Lager Bredow gewirkt hatten, waren samt und sonders erschossen, desgleichen nicht nur Heydebreck selbst, sondern auch alle S.A.-Führer seines Stabes. Dasselbe galt von der ganzen Umgebung der S.A.-Gruppenführer Heines in Breslau und Ernst in Berlin, die mit einst so viel zu schaffen gemacht hatten. Auch sonst hörte man täglich von diesem und jenem, daß sie umgebracht seien, vielfach von solchen, die mit angeblichen S.A.-Verschwörungen nicht das Geringste zu tun gehabt hatten; dazu gehörten, abgesehen von dem alten Kameraden meines Schwagers, dem früheren Kriegsminister v. Schleicher und seiner Gattin, ein Adjutant von Papen, Herr v. Bose, der frühere Ministerpräsident v. Kahr, Herr v. Hoberg in Ostpreußen, guter Bekannter von Mitzlaffs und meiner Schwester Ika, sowie unzählige andere. Es war ein Blutbad von ungeheuerem Umfang!

Wie war in Stettin alles so anders geworden! Was gestern noch auf hohem Pferde gesessen hatte, war heute klein und häßlich. Die S.A.- Uniformen waren wie mit einem Zauberschlag aus dem Straßenbild verschwunden. Jeder S.A.-Führer, der heute noch in seiner Stellung war, wußte nicht, ob ihn morgen nicht vielleicht schon das Schicksal seiner Kameraden erreichen würde. Mit großer Besorgnis hatte ich natürlich auch an Heinz Finckenstein gedacht. Bald bekam ich jedoch die beruhigende Nachricht, daß er gesund und munter sei. Er war an dem kritischen Tage gerade in unserer alten Garnisonstadt Lüben gewesen und zunächst einmal als höhere S.A.- Führer von der Reichswehr verhaftet worden. So wollte es

Institut

die blutige Ironie des Schicksals, daß er ausgerechnet in unserer alten Dragoner-Kaserne eingesperrt wurde; aber zum Glück hatte seine Haft nicht lange gedauert.

Ich konnte mich noch immer nicht daran gewöhnen, daß keine Gauleitung und Parteibonzen mehr da waren, die uns ohikanisierten und täglich mit einem neuen, neckischen Einfall unsere Nerven auf die Probe stellten. Und alle ihre Kreaturen, diese hohen Herren, denen die Regierung bisher Luft gewesen war, wie waren sie jetzt plötzlich alle demütig und bescheiden! Man mußte sich wirklich eisern zusammennehmen, um nicht doch einen kleinen Triumph und eine verständliche Schadenfreude hervorzukehren.

Siehe da, sogar der Herr Oberbürgermeister erschien eines Tages bei mir auf meinem Dienstzimmer, um irgend eine Sache zu erbitten und ohne mir eine versteckte ^{Prä}cidigt über rechtes, nationalsozialistisches Benehmen zu halten. Er schimpfte furchtbar über alle die gestürzten Größen, von Röhm, Heydebreck und Heines angefangen bis zu Engel, Hoffmann und seinen bisherigen Freunden von der Gauleitung. Er nannte sie "^{lands}Landesverräterpack", die ihren Tod zehnfach verdient hätten, und überschlug sich in edeler Entrüstung. Ich hörte mir seine Schimpfkanonaden ruhig mit an, ohne ein Wort zu sagen, was ihn zu doppeltem Eifer antrieb. Schließlich sagte ich nur: "In diese Entrüstung kann ich nicht mit einstimmen. Für sehr läbenswert habe ich sie alle ja allerdings niemals gehalten; aber "Lumpengesindel", Verräterpack, satanische Bösewichter, die den Tod verdienen", da kann ich mit Ihnen nicht mit, Herr Oberbürgermeister." Molsen blickte mich fassungslos an. "Das sagen Sie, Herr Regierungsvizepräsident?" - stotterte er endlich-, "ich glaube, Sie hätten doch alle Ursache, nicht gut auf diese Banditen zu sprechen zu sein. Was haben Sie unter diesen Strauchdieben zu leiden gehabt, und was für einen Kampf haben Sie immer gegen die Leute führen müssen!" - "Ja, aber zu einer Zeit, als es darauf ankam, und alle noch am Leben waren, nicht jetzt, wo sie alle tot oder eingesperrt sind." Diesen kleinen Hieb konnte ich mir doch nicht verkneifen. Molsen sah mich ein wenig unsicher an und murmelte dann etwas davon, daß auch er ja stets entschieden gegen die ganze Gesellschaft eingestellt gewesen wäre. Das ging mir denn doch über die Hutschnur! Heimtückisch, aber mit kindlich-harmloser Miene sagte ich: "Ach, das ist das Erste, was ich höre, Herr Oberbürgermeister, ich glaubte stets, Sie seien mit den allen innig befreundet gewesen! Mit Karpenstein und Heydebreck waren Sie es doch wohl auch in der Tat? Ich habe

Sie jedenfalls immer nur mit ihnen zusammen gesehen. Und dann denken Sie mal, der erhabene und schöne Empfang von Röhm und seiner S.A. jetzt zu Pfingsten! "Unsere Befreier!" und "Retter des Vaterlandes" hatten Sie die Männer ja wohl genannt? Und nun plötzlich "Strauchdiebe" und "Banditen"? Das erscheint mir ein bißchen kraß. Ich will doch nicht hoffen, daß wir unsere Befreiung und die Rettung des Vaterlandes ausschließlich Strauchdieben und Banditen zu verdanken hatten. - Ich gebe es zu, diese boshafte Rede war ziemlich gemein von mir, zumal Molsen auch schon eine gestürzte Größe war, die jetzt keinerlei Stütze mehr hatte; aber einen kleinen Siegestriumph wollte ich mir nach diesem furchtbaren halben Jahr des aufreibenden Kampfes doch gönnen. Außerdem machte ich wenige Tage später diese Boshaftigkeit Molsen gegenüber durch einen verdoppelten "Edelmut" wieder gut. Eines Tages rief er mich telefonisch an und beschwerte sich mit kläglicher und mitleiderregender Stimme über das schlechte, achtungslose Benehmen seiner Untergebenen in der Stadtverwaltung ihm gegenüber. Heute z.B., als er hätte ausfahren wollen, sei ihm mitgeteilt worden, die Benutzung des Kraftwagens sei für ihn durch den Stadt-Bürodirektor gesperrt, und der Chauffeur weigere sich, ihn zu fahren. Das sei doch offene Rebellion, denn vorläufig wäre er doch immer noch Oberbürgermeister. Nun bat er mich, seitens der Regierung gegen diese Meuterei einzuschreiten. Sic transit gloria mundi! Der große Herr Oberbürgermeister und Freund des Gauleiters, der bisher der Regierung zwar formell noch als Aufsichtsbehörde anerkannt, de facto jedoch bei jeder sich bietenden Gelegenheit als quantité négligeable behandelt hatte, erbat jetzt demütig meinen Schutz gegen seine eigenen Untergebenen! Dieses Mal widerstand ich dem unedlen Wunsch, eine billige Rache zu nehmen; und schon aus Gründen der von mir stets so hoch geachteten Staatsautorität trat ich ganz auf seine Seite und ließ ein gewaltiges Donnerwetter gegen die rebellischen Beamten der Stadtverwaltung los, denen ich insonderheit vorhielt, wie gemein es sei, "Gefolgschaftstreue" dem Chef gegenüber nur so lange zu beweisen, wie dieser sich auf der Höhe seiner Macht befände. Es wurde mir denn auch bald gemeldet, daß alle unzulässigen, gegen den Oberbürgermeister gerichteten Anordnungen subalternen Stadtbeamter aufgehoben worden seien. Wie oft mußte ich aber jetzt an die Stunde denken, in welcher der Regierungspräsident Göppert so eindringlich Molsen davor gewarnt hatte, den Oberbürgermeisterposten anzunehmen, und er ihm mit wahrer Prophetengabe vorausge-

Institut

sagt hatte, daß er in aller Kürze an dieser Stellung scheitern würde. Man mußte sich geradezu davor hüten, die Rolle der verfolgten, aber jetzt endlich triumphierenden Unschuld zu spielen. Mit leisem Lächeln erinnerte ich mich immer der alten, moralisch-lehrhaften Kinderbücher von Gustav Nieritz und Hoffmann- oft trugen sie die "Moral von der Geschichte" schon in ihrem Titel- in denen meist ein tugendhafter Knabe die furchtbarsten Leiden und Verfolgungen zu ertragen hatte, während die Bösewichter, unter denen ein besonderer Teufel in Menschengestalt stets die Hauptrolle spielte, sich an dem Kummer des Tugendengels weiden und ein herrliches Leben führen. Aber zum Schluß siegt immer die Tugend. Das artige Karichen, das stets rechtschaffen seinen Weg gegangen ist, wird mit Glück und Freuden überschüttet; während der böse Faul und die anderen Bösewichter einen schrecklichen Tod sterben; meist verbrennen sie im Kohlenmeiler oder erfreuen elend auf der Landstraße. Und dann sagte man zuffeden und von der eigenen Tugend durchdrungen: "Denen ist recht geschehen!" Ich kam mir jetzt tatsächlich oft in der Rolle des tugendhaften Karichen vor, der nun groß dasteht, während seine Feinde eines gräßlichen Todes gestorben oder sonst in der Versenkung verschwunden sind- waren. Heines und seine greulichen Trabanten in Breslau Ernst und Heydebreck, Karpenstein und Engel und wie sie alle hießen. Borck, der immer viel Sinn für Humor hatte, amüsierte sich höchlichst, als ich mich ihm in der Rolle des "ertigen Karichens" aus den Kinderbüchern von Gustav Nieritz seligen Angedenkens darstellte. Sehr viel später tat ich dies einmal einem Vorgesetzten gegenüber, mit dem ich in gemütlicher Stunde alte Reminiscenzen aus diesem Sommer 1934 auffrischte. Plötzlich sah er mich verschmitzt an und sagte lächelnd: "Aha, ich weiß, warum Sie mir das erzählen. Es bedeutet, daß man sich gut mit Ihnen stellen muß, um nicht auch eines greulichen Todes zu sterben."

Die Gefahr, ob des errungenen Sieges übermütig zu werden war sehr gering. Dafür sorgten schon die harten Tatsachen. Vor allem sah ich bereits nach sehr kurzer Zeit die blutigen Ereignisse des 30. Juni mit ganz anderen Augen an, als ich es bei den ersten Nachrichten darüber getan hatte. Was ich anfänglich für den endlichen Durchbruch des guten Prinzips und ein Strafgericht für die Böswilligen und die zynischen Verächter von Recht und Ordnung gehalten hatte, das sah ich jetzt- was es in der Tat auch war- als ein wildes, blutiges Gemetzel an, das auf keiner Rechtsgrund-

Institut

lage beruhte und wahllos sowohl Verbrecher als auch höchst achtbare Persönlichkeiten betroffen hatte, - eine zweite Bartholomäusnacht. Aber selbst, wo es sich dabei um Verbrecher und wenig achtbare Persönlichkeiten gehandelt hatte, konnten diese doch nicht einfach ohne Gesetz und Urteilspruch abgeschlachtet werden! So war es aber gerade hier in Stettin mit Dr. Hoffmann and Genossen, denen ich an sich keine Träne nachweinte, geschehen. Sie waren ja vom Gericht zu sehr harten, mehrjährigen Freiheitsstrafen verurteilt worden. Plötzlich zieht man sie eines Tages aus dem Gefängnis und schießt sie tot; ganz zu schweigen von dem nackten Meuchelmorden an General von Schleicher und seiner Gattin, dem bayrischen Ministerpräsidenten von Kahr, Herrn von Hobe, Herrn v. Bose und so unzähligen anderen! Zum ersten Mal kam mir jetzt auch die Frage, ob die S.S. unter ihrem Führer Himmler, die ich bisher für die "Ordnungszelle" im Staate gehalten hatte, im Grunde viel besser sei, als die S.A. Gerade hier in Stettin waren es ja S.S.-Männer gewesen, die die übelsten Dinge getrieben hatten. Gewiß, inzwischen waren diese "liquidiert", aber nach dem Prinzip "die kleinen Diebe hängt man, die großen läßt man laufen". Jedenfalls hatte mein Zutrauen zur S.S. einen argen Stoß erlitten, und mit mehr als Mißtrauen sah ich ihrer Herrschaft entgegen, die nunmehr die der S.A. abzulösen schien. Dergleichen gab ich mich auch keinen Illusionen hin, über die neue Gauleitung hin, mit der wir nunmehr hier beglückt werden sollten. Meine einzige Hoffnung war lediglich die, daß wir nicht aus dem Regen in die Traufe kommen würden.

Der Einzug der neuen Gauleitung sollte nicht lange auf sich warten lassen. Ganz Pommern war in großer Spannung, und wir auf der Regierung vielleicht am meisten. Der Gauleiter hieß Schwede, stammte aus dem Memelgebiet, kam aber jetzt aus Bayern und zwar aus Coburg, welches er angeblich mit nationalsozialistischem Geiste erfüllt haben sollte, weswegen ihm ehrenhalber der Name "Schwede-Coburg" verliehen worden war. Sonst erfuhren wir lediglich, daß er bei der Marine gewesen wäre und dort den Rang eines Maats erklimmen hätte. Dieses, zusammen mit seiner guten nationalsozialistischen Gesinnung prädestinierte ihn anscheinend dazu, auch gleich zum Oberpräsidenten von Pommern ernannt zu werden. Wir konnten also endlich ausrufen "papam habemus."

Schwede machte auf den ersten Anblick keinen direkt unsym-

Institut

pathischen Eindruck: Dick, jovial, mit einem Spitzbart behaftet und nicht dumm; etwa so wie man sich meist einen ehemaligen Obermaat vorstellt oder auch einen kleinen "ostelbischen Gutsbesitzer" aus den Vorweltkriegs-Witzblättern seligen Angedenkens. Meine Vorstellung von einem Oberpräsidenten, von der ich in meiner konservativen Gemütsart nun einmal nicht loskam, war allerdings ganz anders, nämlich: Groß, schlank, gut und vornehm aussehend, mit klugem Diplomaten gesicht, gewandt und liebenswürdig, kurz-Grandseigneur. Er war ja in meiner Jugend für uns in Preußen weniger der höchste Verwaltungsbeamte der Provinz, als der Vertreter Sr. Majestät des Königs persönlich. Ich wage dies kaum herzusetzen, in der Befürchtung, als hoffnungslos rückständig angesehen zu werden, denn ich bin damit schon einmal furchtbar hereingefallen: Ich fuhr von Breslau aus mit einem natürlich republikanisch gesonnenen Ministerialrat im Auto durchs Land und fühlte mich bemüht, ihm die Gegend zu erklären. Als wir in Trachenberg am Schloß vorbeikamen, rief ich ihm zu: Hier wohnt der Herzog von Trachenberg, der letzte Oberpräsident von Schlesien." Der Ministerialrat sah sich interessiert das Schloß des Fürsten Hatzfeld an und sagte dann beherrschend: "Nun, der letzte Oberpräsident von Schlesien war wohl der Herzog von Trachenberg nicht." Ich stutzte einen Augenblick und sagte dann lebhaft: "Herr Ministerialrat haben recht, der letzte war ja Exzellenz v. Guenther. Das heißt..., nein, doch nicht. Meines Wissens war doch der Fürst Hatzfeld der letzte." Der Herr Ministerialrat lächelte etwas sarkastisch und sagte: "Nun ich denke, es gibt auch jetzt noch einen Oberpräsidenten von Schlesien, aber anscheinend rechnen Sie nur die aus der monarchischen Zeit als solche." Ich war etwas verlegen ob meines Schnitzers; aber er hatte recht: Ich hatte unwillkürlich die Oberpräsidenten nach der Revolution nicht mehr "gerechnet." So fiel es mir auch ein wenig schwer, in Herrn Schwede-Coburg den "Oberpräsidenten" zu sehen. Am meisten empörte es mich aber noch, daß die Nazis die Parteistellung als Gauleiter weit höher schätzten als das Amt eines Oberpräsidenten, den schönsten Posten und Titel, den es im Staate gab; denn Schwede ließ sich konstant mit "Mein Gauleiter" anreden, während ich ihn selbstverständlich "Herr Oberpräsident" nannte.

Gleich anläßlich meines ersten Besuchs bei ihm kamen wir auf die Stettiner Ereignisse der vergangenen Zeit, insbesondere auf das "ager Bredow und das Verhalten der bisherigen Gauleitung

zu sprechen. In selbstzufriedenem, behäbigen Tonfall sagte Schwede zum Schluß unserer Unterredung: "Ich kann es gut verstehen, Herr Vizepräsident, daß Sie sich jetzt von einer schweren Last befreit fühlen, und wie glücklich Sie sein werden, daß wir jetzt gekommen sind." Am liebsten hätte ich gesagt: "Das wät sich erst utwiese." Unter "wir" verstand der Gauleiter sich selbst und seine Mitarbeiter, die er sich zum größten Teil aus Bayern mitgebracht hatte, da ja die alte Gauleitung westlos aufgeplatzt war.

Auch der Oberbürgermeister Wolsen verachwand bald sang- und klanglos, wie Göppert es ihm vor einem halben Jahr prophezeit hatte. Sein Nachfolger wurde Oberbürgermeister Faber, ein Freund des Gauleiters und n.W. auch aus Bayern stammend, ein Mann von ausgesprochen negroidem Aussehen, der bei jedem Wort, das er sprach, die Zähne fleischte, so als wollte er im nächsten Augenblick nach einem schnappen. Er machte einen sehr zugeknöpften, wenig entgegenkommenden Eindruck und gab sich ungeheuer nationalsozialistisch. Von ersten Augenblick an war er mir herzlich unsympathisch. Überhaupt war mein Eindruck von dem ganzen "neuen Regime" nicht himmelhoch jauchzend, sondern eher von einem abwartenden Mißtrauen erfüllt.

Zu meiner Freude besuchte mich in diesem aufregenden Blut-Sommer mein kleiner Vetter Eckart Stutterheim, der am 26. Juni sein 20tes Lebensjahr vollendet und sich daher schon zum "großen Vetter" entwickelt hatte, formell aber immer noch mein Mündel war. Mir kam es immer wieder von Neuem wunderbar vor, daß dieser große Junge der Sohn unseres lieben Gert war und daß dieser nun schon fast 20 Jahre nicht mehr unter uns weilte. Es waren sehr gemtliche, nette Tage mit dem lieben Jungen, die mich einmal wieder auf etwas andere Gedanken brachten, wenn natürlich auch die blutigen Ereignisse im ganzen Reich einen großen Teil unserer Erörterungen in Anspruch nahmen. Zu meiner Befriedigung konnte ich feststellen, daß er im Gegensatz zum größten Teil der deutschen Jugend sehr wenig Hinneigung zum Nationalsozialismus zeigte; nach meinem bisherigen Empfinden sogar zu wenig; denn ich hätte ihn immer etwas begeisterungsfähiger für die hohen Ideale der Bewegung gesehen. Jetzt, nachdem ich über ein Jahr meine bitteren Erfahrungen mit dieser Bewegung gesammelt und vor allem zu meinem Scherz erkannt hatte, daß die neue Lehre mit "Entchristlichung" gleichzusetzen war, freute ich mich darüber, daß Eckart den Verlockungen des Nationalsozialismus so

Institut

eisernen Widerstand entgegengesetzte, schon im Gedanken an seine von tiefer, christlicher Religiosität erfüllte Mutter, die es nicht überlebt hätte, ihren Sohn auf der gleissnerischen Bahne des Antichristentums, der sich immer noch so harmlos gebärdete, zu erblicken. Sowohl die Restorffschen wie die Stutterheim'schen Traditionen standen diesen neuen Gedankengängen, die sich nunmehr selbst nicht mehr scheuten, den Antisemitismus auf die gott-menschliche Person des Heilandes zu übertragen, schroff und kompromißlos gegenüber. Ich dachte dabei insonderheit an seine beiden Großväter, die so befreundet mit einander waren, den alten Herrn von Restorff aus Schwengels und unsern gemeinsamen Großvater aus Waldeck. - Ein Bedenken hatte Eckarts Ablehnung des Nationalsozialismus nur insofern, als Onkel Werner in Waldeck, wie ich bei meinem letzten Aufenthalt dort wieder konstatieren mußte, immer mehr und mehr in Hitlers Fahrwasser schwamm und mit einer Begeisterungsfähigkeit, die ich seiner philosophischen Ruhe niemals zugetraut hätte, alles, aber auch wirklich alles, was im Namen des neuen Régimes geschah, guthieß und in den höchsten Tönen pries. Er hatte mir bereits ein paar Mal angedeutet, daß Eckart ihm zu wenig nationalsozialistisch zu sein schien. Im Hinblick darauf, daß Eckart der mutmaßliche Erbe von Waldeck nach unserm aller Wunsch sein sollte, erschien dies ein wenig bedenklich. - Wie Onkel Werner jetzt, nach dem Blutbad des 30. Juni und der nachfolgenden Tage dachte, war mir nicht bekannt, aber 100 gegen 1 war anzunehmen, daß er auch dies billigen und für eine harte, aber nicht zu umgehende Maßnahme erklären würde. Eckart dagegen war über das ganze Massaker mit seinen wenig schönen Begleitumständen fast noch empörter als ich selbst; denn ich hatte wenigstens noch den Vorteil davon gehabt, daß es mich von meinen Hauptfeinden befreit hatte.

Mehr jedoch als über diese greulichen Ereignisse unterhielten wir beide uns in diesen Tagen über Familiengeschichte, wobei ich feststellte, daß Eckart völlig in den Fußtapfen unseres früh verstorbenen Onkel Eberhard - genannt Ebbo - wandelte und sich mit einem Feuereifer, der eines Geschichtsprofessors würdig gewesen wäre, über das Studium unserer Familiengeschichte hergemacht hatte, während mir dieses bisher zwar auch interessant, aber im Ganzen doch ein Buch mit 7 Siegeln gewesen war. Besonders nach dem Essen, wenn wir in meinem Zimmer auf dem altväterischen Sopha zusammen saßen, dozierte Eckart meist in lebhafter Weise über

seine neuesten Entdeckungen betreffs irgend welcher Urheben oder historische Merkwürdigkeiten aus der Familiengeschichte, und ich hörte mit gespannter Aufmerksamkeit zu; dies verlangte er aber auch. Als ich einmal nach einem langen Vortrag eine schüchterne Bemerkung über einen der erwähnten Ururgroßväter oder -sohne machte, sagte Eckart empört: "Da haben wir's! Nun hast Du doch tatsächlich wieder den Karl August mit dem Karl Theodor verwechselt! Du kennst unmöglich aufmerksam zugehört haben." Noch empörter- und mit Recht- aber war er, als ich eines Abends, während einer interessanten "Vortragerung" über irgend welche neu entdeckten verwandtschaftlichen Beziehungen unserer Vorfahren einwirkte; es geschah allerdings nach einem ebenso reichlichen Tagewerk wie Alkoholgenuß nach dem Abendessen. Sehr anzuerkennen war bei Eckart hinsichtlich der Familienforschung, seine unbedingte, historische Wahrheitsliebe, selbst wenn sie auf Kosten des Familien-Glänzes ging. Kleine renommistische Geschichtsfälschungen zu Gunsten der Vornehmheit unserer Sippe konnte man ihm nicht nachsagen. Er war ebenso glücklich, nachgewiesen zu haben, daß ein Ururgroßvater mütterlicherseits seinen Adelstitel zu Unrecht getragen habe, wie über die kürzlich gemachte Entdeckung, daß zwei Lokomotivführertöchter v. Stutterheim in Berlin, die nicht in Gothaer standen, Namen und Adelsprädikat zu Recht trügen. Er hatte die Damen natürlich auch sofort besucht und fand es etwas hochmütig, und rückständig von mir, daß ich die Frage aufwarf, warum man solche Verwandtschaften 36ten Grades plötzlich ausgraben wollte, wodurch die Betroffenen sicherlich nicht einmal erfreut würden. Ich versicherte ehrlich, daß ich gegen den ehrenhaften Beruf eines Lokomotivführers nicht das Geringste einzuwenden hätte, aber daß er doch in der Stutterheim'schen Familie bisher sicherlich selten vorgekommen wäre und daher wohl ein wenig aus dem Rahmen herausfiel. Eckart meinte aber, wenn die neu entdeckten Verwandten Fürstlichkeiten wären, würde die Familie mit dieser Feststellung wahrscheinlich sehr zufrieden sein.

Ich versuchte wieder, Eckart, so gut es ging, auch in Stettin zu amüsieren, aber zum großen Teil besorgte er dieses schon allein; denn wie überall, so hatte er auch hier eine Menge von Bekannten; zu diesen gehörten insbesondere Zitzewitzene - vor Helldorff Polizeipräsident von Potsdam-, bei denen er öfters war, und wo er mit der noch jugendlichen und elätischen Frau v. Zitzewitz das in meiner Jugend so beliebte Reifenspiel hüpfend und mit großer Grazie spielen mußte, was er mir dann am Abend immer sehr

102
ED 129-2-111
schaulich schilderte.

Fräulein Beyer verwöhnte Eckart natürlich wieder nach Strich und Faden, und selbst das Herz der schönen Selma hatte er gestohlen. Eines Tages konstatierte er sehr erstaunt, daß sie garnicht Selma, sondern Else hieße und, genau wie er war, wollte er wissen, warum ich die brave Maid, die Stütze und intimste Freundin-- Feindin Fräulein Beyers, immer Selma nenne. Beim besten Willen konnte ich ihm dies nicht erklären, da ich es selbst nicht wußte.

Die netten, gemüthlichen Tage mit Eckart gingen schnell dahin, und der Abschied von ihm fiel mir richtig schwer. In diesem verheerenden Sommer hatte es besonders wohlgetan, einmal wieder "in Familie zu plätschern" und viel von alten glücklichen Zeiten reden zu können, was ihn zu meiner Freude im Gegensatz zu den meisten seiner Altersgenossen stets interessierte und erfreute. Besonders viel wollte er natürlich immer von seinem Vater hören, den er ja garnicht mehr gekannt hatte, da er noch nicht ein halbes Jahr alt war, als Gert bei Ypern fiel. Wenn auch weniger in seinem Aeußeren, so erinnerte er mich doch in seinem Humor und zumal in manchen knappen Bemerkungen oft an Gert. Als ich ihm voller Stolz das Kaiser Wilhelm-Denkmal am Ende des Paradeplatzes zeigte, an dessen Sockel Soldaten der 4 Truppengattungen Infanterie, Kavallerie, Artillerie und Marine diese symbolisierten, und ich ihm dies erklärte, sagte er lediglich: "Und wo ist die S.A.? Pfui, was für ein reaktionäres Denkmal!"

18. Kapitel.

GENERALFELDMARSCHALL VON

MACKENSEN.

Wie ich bereits im vorigen Kapitel berichtet habe, hatten wir in unserm Kampf um das Lager Bredow ^{gegen} alle Mächte der Partei in dem greisen Feldmarschall v. Mackensen einem mächtigen Bundesgenossen gefunden, auch wenn es nicht so war, wie oft erzählt wurde, daß er die Auflösung des Lagers bewirkt hätte. Aber bei der Autorität, über die er auch im "dritten Reich", zumal als Freund Hindenburgs noch verfügte, war es im Interesse der guten Sache von ungeheurem Wert, daß er rückhaltlos für Christentum, Kirche und unbedingte Gerechtigkeit eintrat und sich der Tyrannei und dem Unrecht, wo er solches entraf, unerschrocken und mit der ganzen Kraft seiner Persönlichkeit entgegenwarf.

Der Feldmarschall wohnte nicht in Stettin unmittelbar, sondern in der kleinen Ortschaft Falkenwalde, schätzungsweise 10 Kilometer nach Nordwesten von der Stadt entfernt, wo er eine schöne Villa mit großem Garten besaß. Ich hatte ihm einige Monate nach meiner Ankunft in Stettin meinen ersten Besuch gemacht. Mit dem Auto fuhr man etwa eine Viertelstunde heraus. Ich wußte es damals noch nicht, in welche nahen, freundschaftlichen Beziehungen ich zu dem greisen Feldmarschall, der fast genau im Alter meines Vaters stand, treten sollte. Aus einem bestimmten Grunde fällt es mir etwas schwer, darüber zu sprechen. Bei populären und hochgestellten Persönlichkeiten, noch dazu, wenn sie von entgegenkommenden und freundlichen Wesen sind, besteht nur zu leicht die Gefahr, daß man sich allmählich einbildet, man stände in ganz ausnehmender Gunst bei ihnen und hätte sich ihrer besonderen Freundschaft zu erfreuen. Jedenfalls konnte ich mich bei manchen Memoiren oft eines leisen Lächelns nicht erwehren, wenn ich in ihnen las, daß der Verfaßer eigentlich mit sämtlichen Fürstlichkeiten und hochgestellten Persönlichkeiten, die es gab, auf intimstem Fuße gelebt und innig mit ihnen befreundet gewesen war. Dasselbe konnte man, auch öfters aus Unterhaltungen mit manchen Menschen

entnehmen. Es brauchte oft garnicht nur blasse Renomage oder Unwahrhaftigkeit hinter solchen Behauptungen zu stecken; vielmehr konnte bei der Allerwelts-Liebenswürdigkeit, die oft gerade Fürstlichkeiten beseelte, bei Manchen tatsächlich der Eindruck entstehen, sie erfreuten sich vornehmlicher Gunst und ganz besonderen Interesses der betreffenden prominenten Persönlichkeit, während diese wahrscheinlich oft überhaupt nicht wußte, mit wem sie gesprochen hatte. Beim alten Feldmarschall v. Mackensen bestand diese Illusion-Gefahr der Illusion nun in erhöhtem Maße. Er war nämlich nicht nur von einer "Allerwelts-Liebenswürdigkeit", sondern bewies seiner Umwelt und jedem, der mit ihm in Berührung kam, ein solches spezielles und tatsächliches Interesse, daß dieses, verbunden mit seinem phänomenalen Gedächtnis, schon viele zu den erwähnten Illusionen verführen konnte. Selten habe ich daher auch in meinem Leben von einem Menschen so viele "alte Bekannte" und "gute Freunde" angetroffen wie vom Feldmarschall v. Mackensen. Es gehört daher fast allerhand Mut dazu, hier zu schreiben, daß ich mich wirklich vom ersten Augenblick unserer Bekanntschaft an seiner fast väterlich-freundschaftlichen Zuneigung zu erfreuen hatte. Allerdings glaube ich, daß dies weniger meiner liebenswerten Persönlichkeit als dem Unstand zuzuschreiben war, daß ich der Sohn meiner Mutter und Enkelsohn meiner Waldecker Großm^{at}tern war. Schon, daß ich ein Stutterheim aus der "Donnau-Friedländer Ecke" war, hätte zu seinem besonderen Wohlwollen genügt. Unter den zahlreichen Königsberger Offizieren, die in der Jugendzeit meiner Mutter mein so gastfreies, großväterliches Haus zu Waldeck bevölkerten, spielte in den Erzählungen meiner Großmutter und meiner Eltern Mackensen, der n.W. damals als Rittmeister Adjutant der 1. Kavallerie-Brigade war, stets eine gewisse Rolle. Ebenfalls durch die Großmama hatte ich gehört, daß Mackensen ein großer Verehrer meiner Mutter gewesen war. Diese waren zwar nun so zahlreich wie der Sand am Meer, aber Mackensen nahm unter ihnen neben einigen anderen doch eine besondere Stellung ein. Meine Mutter hatte sich ja nun schon mit 17 Jahren verlobt; und Mackensen hatte sich geträstet, indem er die Tochter des Oberpräsidenten, Fräulein v. Horn, heimführte; aber die Beziehungen zu ihm und seiner Familie waren nie ganz abgerissen. In Königsberg war ich viel mit seinem Sohn Manfred zusammen gewesen, der damals Regierungsassessor beim Oberpräsidium in Königsberg und auch einige Male bei uns in Sophienthal war. Mackensen selbst blieb ebenfalls mit dem Osten verbunden, indem er Kommandeur der Leib-

Institut

husaren in Danzig-Langfuhr und später Kommandierender General des XVII. Armeekorps daselbst¹ wurde. Als solcher machte er auch die Hochzeit meiner Cousine Dodo Reichel mit Gustav Plehwe, dem Bruder meines Schwagers, in Terpen mit und sah dort ~~meine~~ Mutter nach langen Jahren wieder. Natürlich tanzte er mit ihr die Quadrille mit anschließendem Walzer, und dann forderte er meine Schwester Ika mit den Worten auf: "Ich möchte nur feststellen, mein gnädiges Fräulein, ob Sie auch so herrlich Walzer tanzen wie Ihre Frau Mutter." Wie oft hat mir der alte Feldmarschall von diesem letzten Walzer erzählt, den er als kommandierender General mit meiner schönen Mutter in Terpen getanzt hätte!

Ich kann es nicht anders sagen, ^{als} daß ich bei meinem ersten formellen Besuch in Falkenwalde dort aufgenommen wurde wie ein lieber, alter und längst erwarteter Bekannter. Vom ersten Augenblick an hatte ich das Gefühl, als ob ich jahrelang intim in dem Hause verkehrt hätte. Durch Polizeipräsident Borok, mit dem der Feldmarschall gut bekannt war, hatte er bereits gehört, daß ich als Regierungsvizepräsident nach Stettin gekommen sei und meinen Besuch daher schon erwartet. In zweiter Ehe war er mit einer Osten aus dem Hause Gr. Jannewitz verheiratet, die bedeutend jünger als ihr Mann und die Schwester von Frau v. Restorff-Lindensu war, der sie in Aussehen, Sprache und Wesen lächerlich ähnte. Auch Frau v. Mackensen nahm mich sehr nett und liebanswürdig auf, obwohl bei ihr natürlich keine alten Beziehungen zu meiner Familie bestanden. Ihre Mutter, die alte Gräfin Osten aus Gr. Jannewitz war zu Besuch da, und es machte² mutete einen etwas merkwürdig an, den greisen, 84 jährigen Generalfeldmarschall noch zusammen mit seiner Schwiegermutter zu sehen.

Ich wurde gleich bei meinem ersten Besuch zum Tee oder zum Abendessen dabehalten, und die Unterhaltung dieses ersten Tages war fast ausschließlich familiären Gesprächstoffen und alten Erinnerungen des Feldmarschalls vorbehalten, wobei ich feststellte, daß er über meine Familie viel besser Bescheid wußte als ich selbst, hauptsächlich allerdings in Bezug auf die frühere Zeit. Selten habe ich bei einem alten Herrn ein so exorbitantes Gedächtnis feststellen können. Bei fürstlichen Personen fand man es ja öfters, aber diesen war es von Jugend an eingedrillt worden, was doch bei Mackensen nicht der Fall war. Er kam z.B. auf Januschau und Peterkau zu sprechen, wobei mich bereits ein wenig die Ängste hoben, denn zumal die Peterkauer Verwandtschaft mit ihrem Kinder-

reichtum in mehreren Generationen und ihren vielen Familienheiraten war mir stets ein Buch mit sieben Siegeln gewesen; aber da unglücklicher Weise auch die alte Gräfin Osten mit der früheren Peterkauer Generation gut bekannt gewesen war, gelang es mir nicht, von diesem Thema abzuspringen. Schließlich konstatierte der Feldmarschall mit Genugtuung: "Jetzt weiß ich es ganz genau; der alte Herr von Wernsdorff-Peterkau war der rechte Vetter Ihres Herrn Vaters!" Ich bejhte schnell, froh darüber, daß dieses heikle Verwandtenthema damit abgeschlossen war. Es vergingen aber noch kaum wenige Minuten, als Mackensen etwas vorwurfsvoll sagte: "Nein, hören Sie mal, das stimmt ja garnicht; die Frau v. Wernsdorff aus Peterkau war Geschwisterkind mit Ihrem Vater, nicht er." Ich mußte wieder freudig bejahen; denn er hatte natürlich recht. So aber war es mit Allem. Auf jede Einzelheit aus der alten Zeit konnte er sich noch aufs genaueste besinnen. So fragte er mich z.B. ob mein Schwager aus Mertensdorf ihn auch jetzt noch "Vetterchen" nenne, was ich erstaunt verneinen mußte. Er lachte schallend und erzählte dazu folgende Geschichte: Als junger Rittmeister hatte er von Baron Goltz aus Kallen- dem Vater meines Schwagers- ein Pferd gekauft und das Geld in Hundertmarkscheinen übersandt, deren Nummern er in einem besonderen Schreiben notiert hatte. Dies hatte dem alten Kaller in seiner sprichwörtlich Goltz'schen Ordnungsliebe so imponiert, daß er gesagt hatte: "Ein junger Rittmeister, der ein Pferd gleich bar bezahlt, ist schon selten; daß er aber auch noch die Nummern der Geldscheine notiert, ist noch nie dagewesen. Das muß einmal mein Schwiegersohn werden." Seitdem sei er von der umfangreichen Goltz'schen Sippschaft stets "Vetterchen" genannt worden. So wußte er unzählige Geschichtchen und Anekdoten aus meiner Bekanntschaft und Verwandtschaft; aber mit der größten Liebe verweilte er doch immer wieder bei der früheren Geselligkeit in der Domnau-Friedländer Gegend, zumal in Saalau und Waldeck, wobei er ~~immer~~ regelmäßig mit der versonnenen Bemerkung schloß: "Ja, ja, aber die schönste Erscheinung der ostpreussischen Gesellschaft war doch Ihre Frau Mutter," was meiner Sohnesitelkeit immer von Neuem glatt herunterging, obwohl ich von Jugend an gewohnt war, es allgemein zu vernehmen. Besondere Elogen bekam ich vom Feldmarschall auch immer über meinen Schwager Plehwe und dessen Bruder Gustav zu hören. Er pflegte oft zu sagen: "Wenn alle so gewesen wären wie die Brüder Plehwe, dann hätten wir den Krieg

nicht verloren." Allerdings setzte er dann meist hinzu: "Das heißt, an mangelndem Heldenmut und fehlerhafter Entschlußkraft haben wir den Krieg eigentlich nicht verloren. Da sprachen andere Momente mit. Aber das ist ein zu sehr ins Weite gehendes Thema." Auf die Österreicher war er im Ganzen nicht gut zu sprechen, und hier konnte er sogar öfters ein wenig ungerecht sein. Wie oft hat er mir die Geschichte erzählt, wie er nach der großen Durchbruchschlacht von Gorlice-Tarnow etwas ärgerlich war, daß die österreichische Artillerie nicht schnell genug nachkam, und ihm hinsichtlich jeder Abteilung ein anderer Entschuldigungsgrund genannt worden war. Schließlich hatte er ^{er}recht ungnädig den österreichischen Artilleriekommandeur gefragt: "Ja, warum kommt denn die und die Abteilung nicht endlich nach?" worauf dieser sehr gekränkt geantwortet hätte: "JA bihtä, Eier Exzellenz, diese Abteilung schäeßt doch heute Viktoria zu dem großen Sieg von Eier Exzellenz." - Überhaupt wurden gleich an diesem ersten Abend auch unendlich viele Reminiszenzen an den Weltkrieg aufgefrischt U.a. fragte mich Mackensen, wo und wie ich verwundet wäre, worauf ich etwas unverschämt erwiderte: "Nur durch Schuld von Eurer Exzellenz. Hätten Herr Feldmarschall Anfang Mai 1915 nicht den großen Durchbruch bei Gorlice gemacht, so hätten die Russen nicht ihre Entlastungsoffensive am Dnjester nötig gehabt, wir wären nicht überrannt und ich nicht verwundet worden." Diese Antwort amüsierte ihn ungemein, wie ich demgleich an diesem Tage seinen großen Sinn für Humor, der mich immer ganz besonders entzückte, feststellen konnte. - Ich wurde abends nur unter der ausdrücklichen Bedingung fortgelassen, recht bald wiederzukommen und schon kurze Zeit nach diesem ersten Besuch erfolgte auch schon eine Einladung, der ich nur zu gerne Folge leistete.

Es war, wenn ich nicht irre, bei meinem zweiten Besuch in Falkenwalde, daß der Feldmarschall mich nach dem Tee in sein Zimmer nahm und dort rückhaltlos seinem Herzen Luft machte, über die politische Lage des Reiches im Allgemeinen und die Zustände in Stettin im Besonderen. Dabei mußte ich feststellen, mit welcher Besorgnis er die Entwicklung der Dinge ansah, und mit welcher unheimlichen Klarheit er die Geschehnisse beurteilte. Die Ehrlichkeit seines Charakters und die Wahrhaftigkeit, die sein ganzes Wesen durchdrang, sprangen mir gleich von Anfang an förmlich in die Augen und ließen mich die unüberbrückbare Kluft erkennen, die sie von der Unehrlichkeit und den Winkelzügen der heutigen Politik trennten. Es war dieses umsomehr anzu-

erkennen, als Hitler persönlich alles tat, ihm bei jeder sich bietenden Gelegenheit seine Ehrerbietung bezeugte und ihm mit einer fast unterwürfigen Liebenswürdigkeit entgegenkam. Dieses alles blendete ihn keinen Augenblick und täuschte ihn vor allem nicht über die mehr und mehr zu Tage tretende antichristliche Richtung des nationalsozialistischen Régimes hinweg; und dieses erfüllte sein tief gläubiges Gemüt mit besonderem Schmerz. Er hatte darüber oft mit seinem Freunde Hindenburg gesprochen und dabei, wie in allem Anderen, völlige Übereinstimmung der Anschauungen festgestellt. In unwandelbarer Treue hielt Mackensen, wie aus fast allen seinen Gesprächen herausklang, insonderheit zu zwei Persönlichkeiten; die eine war eben Hindenburg und die andere war der Kaiser; und mit beiden Persönlichkeiten verbanden ihn vor allem die christliche Grundeinstellung und die Überzeugung, daß nur auf dieser die Zukunft unseres Volkes und Vaterlandes beruhen könnte, und daß, sobald dieser Grundpfeiler aus dem Fundament des neuen Reiches herausgerissen würde, alles verloren sei, so schön, ideal und begrüßenswert auch unendlich Vieles wäre, was verkündet werde und geschähe. Denn diesem Guten gegenüber verschloß der Feldmarschall durchaus nicht seine Augen. Im Gegenteil, er betonte immer wieder, daß man sich daran nur erfreuen könne und daß er mit den erstrebten Zielen der neuen Regierung durchaus einverstanden wäre; dazu gehörten insbesondere die Erstarkung eines gesunden, auf der Volksgemeinschaft beruhenden Nationalbewußtseins und auch die Wiederherstellung der Wehrhoheit, die er als Soldat und Feldherr natürlich mit heißem Herzen ersuchte. Aber, wie er zum Ausdruck brachte, erfüllte es ihn darum mit umso größerem Schmerz, daß diese anzuerkennenden idealen Ziele belastet würden mit so unendlich vielen Ungerechtigkeiten, Unbegreiflichkeiten und Ausartungen. Dazu gehörten in seinen Augen z.B. die sinnlosen und ungesetzlichen Judenverfolgungen und die Beschneidung jeder persönlichen Freiheit, die ihm geradezu barbarisch vorkam. Auch die Unehrlichkeit und z.T. Verlogenheit, die man so oft bei den hohen Herren antröfe, und die seiner ganzen Wesensart so besonders zuwider wäre, tadelte er mit scharfen Worten. Aber alle diese Mißstände führte er darauf zurück, - und hierin stimmte ich ihm hundertprozentig zu-, daß sich die oberen Stellen nicht mehr an das unwandelbare Gottesgesetz gebunden fühlten, oder daß sie sich selbst ein neues Gottesgesetz in ihrer Phantasie zurecht konstruiert hätten.

Mit einer gewissen Bewegung stellte ich fest, in welcher vollkommener Weise bei ihm der alte ritterliche Sinn des Mittelalters bester Art ausgeprägt war, für das Recht einzutreten und die Verfolgten zu schützen zu müssen. Dabei machte es für ihn keinen Unterschied aus, welcher Art die Verfolgten waren; es genügte ihm, daß sie schutz- und rechtlos waren, um mit der ganzen Kraft der Persönlichkeit und ohne Rücksicht auf etwaige Nachteile und Unbequemlichkeiten für sie einzutreten. Diese ritterliche Hilfsbereitschaft kam allen Menschen zu gute, gleichgültig, ob es alte Kameraden und Standesgenossen von ihm waren, ob Geistliche, die um ihres Glaubens willen verfolgt wurden, ob ehemalige Logenbrüder, die ihre Stellung verlieren sollten, Juden, an denen eine Gewalttat verübt war, oder aber auch - ob es sich um Angehörige der Unterwelt handelte, die im Lager Bredow mißhandelt worden waren. Auf seinem Schreibtisch häuften sich die Bittschriften und Notschreie Unglücklicher, Verfolgter, Elender und Gefangener, die sonst im neuen Deutschland nirgends mehr Recht fanden, zu unheimlichen Bergen. Wenn er selbst nicht mehr helfen konnte, dann sagte er: "Mit dieser und jener Sache fahre ich jetzt zu meinem Freunde Hindenburg." Der Vorwurf "der Humanitätsduselei", worunter der Partei-Jargon christliche Nächstenliebe und Barmherzigkeit verstand, ließ ihn völlig kalt; allerdings bekam er ihn unmittelbar auch nicht zu hören, aber desto eifriger wurde er ihm hinter seinem Rücken in Nazi-Kreisen gemacht. Ein Partei-Gewaltiger sagte mir einst voller Wut, als sich Mackensen einmal wieder gegen ein schreiendes Unrecht gewandt hatte: "Beim Feldmarschall v. Mackensen finden ja alle Verbrecher ein williges Ohr, und so lange der alte Herr in Berlin noch lebt, und unser Führer weiter so gutmütig ist, dringt er ja auch oft durch; aber das wird hoffentlich bald mal ein Ende haben". Bei einer anderen Gelegenheit sagte derselbe Herr: "Jeder Feind des Nationalsozialismus ist dem Feldmarschall v. Mackensen willkommen." Da ich gerade erzählt hatte, daß ich oft im Hause des Feldmarschalls verkehre, ging diese freundliche Bemerkung offenbar auf mich.

Der angedeutete Gedanke, daß der "alte Herr in Berlin" vielleicht bald nicht mehr leben würde, erfüllte mich mit Schrecken. Er, der die Armee fest in der Hand hatte, erschien einem als ein rocher de brèche in einem brodelnden Sumpf, aus welchem unterirdische, dunkle Mächte hervorzubrechen drohten. Man hatte immer ein gewisses Gefühl der Sicherheit, daß noch eine autori-

Institut

ihre Stelle da war, die Gefühl für Recht, Gesetz und Ordnung hatte, und die dieses auf der christlichen Weltanschauung gründete. Noch konnten sich Willkür, Tyrannei und Antichristentum nicht schrankenlos austoben. Es passierte ohnehin schon Schlimmes genug, aber wie viel Schlimmeres und Bösertigeres wurde durch das bloße Verhandensein dieses rocher de bronze noch verhindert! Offiziell konnte das Gute noch nicht böse und das Böse gut genannt werden. Jedenfalls schämte man sich oben, dieses offen einzugestehen; und daher wurde sogar öfters noch scharf zugegriffen, wie wir es im Falle "Lager Bredow" soeben erlebt hatten. "Noch" war dies alles der Fall, aber in dem Wörtchen "noch" lag bereits die Angst, daß diese letzte, starke Hemmung der braunen Flut bald wegfallen könnte. Die Nachrichten, die man vertraulich über den Gesundheitszustand des Reichspräsidenten von Hindenburg seit einiger Zeit erhielt, waren nicht gerade trostreich. Noch im Frühjahr hatte mein Schwager Plehwe, der ja genau unterrichtet war, sich sehr zuversichtlich über die Geisteskraft des alten Herrn ausgesprochen und alle Gerüchte, die das Gegenteil behaupteten, in den Bereich der Fabel verwiesen; aber seit Kurze schrieb auch er ein wenig besorgt über die Gesundheit des Reichspräsidenten und aus den Worten Mackensens, der ihn öfters besuchte, klang ebenfalls die gleiche Besorgnis heraus. Vor allem konnte man aus ihnen entnehmen, daß trotz aller Geistesklarheit, die Hindenburg noch immer beseelte, ihm die blutigen Ereignisse des 30. Juni, insonderheit der Meuchelmord an seinem Regimentskameraden, dem General v. Schleicher und seiner Gattin, doch nicht mehr in ihrer ganzen Furchtbarkeit zum Bewußtsein gekommen waren. Die wohl nicht unberechtigte Annahme tauchte auf, daß dieser Massenmord überhaupt nur möglich gewesen wäre, weil man bereits glaubte, über den kranken und schwachen Feldmarschall v. Hindenburg zur Tagesordnung übergehen zu können. Seit längerer Zeit befand er sich auf seinem Besitz Neudeck in Westpreußen, und man wartete vergeblich auf seine Rückkehr nach Berlin. Ich glaube, Feldmarschall v. Mackensen besuchte ihn in diesem Sommer noch einmal dort. Jedenfalls hatte er mit ihm vor nicht langer Zeit in sehr ernster Unterredung über den sich verstärkenden Kampf der Partei gegen die Kirche, der ihn mit so großer Sorge erfüllte, gesprochen und dabei wieder völlige Übereinstimmung der Anschauungen sowie den ernstesten Wunsch Hindenburgs festgestellt, diesem sinnlosen Kampf, der sich neuerdings in Massenverhaftungen nunmehr auch evangelischer Geistlicher dokumentier

ein energisches Paroli zu bieten.

Endlich hatte sich die evangelische Kirche aufgerafft und auf sich selbst besonnen; sie schien ernstlich gesonnen, die Knebelung, die ihr die "deutschen Christen" auferlegt hatten, vor sich zu schütteln und zu dem ewigen Grund, Jesus Christus, und zwar zu diesem allein, zurückzufinden. Eine Schar beherzter Männer der Kirche hatte sich in Barmen zusammengefunden und trat von dort aus mannhaft und energisch den neuen Irrlehren entgegen, indem sie ein offenes Bekenntnis zu Christus als dem einzigen Grund unseres Glaubens und Lebens ablegten und die Lehren der deutschen Christen scharf verurteilten, womit sie praktisch dem neuen, der Kirche aufgezwungenen Regiment, an der Spitze dem sogenannten Reichsbischof Müller, den Gehorsam aufsagten, gemäß dem Bibelspruch "Man muß Gott mehr gehorchen, denn den Menschen". Dem Totalitätsanspruch der Partei war der Totalitätsanspruch Christi in offener und unzweideutiger Weise entgegengesetzt worden. Ein Aufatmen ging durch die Reihen der gläubigen, evangelischen Christen, wenn auch vielfach die Bedeutung der Tat, die in Barmen geschehen war, noch nicht in ihrem ganzen Umfange erkannt wurde. Die Geister schieden sich. Es gab eigentlich nur noch zwei Fronten: Für Christus und gegen-oder wider Christus! Ein einigendes Band war insonderheit auch um die gläubigen Protestanten und Katholiken geschlungen. Beide fühlten sich wieder als Glieder der "Una sancta", der einen heiligen christlichen Kirche, die die gleichen Verfolgungen zu erleiden hatten, aber gemeinsam in dem einen Namen, außer dem es kein Heil gibt, auch ihr einziges Heil sahen. Zwischen den beiden Fronten standen verhältnismäßig nur noch wenige laue und schwächliche Charaktere, deren es immer welche gibt, und die es mit keinem ganz verderben wollten. Innerhalb und neben der "anerkannten" evangelischen Kirche aber erhob sich nunmehr, von Tag zu Tag wachsend, gewissermaßen eine neue Kirche, die von der erdrückenden Mehrzahl der Gläubigen als die alte, wahre und echte evangelische Kirche erkannt und anerkannt wurde, und die man allgemein mit dem schönen Namen der "Bekennenden Kirche" bezeichnete.

Auch ich war glücklich über die mir unerwartete Wendung, die die Dinge genommen hatten; ich freute mich von Herzen, daß es auch in der evangelischen Kirche noch so viel Bekennermut gab, und daß man jetzt wieder wußte, wohin man gehörte.

Dies seitens der Partei und insbesondere der Geheimen Staatspolizei ein Sturmloch gegen die "Bekennendekirche" einsetzt

Institut

der sich in Massenverhaftungen und Verfolgungen jeder Art von Geistlichen dokumentierte, lag auf der Hand und war nicht anders zu erwarten gewesen. Aber unterdrückt konnte das Feuer nicht werden; dazu war es bereits zu mächtig angeschwollen. Die Machthaber machten dann auch zum Teil gute Miene zum bösen Spiel, aber sie hatten ihren Todfeind sehr wohl erkannt und warteten hinsichtlich beider Konfessionen lediglich auf den günstigen Moment, den vernichtenden Schlag führen zu können. Bis dahin wechselten, zeitlich und örtlich verschieden, Zuckerbrot und Peitsche mit einander ab.

Indessen wuchs die neue Bewegung der "Bekennnisfront", die in Wahrheit nichts anderes war, als die von ihren Fesseln befreite, alte Kirche, gedeihlich und munter fort, wenn auch argwöhnisch beobachtet und bespitzelt von den Argusaugen der Gestapo. In allen Gemeinden bildeten sich sogenannte "Bruderräte", die die Gemeindevertretungen der Bekenntniskirche darstellten. Einen gewissen Reiz hatte es, daß auch die Gattin des stellvertretenden Oberpräsidenten, Frau v. Mackensen, Mitglied des "Bruderrates" war und zwar ganz offiziell, und ohne daß sie ein Hehl daraus machte. Von ihrem Gatten habe ich bereits gesprochen. Er hatte den Titel und die Stellung eines "Vizepräsidenten beim Oberpräsidium" und war bis zur jetzigen Ernennung von Schwede-Coburg über ein Jahr lang de facto Oberpräsident von Pommern gewesen, ohne jedoch die Autorität eines solchen zu besitzen. Das Oberpräsidium befand sich seit Alters her im Königlichem Schloß, wo der Oberpräsident auch seine Dienstwohnung hatte. Da der Posten nicht besetzt war, wohnte Mackensen jetzt darin. Ich war öfters zu Gast dort und wurde immer sehr freundlich aufgenommen. Auch mit dem Feldmarschall war ich einige Male zum Abendessen dort. Wie ich schon erwähnte, war er mit dem Vizepräsidenten kaum verwandt. Letzterer gehörte zu der Familie Mackensen v. Astfeld, die auch ein ganz anderes Wappen wie der Feldmarschall führte. Umso merkwürdiger wirkte immer die geradezu in die Augen springende Ähnlichkeit beider, die wohl hauptsächlich in derselben Form des Gesichts, der Figur und den buschigen Augenbrauen lag. Erhöht wurde diese Ähnlichkeit noch, wenn der Vizepräsident bei feierlichen Anlässen auch seine Husarenuniform trug, denn der Feldmarschall trug diese immer. Ich habe ihn z.B. nur ein einziges Mal in Civil gesehen. Natürlich war er schon aus diesem Grunde die bekannteste und populärste Persönlichkeit Stettins und ganz Pommerns. Zumal an Sonn-

und Feiertagen war es das verbriefte Recht der Stettiner, ihn bei der An- und Abfahrt zur Garnisonkirche, in der er die Militärgottesdienste regelmäßig besuchte, zu begrüßen. Ich glaube, daß der alte Papa Wrangel, dessen Grab einige Schritte von der Kirche entfernt lag, bei seinen Lebzeiten nicht populärer gewesen ist, als Mackensen, wenn auch wohl kaum größere Gegensätze denkbar sind, als diese beiden "populären Feldmarschälle". Wie oft passierte es jedoch dem Vizepräsidenten, wenn er in Husarenuniform erschien, daß er die Ovationen einheimste, die seinem berühmten Namensvetter zugedacht waren! Nach einer Veranstaltung, an der Vizepräsident v. Mackensen und ich als Vertreter von Oberpräsidium und Regierung teilnahmen, hörte ich, wie ein biederer Bürger zu seiner Eheliebsten sagte: "Wie sah der Feldmarschall heut wieder jung aus!" und die Frau stimmte freudig zu.

Die Gattin des Vizepräsidenten, eine geborene von Renvers, war von der katholischen zur evangelischen Kirche übergetreten und daher vielleicht besonders entschieden und fast fanatisch evangelisch. Jedenfalls stellte sie mich in ihrer Abneigung gegen die "deutschen Christen" noch erheblich in den Schatten. Sie pflegte immer zu sagen: "Deswegen bin ich doch nicht zur evangelischen Kirche übergetreten, um sie mir durch diese Leute verderben zu lassen." Durch ihr begeistertes Eintreten für die "Bekenntnisfront" und ihre Wirksamkeit im "Bruderrat" tat sie denn auch alles, um das zu verhindern. Für ihren Mann war dies politisch eine schwere Belastung; denn als Vizepräsident des Oberpräsidiums eine Frau zu haben, die Mitglied des Bruderrates der bekennenden Kirche war, entsprach nach damaliger Partei-Ansicht etwa dem, als wenn sich seine Gattin in einer kommunistischen Organisation betätigt hätte. Frau v. Mackensen war eine kluge, hübsche und nette Frau, und ich möchte sie sehr gern; aber-sie-zum-Feinde aber ich hätte sie nicht zum Feinde haben mögen und war froh, daß wir beide an einem Strang zogen und Ruffer im Streit für die Bekenntnisfront waren. Die kleine Frau konnte bei aller Liebenswürdigkeit auch Haare auf den Zähnen haben, und ihre Energie war groß. Ihn hätte ich in unserm Kampf gegen die Stettiner Partei-Stellen gern öfters entschiedener gesehen, und anfänglich hatte ich manchmal den Eindruck gehabt, er wolle auf zwei Hochzeiten zugleich tanzen. Aber dann hatte ich doch eingesehen, wie namenlos schwer und undenkbar seine Stellung war, und welches Geschick dazu gehörte, sich bei seinen Anschauungen und mit einer Frau, die im Bruderrat saß, überhaupt zu hal-

ten. Damit aber, "nicht mehr mitzuspielen" und sich in Pension zurückzuziehen, wäre der guten Sache erst recht nicht gedient gewesen; denn man konnte sich an den 10 Fingern abzählen, was für eine Kreatur dann den Vizepräsidentensessel auf dem Stettiner Oberpräsidium besteigen hätte. Und dann: Tanzten wir bei der Regierung nicht alle etwas auf zwei Hochzeiten zugleich? Gewiß, man war davon durchdrungen, einen erbitterten Kampf gegen die Partei und ihr Bonzentum zu führen, aber doch stets unter der Firma, daß man trotzdem natürlich ein echter und wahrer Nationalsozialist wäre, was man schon dadurch bewies, daß man 300 Mal am Tage "Heil Hitler" brüllte und mit erhobenem Arm jedes Fähnchen eines H.J.-Sturmes begrüßte. Daß ich kein guter Nationalsozialist war, hätte ich mir bisher überhaupt kaum selbst eingestanden, geschweige denn einem anderen. Nur als mir dieses die Gauleitung in ihrem unverschämten Brief bescheinigte, sagte ich in einer schwachen Stunde zu Polizeipräsident Borck: "Und wissen Sie, Herr Borck, was das Allerschlimmste an diesem Brief ist? Die Gauleitung hat mit ihm recht!" Borck amüsierte sich sehr darüber, konnte ~~es~~ es mir aber auch nicht bestreiten. Dann kam mir aber ~~auch~~ noch ein weiterer Umstand hinzu, der mir meine Haltung außerordentlich erleichterte: Nach dem Abgang von Göppert hatte ich das große Glück, im Regierungspräsidenten Zur Bonsen wieder einen Vorgesetzten zu bekommen, mit dem ich in meinen Anschauungen restlos übereinstimmte, und der durch dick und dünn mit mir zusammen einen entschiedenen Kampf gegen die Partei-Tyrannie führte. Oder lieber will ich umgekehrt sagen: Die Partei führte den Kampf gegen uns. Denn als Schwede-Coburg wie ein unbeschriebenes Blatt mit seinen bayrischen Trabanten- wir nannten sie die "bayrische Invasion"- in Stettin seinen Einzug hielt, hatten wir den besten Willen, ehrlich mit ihm zusammenzuarbeiten und uns gut mit dem neuen Herrn zu stellen. Gleich die ersten Erfahrungen mit ihnen waren sehr wenig ermutigend. Meinen ersten Eindruck von Schwede habe ich bereits geschildert. Inzwischen kam Zur Bonsen vom Urlaub zurück und wartete zunächst vergeblich darauf, daß sich der Oberpräsident in irgend einer Form mir ihm bzw. der Regierung in Verbindung setzen würde. Es erfolgte aber nichts. Anscheinend wußte der neue Herr Oberpräsident garnicht, was eine Regierung überhaupt sei. Woher sollte er es auch wissen? Als Obermaat hatte er es bestimmt nicht gelernt und als Gauleiter von Coburg sicherlich auch nicht. Schließlich

kamen wir im hohen Rat der Regierung überein, daß vom Regierungspräsidenten der erste Schritt erfolgen und er sich zu einer persönlichen Vorstellung anmelden solle; denn es war ein unmöglicher Zustand, daß Oberpräsident und Regierungspräsident wochenlang neben einander residierten, ohne von einander Notiz zu nehmen. Zur Bonsen meldete sich also telephonisch an, worauf eine sehr ungnädige Stimme lediglich erwiderte, : "Es ist durchaus nicht nötig, daß Sie sich anmelden. Ich werde Sie schon zu mir bestellen, wenn ich es für erforderlich halte." Einen größeren Affront konnte man sich eigentlich nicht vorstellen, und mir war es sofort klar, daß Schwede gegen unsern Regierungspräsidenten beeinflußt und voreingenommen sei. Diese Annahme wurde bei mir zur Gewisheit, als Schwede einige Tage später Zur Bonsen zu sich bestellte, ihn in Hemdsärmeln(!) empfing und unverschämt behandelte. Der Regierungspräsident kam von diesem Besuch so empört zurück, wie ich ihn noch nie gesehen hatte. Auch ihm war es nunmehr klar, daß Schwede bereits mit der Absicht hergekommen war, ihn möglichst bald zu beseitigen. Was war der Grund? Auch dieser war uns klar: Gläubiger Katholik! Das genügte. Laut und deutlich war seit Jahren verkündigt worden, der Nationalsozialismus führe zwar einen Kampf gegen das Centrum, den politischen Katholizismus, niemals aber natürlich gegen die Kirche. In diesem Sommer konnte man die Verlogenheit dieser Phrase in Reinkultur erkennen, und die Ablehnung des Regierungspräsidenten Zur Bonsen lieferte einen neuen Beweis dafür; denn er war P.G. und hatte sich seiner Zeit mit Freuden und aus Idealismus der vaterländischen Bewegung angeschlossen, war aber ein treuer Sohn seiner Kirche geblieben und ließ seine Söhne in einem christlichen Institut erziehen. Daneben war er ein selten tüchtiger Verwaltungsbeamter mit liebenswürdigen, entgegenkommenden Formen und einem strengen Gerechtigkeitssinn. Was hätte er dem neuen Régime für ein prächtiges Objekt abgeben können, um aller Welt zu beweisen, daß der Nationalsozialismus tatsächlich nicht gegen die Kirche eingestellt wäre! Ich sagte stets, ein solch tüchtiger Regierungspräsident, der zugleich P.G. und gläubiger Katholik sei, müsse in Watte gepackt werden. Statt dessen ging sofort die Hetze gegen ihn los, schlimmer noch, als seiner Zeit gegen Göppert! Ich wußte nicht, worüber ich empörter war, ob über die verlogene Niedertracht und antichristliche Gesinnung oder die politische Dummheit, die aus dem allen sprach. Denn eins war sicher: Die Hetze wurde von oben gelenkt. Das alte Lied: Der X. muß ver-

Institut

schwinden, also sucht etwas gegen ihn!

Ich war in mehr als niedergedrückter Stimmung. Nach dem reinigenden Gewitter, das über Stettin gezogen war, hatte man gehofft, jetzt ruhigere und bessere Zeiten zu erleben. Wir hatten das unerwartete und unverhoffte Glück, gehabt, nach der empörenden Versetzung von Göppert wieder einen Regierungspräsidenten zu bekommen, mit dem wir völlig d'accord waren, und unter welchem wir mit neuem Mut an eine segensreiche Arbeit hätten gehen können- und das hatte Pommern weißgott nötig, alles soßen auf dem besten Wege dazu zu sein, und nun ging die Hetze von Neuem los, bössartiger und widerwärtiger, denn je. Alles, was man von der neuen Gauleitung, die nunmehr auch noch die staatliche Macht des Oberpräsidiums in sich vereinigte, sah und hörte, war nicht dazu angetan, uns mit großer Liebe zu ihr zu erfüllen. Zunächst einmal erklärte Schwede, er denke nicht daran, in das alte, winklige Schloß, das den königlichen Oberpräsidenten gut genug gewesen war, hineinzuziehen. Plötzlich erschien er bei uns Bonsen und verlangte in brutaler Weise von ihm, sofort die halbe Wohnung zu räumen, da er hineinziehen wolle. Er brauche den "Blick auf den Hafen", was ja bei dem ehemaligen Obermaat vielleicht auch verständlich war. Die Familie Zur Bonsen hatte kaum Zeit, ihre Sachen auszuräumen, als auch bereits die Handwerker erschienen und die schöne, repräsentative Präsidentenwohnung zu verschandeln begannen. Die Kosten dafür gingen in die Hunderttausende. Von der gleichen Brutalität erfüllt und von keiner Sachkenntnis getrübt waren die meisten Erlasse, die wir von dem neuen Oberpräsidenten erhielten. Meist waren sie natürlich undurchführbar, aber Schwede gefiel sich in der Rolle des neuen Besens, der den Staub und den Unrat einer verkalkten, reaktionären Regierung wegfegen und sie mit neuem, frischen und nationalsozialistischen Geist erfüllen müsse. Dies verkündete er laut in Ubler, demagogischer Weise in der Öffentlichkeit, und wie jeder Demagoge, fand er natürlich blödes Herdenvieh, das ihm Beifall zubrüllte, zumal den Angegriffenen in dem "neuen Staat der Freiheit" ja jede Möglichkeit verbaut war, sich zu verteidigen und den von ihm verzapften Unsinn richtig zu stellen. Man kam sich verraten und verkauft vor und begann oft geradezu, sich nach der Herrschaft der früheren Gauleitung, so schlimm auch sie gewesen war, zurückzusehnen. Aber das, was man in Stettin erlebte, war ja nur ein Spiegelbild von dem, was im ganzen Reiche vor sich ging; und zentnerschwer lastete die

Institut

Sorge um die Zukunft von Volk und Vaterland auf mir. Aller scheinbare Aufstieg und vieles Begrüßenswerte konnte mich nicht mehr darüber hinwegtäuschen und-trösten, daß hinter den glänzenden Kulissen Verlogenheit, Rechtlosigkeit und Brutalität, kurz-das Antichristentum herrschten.

In trüber Stimmung begab ich mich am Morgen des 2. August, dem 20 jährigen Erinnerungstage des Kriegsbeginns wie stets auf die Regierung. Die Nachrichten über den Gesundheitszustand des "alten Herrn in Neudeck" hatten von Tag zu Tag trüber und hoffnungsloser gelautes. Im Laufe des Vormittags, während einer Besprechung in meinem Dienstzimmer, kam Fräulein Tesch herein-gestürzt und sagte mit zitternder Stimme: "Der Herr Generalfeld-marschall von Hindenburg ist heute Morgen verschieden." Ich brach sofort die Sitzung ab und ging zum Regierungspräsidenten herüber, der bereits die ganze Gefolgschaft in den großen Sit-zungssaal befohlen hatte. Wir drückten uns nur stumm die Hände, und dann sagte Zur Bonsen lediglich: "Was nun?" - "Ja, was nun?" sagte auch ich, mehr nicht; aber in diesen wenigen Worten von uns lag eine Welt von Sorgen und Befürchtungen. Wir gingen zu-sammen in den großen Sitzungssaal, wo bereits alles versammelt war, und wo der Regierungspräsident in einer kurzen, schönen Ansprache den Tod des Reichspräsidenten verkündete. Ich stand am Fenster und konnte es nicht verhindern, daß mir plötzlich die Tränen aus den Augen stürzten. Ich schämte mich etwas dieser sentimentalen Schwäche und schob sie auf meine angegriffenen Ner-ven. Jetzt bin ich mir dessen deutlich bewußt, welcher Gedanke mich in jenem Augenblick erfüllte: Das letzte Bollwerk gegen die braune Flut war gefallen.

In überstürzter Eile wurde die Vereidigung auf das neue Reichsoberhaupt, den Führer Adolf Hitler, angeordnet und durch-geführt. Noch am Abend des gleichen Tages war unter Fackelbe-leuchtung auf der Balkonterrasse eine große Feier, wobei, wenn ich nicht irre, die Massenvereidigung der Beamtenschaft zusam-men mit der der Reichswehr vor sich ging. Mir ist diese Veran-staltung im Scheine der Fackeln als düsteres Leichenbegängnis in Erinnerung geblieben.

Wenn auch im Staatsgefüge jetzt kein Bollwerk gegen die schrankenlose Parteityrannei mehr vorhanden war, so gab es doch außerhalb derselben noch ein solches: Generalfeldmarschall v. Mackensen! Und völlig außerhalb des Staates stand er nicht einmal, denn da ein Feldmarschall niemals "außer Dienst" ge-

Institut

stellt werden konnte, war er noch aktiver Soldat, was sich äußerlich schon darin dokumentierte, daß er zwei Majore als persönliche Adjutanten hatte. Mit dem einen von ihnen, Graf Hülsen, war ich gut bekannt, den Namen des anderen habe ich vergessen. Mit seinem nachmaligen Adjutanten, Major, später Oberst von Gersdorff, auch aus dem Regiment Hindenburgs und meines Schwagers Plehwe, dem 5. Garde-Regiment hervorgegangen, freundete ich mich sehr an.

Der alte Feldmarschall v. Mackensen war also gottlob noch da und sah zum Glück auch nicht danach aus, als ob auch er bald abscheiden würde. Er war frisch und munter wie ein Leutnant von 20 Jahren, machte jeden Morgen einen weiten Spazierritt, beobachtet scharf, was um ihn her vorging, interessierte sich glühend für alle Ereignisse der weiteren und engeren Politik und trat allem Unrecht, wo er ein solches witterte, mit aller Macht entgegen. Daß wir ihn zum Freunde hatten, gab uns ein großes Gefühl der Sicherheit. Unter "wir" verstehe ich in diesem Falle insbesondere den Regierungspräsidenten Zur Bensen, den Polizeipräsidenten a.D. und Dirigenten der Abteilung Ib Borek sowie mich; denn wir drei bildeten nunmehr das "zweite Triumvirat" auf der Regierung mit Frontrichtung gegen die Partei, welche sich jetzt in Schwede-Coburg verkörperte. Wir verkehrten auch viel außerdienstlich mit einander, und es vergingen kaum mehr zwei Tage, ohne daß mich Regierungspräsident Zur Bensen nicht nach dem Dienst mit zu sich herüber nahm, sei es Mittags zum Gabelfrühstück, sei es zum Abendessen, wobei ich von seiner Gattin stets mit echt rheinischer Liebenswürdigkeit und Gastlichkeit aufgenommen wurde. Viele interessante Leute, zumal auch aus dem Westen, traf ich dabei oft dort an. Auch mit Feldmarschall und Frau v. Mackensen war ich öfters sowohl bei Zur Bensen als auch bei Boreks im kleinen Kreise zusammen. An einem Abend z.B., nach dem Essen, nahm der Feldmarschall- ich weiß nicht mehr, aus welcher Veranlassung- vom Balkon der Regierungspräsidentenwohnung irgend eine Ovation entgegen, einen Fackelzug oder einen Vorbeimarsch. So etwas erfreute ihn stets sehr. - Über den Tod seines Freundes Hindenburg war er außerordentlich betrübt und kam nur schwer darüber hinweg, er war auch bei den Beisetzungsfeierlichkeiten in Neudeck und in Tannenberg gewesen und erzählte viel davon. Ergänzend berichtet dann mein Schwager Plehwe. Besonders erfüllt waren beide von der wundervollen, von tief christl

licher Gläubigkeit erfüllten Gedächtnisrede des Feldbischofs Dohrmann, worauf es wie ein Affront gegen diesen und wie eine Blasphemie gewirkt hatte, als Hitler nach der Leichenpredigt sagte: "So gehe nun ein in Walhall, du toter Feldherr!" Es gehörte auch ein starkes Stück von Taktlosigkeit dazu, solche Worte in das Grab eines Mannes nachzurufen, dessen fast letzte Worte gewesen waren: "Gebt mit mein Neues Testament in die Hände. So, nun kann ~~Mein~~ Freund Hein kommen." Ich freute mich aber, daß gerade Dohrmann dem Feldmarschall die Leichenrede gehalten hatte; denn selten haben mich Predigten so gepackt wie die dieses Mannes. Er war bisher Militärpfarrer in Stettin gewesen, und regelmäßig hatte ich seine Gottesdienste in der Garnisonkirche besucht, bei denen stets eine solche Menschenfülle anwesend war, daß keine Stecknadel zur Erde fallen konnte. Aber die beständigsten Zuhörer seiner Predigten waren wohl der Feldmarschall v. Mackensen und ich, wobei zu bemerken ist, daß ersterer immer eine ziemlich lange Anfahrt von Falkenwalde bis zur Garnisonkirche hatte, während ich von meiner Wohnung nur schräge über den Hohenzollernplatz hinübergehen brauchte. Es tat mir daher sehr leid, daß Dohrmann von Stettin versetzt wurde, um Feldbischof in Berlin zu werden. Sein Nachfolger in Stettin war Garnisonpfarrer Schackla, ein Kätiner, etwas kränklich aussehender Mann, den ich auch persönlich kannte. Er machte einen netten Eindruck und predigte auch ganz gut, aber er hatte eben das Pech, Nachfolger von Dohrmann zu sein, an den er doch nicht heranreichte.

Wie ich schon erwähnte, begrüßte mich der Feldmarschall nach der Kirche immer sehr freundlich und verwickelte mich oft in ein längeres Gespräch über die brennenden Tagesfragen, wie er dieses auch meist anläßlich von offiziellen Gelegenheiten tat. Das war nun zwar immer sehr ehrenvoll und erfreulich für mich, hatte aber einen großen Haken. Der gute Feldmarschall hatte nämlich die Eigenschaft, die wohl in seinem offenen und unkomplizierten Charakter lag, die intimsten und heikelsten Angelegenheiten auch coram publico mit mir zu erörtern, als ob wir eingeschlossen in seinem Arbeitszimmer zusammensäßen. Er nahm mich zwar stets etwas beiseite und dämpfte ein wenig seine Stimme, dachte aber nicht, daß dadurch das Interesse des Publikums erregt wurde und daß zumal die Parteigewaltigen wie die Lachse aufpaßten, daß ihnen auch kein Wort des Feldmarschalls eginge. In dieser Beziehung war er jenseits von Gut und Böse. So fragte er mich denn eines Tages nach Schluß einer großen milit

rischen Feier unter freiem Himmel inmitten eines dichten Ringes von Zuhörern aus Partei, Reichswehr und Staat, die zwar in achtungsvoller Entfernung standen, aber auch noch so nah, daß ihnen kein Wort entgehen konnte: "Na, nun sagen Sie mal, mein lieber Herr von Stutterheim, wie sind Sie denn mit dem neuen Gauleiter zufrieden? Was macht er Ihnen für einen Eindruck und was halten Sie von ihm? Das interessiert mich natürlich sehr." Ich glaube, er war etwas erstaunt, als ich sehr zurückhaltend antwortete; denn ich erblickte auf 5 Meter Entfernung die gespannten Fuchsgesichter der mir bereits bekannten Kreaturen des neuen Gauleiters und Oberpräsidenten und meines Wissens sogar diesen selbst. Später übersetzte ich dieses Gespräch wieder Salmuth ins Militärische dahin, daß die Frage des Feldmarschalls genau dem entsprochen hätte, als wenn er ihm im Kreise des Generalkommandos gemütlich gefragt hätte: "Nun sagen Sie mal offen, mein lieber Salmuth, wie sind Sie denn mit Ihrem Kommandierenden General v. Bock zufrieden und was halten Sie von ihm?" Oberst v. Salmuth amüsierte sich höchlichst bei diesem Gedanken. Noch heikler war ein anderes Gespräch, das zu/fällig unter fast genau den gleichen Umständen erfolgte. Hier war der Gauleiter bestimmt zugegen. Der Feldmarschall besprach wiederum verschiedene Angelegenheiten mit mir, wobei der Kampf gegen die "bekenntende Kirche" einen breiten Raum einnahm. In diesem Augenblick trat Graf Hülssen zum Feldmarschall heran und flüsterte ihm zu, er hätte soeben gehört, daß bereits wieder einige evangelische Geistliche von der Geheimen Staatspolizei verhaftet worden waren. Der Feldmarschall gab seiner Empörung hierüber ziemlich laut Ausdruck und sagte dann zu mir kopfschüttelnd wörtlich: "In was für schrecklichen Zeiten leben wir bloß! Man denke! Es galt ja bereits als höchst verdächtig, wenn man nicht bei jeder Gelegenheit versicherte, daß man in den schönsten und größten Zeiten seit Erschaffung der Welt lebe. Und nun wurde hier aus berufenem Munde laut und vernehmlich verkündet, daß die Zeiten schrecklich wären! Ich stellte aber mit Befriedigung fest, daß der Generalfeldmarschall v. Meckensen sich gottlob noch immer ein freies Wort leisten durfte! Hätte ich es gesprochen, würde es für mich das Konzentrationslager bedeutet haben! Nebenbei bemerkt, entnahm ich aus der Äußerung des Polizeipräsidenten und Stapostellen-Leiters, Hermann am folgenden Tage, daß die Äußerung Meckensens sehr deutlich gehört und verstanden war. Er sagte nämlich ganz allgemein, man

Institut

müsse ja dem Feldmarschall wegen seines Alters und seiner Verdienste ums Vaterland Vieles zugute halten, und das täte ja auch die Geheime Staatspolizei.

Je stärker der Kampf gegen die Bekenntniskirche geführt wurde, desto mehr konsolidierte sie sich, und desto rapider nahm der Einfluß des sogenannten "Reichsbischofs" Müller innerhalb der Kirche ab, zumal auch die "deutschen Christen" noch in zwei Richtungen sich gespalten hatten. In diesen Tagen gab ich ein kleines Abendessen, zu dem u.a. Regierungspräsident Zur Bonsen mit Gattin und Baron Buddenbrock aus Greifenhagen zusammen mit seiner Tante, meinem "Potsdamer Schutzengel" geladen waren. Tante Freda war ganz auf der Höhe und so aufgekratzt, wie ich sie selten gesehen hatte. Ihr Humor, aber auch ihr Kampfgeist gegen Partei, deutsche Christen und Reichsbischof Müller waren jedenfalls ungebrochener denn je. Mit Regierungspräsident Zur Bonsen verstand sie sich ausgezeichnet, auch gerade, trotz des konfessionellen Unterschiedes, in religiöser Beziehung. Es war aber gut, daß der Reichsbischof nicht zugegen war; eine Beleidigungsklage gegen die Freiin v. Buddenbrock, wohnhaft in Potsdam, Kurfürstenstraße 21, hätte es bestimmt gegeben! Zur Bonsen amüsierte sich königlich über ihren christlichen Kampfeifer, besonders, als sie lebhaft und voller Zorn zu ihm sagte: "Wissen Sie, Herr Zur Bonsen, diesem Reichsbischof Müller wünsche ich wirklich die Hölle! Das heißt---nein, pfui, wie kann ich man so etwas als Christ sagen! Aber, wenn ich, wie Sie, katholisch wäre, dann würde ich ihm ein recht langes Fegefeuer wünschen, 100.000 Jahre mindestens."

Bald nach Hindenburgs Tod veröffentlichten die Zeitungen sein politisches Testament. Ich las es mir sehr aufmerksam durch und stutzte. Die Worte trugen so garnicht den Stil des alten Herrn, sondern weit mehr den von Göbbels und des Propaganda-Ministeriums. Als ich vollends an die Stelle kam, in der er das deutsche Volk beschwor, dem Nationalsozialismus treu zu bleiben und weiter ausführte, daß in ihm das einzige Heil des Vaterlandes läge, wurde es mir zur Wahrscheinlichkeit: Das Testament ist gefälscht! Ich wollte Klarheit hierin haben und sprach mit einigen Bekannten darüber. Als ich aber ~~den~~ Gedanken äußerte, ob das Testament vielleicht garnicht von Hindenburg, sondern von einem gewandten Herrn des Propagandaministeriums oder von Göbbels selber verfaßt wäre, blickten sie mich nur erschrocken an. Später

sagte ich einmal zu meiner Schwester Ika: "Fragt doch einfach mal Oskar Hindenburg, ob sein Vater dies merkwürdige Testament wirklich selbst aufgesetzt hat". Aber auch Ika sah mich nur entsetzt an, blickte sich angstvoll um, ob auch niemand diese fürchterlichen Worte gehört hätte, und flüsterte mir nur zu: "Um Gottes Willen, Jo, wie kannst du nur so etwas sagen! Wenn es einer hört, werden wir alle erschossen; und Oskar Hindenburg können wir so etwas doch nicht fragen". Ich tat es aber doch, zwar nicht Oskar Hindenburg, aber meinen Corpsbruder Brockhausen aus Justin, den Enkel des Feldmarschalls. Dieser sagte lediglich: "Bitte, frag mich nicht danach". Diese Antwort genügte mir.

In diese aufregenden Zeiten, die die Nerven mehr als gut belasteten, fiel wieder als Friedensperiode meine Fahrt in die Heimat im Spätsommer 1934 zum 65ten Geburtstag meines Vaters am 13. September. Ich reiste dieses Mal wieder per Schiff über die Ostsee, was sehr viel bequemer war, als die endlose Eisenbahnraterei über Stolp;Gdingen-Danzig-Königsberg, mit Smalligen Passieren von Auslandsgrenzen. Auf den Dampfern des Seediens-tes Ostpreußen stand der Regierung in Stettin eine Kabine zur Verfügung, für die man sich nur vorher anmelden mußte. Am Nachmittag fuhr ich von Stettin nach Swinemünde und ging dort Abends gleich an Bord des Dampfers "Preußen", wo bereits alles für mich hergerichtet war und ich die schön ausgestattete Kabine wie ein gutes Hotelzimmer bezog. Mit dem Kapitän und vor allem dem Herrn Zahlmeister - der wichtigsten Persönlichkeit auf einem Schiffschloß ich rasch Freundschaft und wurde außerordentlich aufmerksam von den Stewards bedient. Wie ich une fois de plus dankbar konstatierte, hatte meine Stellung, unter der man oft seufzte, doch auch ihre Vorteile! Ich reiste wie ein Fürst. In dem geräumigen Speisessaal aß ich sehr gut zu Abend, saß noch mit dem netten Zahlmeister, dessen Namen ich leider vergessen habe, bei guter Zigarre und ebenso guten Getränken im Rauchsalon zusammen, zog mich dann in meine geräumige Kabine zurück, wo ich schreiben und lesen konnte, und ließ mich darauf bei mäßigem Seegang in den Schlaf wiegen. Am Morgen war dann schon die ostpreußische Küste in Sicht, man nahm ein schönes, kräftiges Frühstück ein, und um die frühe Mittagszeit legte man in Pillau an, von wo dann in knappen 2 Stunden zu Hause war und am gemütlichen Vespertisch bei Kaffee und Waffeln dem Vater und der Baroness von den aufregenden Stettiner Erlebnissen berichten mußte.

EB 129-2-182

Am 13. September wurde der Geburtstag des Hausherrn in der üblichen Weise durch ein Verwandtschaftsdiner gefeiert. Auch für dieses Essen liegt mir die Tischordnung noch vor. Auf der Rückseite steht der Vermerk "Vaters letzter Geburtstag"; und daher will ich sie hersetzen:

- Hausherr
- Frau v. Huebbenet
- Herr v. Gottberg- Pr. Wilten
- Freifrau v. der Goltz- Mertensdorf
- Kammerherr v. Flehwe- Dwarischeken
- Frau v. Gottberg- Pr. Wilten
- Regierungsvizepräsident v. Alt- Stutterheim
- Freifrau Ellen v. der Goltz
- Heer v. Below- Serpente
- Baronesse v. Buhl
- Herr stud. jur. v. Stutterheim
- Herr v. Szymonski
- Frau Paula Victoria v. Flehwe
- Freiherr Wittig v. der Goltz
- Baron v. Buhl- Postehnen
- Frau v. Flehwe- Dwarischeken
- Herr v. Alt-Stutterheim- Georgenau
- Frau v. Below- Serpente
- Hausherr

Aus diesem Placement ist Manches zu ersehen. Der Hausherr führte mal wieder die "gute, alte Huebbenet" zu Tisch und saß schräg gegenüber der "schönen Frau" (Frau v. Gottberg- Pr. Wilten). Nach langen Jahren befand sich mal wieder ein Szymonski an der Sophienthaler Tafel. Es war dies Andreas, der einzige Sohn aus dem inzwischen verkauften Kloschehen. Mein Schwager Goltz fehlte, wohl weil er kränklich war oder sich zur "Kur bei Büttner" befand; desgleichen fehlte meine Cousine Margarethe aus Georgenau geborene v. der Marwitz und Isi, die Gattin von Eberhard Buhl, die auch stets viel kränklich war. Dafür waren die Kinder meines Mertensdorfer Schwagers, die Serpente Belows, anwesend und ebenso zu diesem letzten Geburtstag ihres geliebten "Opa" Paula Victoria Flehwe, das "Paulinchen". Vor allem aber war in der Familie eine gewichtige Änderung insofern eingetreten als das junge Paar Wittig und Ellen Goltz inzwischen seinen Einzug in Mertensdorf gehalten hatte, und meine gute Schwester Eita

nun zur "alten Frau Baronin" avanciert war, wozu sie jedoch gemäß übereinstimmendem Urteil mit ihren 55 Jahren und nach ihrem Aussehen noch zu jung war. Vor allem dachten wir daran, daß meine Mutter mit 60 Jahren in Waldeck für die Leute noch immer "die junge gnädige Frau" geblieben war.

In unserer weiteren Familie war noch eine andere Eheschließung in diesem Jahr erfolgt: Meine Cousine, Frau v. St. Paul-Otten- alias Elisabeth Bolschwing-, die von ihrem Mann geschieden war, hatte sich mit Hellmuth v. Sanden, Rittmeister im Reiter- Regiment 5 in Stolp, verheiratet. Der Grund für die Scheidung der St. Paul'schen Ehe war nicht nur in der Familie, sondern in der ganzen Gesellschaft offenes Geheimnis. Es war die tiefe Liebe, die Leo St. Paul-Otten seit Langem zu der schönen anziehenden Frau von Cord Restorff- Schwengels, geborenen Gräfin Kielmannsegg, Schwägerin von Ruth, gefaßt hatte, und gegen die kein Kraut gewachsen war. Die Restorff'sche Ehe bestand merkwürdiger Weise noch weiter, und The Restorff erfreute sich auch weiterhin in der Familie ihres Mannes großer Beliebtheit; aber trotzdem konnte die Trennung dieser Ehe eigentlich nur noch eine Frage ^{von Monaten} ~~der~~ ^{Zeit} sein.

Mitte September kehrte ich wieder in das Joch nach Stettin zurück. Daß ich auch bei der neuen Gauleitung nicht enfant gâté war, wurde mir von Tag zu Tag klarer, und dieses Bewußtsein erhöhte nicht gerade meine Schaffensfreudigkeit. Aber es gab doch Manches, was mir das Dasein versüßte und mir über vieles Unangenehme und Widerwärtige hinweghalf. Dazu gehörte erstens: einmal meine gemütliche Häuslichkeit, die mir Fräulein Beyer, die Krone aller Haushälterinnen, und sogar die anmutige Selma, auch wenn die Grazien und Muses nicht bei ihr Paten gestanden hatten, so schön und behaglich wie möglich zu gestalten versuchten, und die von lieben Gästen immer reich frequentiert war; dazu gehörte weiterhin die nette Stellung, die ich auch bei der Stettiner Regierung im Allgemeinen hatte, und dazu gehörte vor allem das enge und vertraute Verhältnis, das mich mit meinem Regierungspräsidenten verband, und das man nur als "einmalig" und "ideal" bezeichnen konnte. An Borek, der als dritter im "Triumvirat" mit dazu gehörte, schloß ich mich auch von Tag zu Tag enger an, und es gab im Regierungsbezirk Stettin wohl kaum mehr eine Sache von einigermaßen Wichtigkeit, die nicht innerhalb dieses "Triumvirats" erörtert und entschieden wurde.

Institut

Auñ verwandschaftliche Beziehungen hatte ich in Stettin; sie betrafen meinen Vetter Barthold Osterroht mit seiner schönen jungen Gattin Trudi, einer Deutsch-Brasilianerin und seinem netten kleinen Sohn Klaus. Mein Vetter stammte von dem großen, schönen Besitz Strellentin in Hinterpommern, der inzwischen auch der Landwirtschaftskrise zum Opfer gefallen und verkauft worden war. Frau v. Osterroht-Strellentin, Tante Else, war eine Alt-Stutterheim aus Peterkau und rechte Cousine meines Vaters. Von ihren anderen Söhnen war der eine mit einer geb. von Braunschweig, der andere mit einer geb. v. Clavé-Bouhaben verheiratet. Letztere war einmal in Potsdam mit der Bitte zu mir gekommen, ihren Sohn in einem Potsdamer Institut unterzubringen, was mir auch gelungen war. Den jüngsten Bruder von Barthold, Axel, der unverheiratet war, hatte ich öfters in Ostpreußen gesehen, desgleichen die beiden Schwestern Eva und Käthrin. Mit einem der Osterroht'schen Brüder war ich zufällig zusammengetroffen, als ich in Potsdam einen Besuch bei der reizenden alten Exzellenz v. Natzmer, Schwägerin von Frau v. Stach-Sporwitten, abstattete. Wir tranken Liqueur zusammen und konstatierten im Laufe des Gesprächs, daß wir Vettern wären, werauf wir uns natürlich duzten. Trudi Natzmer, die Tochter des Hauses, die während dieses Gesprächs hinausgegangen war, staunte aufs höchste, daß wir beide, die wir uns noch vor einer halben Stunde formell vorgestellt hatten, uns jetzt plötzlich "du" nannten, und rief aus: "Es ist doch immer das daselbe bei Herren! Kaum trinken sie Schnaps zusammen, so machen sie mit einander Brüderschaft!"

Barthold Osterroht, Ritter des Pour-le-mérite-lebte als Hauptmann a.D. in Stettin und hatte dort irgend eine Stellung bei einer Parteiorganisation, ohne jedoch sehr engagierter Nationalsozialist zu sein, wenn er auch ein wenig dem Grundsatz huldigen mußte "Wes Brot ich esse, des Lied ich singe." Ich war stets sehr gern und öfters bei dem jungen Ehepaar, und ebenso dieses umgekehrt bei mir. Sie waren gleichfalls gut bekannt mit Feldmarschall v. Mackenen, und m.W. hatte sich dieser sogar in Strellentin mit seiner jetzigen Frau verlobt. Tante Else und die alte Gräfin Osten waren befreundet mit einander.

Das, was mich in diesem Herbst 1934 am meisten bedrückte, war die offenkundige und nichtachtende Ablehnung, die seitens Schwede-Coburgs und der ganzen Geuleitung dem Regierungspräsidenten Zur Bonsen zuteil wurde, und die auch dem Feldmarschall

v. Mackensen nicht verborgen blieb und diesen ärgerte. Ich sah den baldigen Sturz zur Bionssens vor Augen und war schon aus rein egoistischen Gründen darüber sehr deprimiert. Nachdem ich in diesem Stettiner politischen Chaos das unerhörte Glück gehabt hatte, 2 Regierungspräsidenten hinter einander anzutreffen, mit denen ich so völlig harmonierte, und so reibungslos zusammenarbeitete, konnte ich schon nach der Wahrscheinlichkeitsrechnung nicht darauf zählen, daß dieses auch zum dritten Mal der Fall sein würde. Wer würde Nachfolger werden? Voraussichtlich ein 150 prozentiger Parteigenosse und Freund von Schwede-Coburg, mit dem ich mich sicherlich in den ersten 8 Tagen überwerfen würde. Dann stand ich ebenso wie auch Borek aber ohne jede Stütze da und auf Gnade und Verderb dem Gauleiter ausgeliefert! Ich blickte also sehr düster in die Zukunft, viel mehr, als der Regierungspräsident selbst, der munter und vergnügt seinen Weg ging, sich zwar öfter über gar zu plumpe Angriffe des Gauleiter-Oberpräsidenten auch ärgerte, meist aber zu sagen pflegte: "Ich werde mich doch durch solche Lumpenkerle nicht aus der Ruhe bringen lassen."
